

WISSEN – KOMPETENZ – TEXT

Herausgegeben von Christian Efing, Britta Hufeisen
und Nina Janich

Anastasija Kostiučenko /
Martha Kuhnhen (Hrsg.)

Die Macht des Kontextes:
Sprache(n)
und Kommunikation

16

Der interdisziplinäre Band postuliert eine Macht des Kontextes und erklärt, was darunter verstanden wird. Die Beiträge beleuchten und hinterfragen die Macht des Kontextes in dessen Relationen zu Sprache(n), Gesellschaft(en) und Medien. Dies geschieht teils aus philologischem, teils aus sozialwissenschaftlich-kommunikationswissenschaftlichem Blickwinkel und schließt jeweils mit Thesen zur Macht des Kontextes. Der Fokus in den Beiträgen lässt sich entlang der sozialwissenschaftlichen Ebenen (Mikroebene, Mesoebene, Makroebene) differenzieren. Mit Blick auf die gewonnenen Erkenntnisse eröffnet sich die Perspektive einer breit verstandenen Kontextlinguistik, und es werden Impulse und Anknüpfungspunkte für weitere Forschung in den Einzeldisziplinen sowie für disziplinenverbindende Forschung geboten.

Anastasija Kostiučenko ist promovierte wissenschaftliche Mitarbeiterin an den Instituten für Baltistik und Slawistik der Universität Greifswald.

Martha Kuhnhen ist promovierte wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Politik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Greifswald.

Die Macht des Kontextes: Sprache(n) und Kommunikation

WISSEN – KOMPETENZ – TEXT

Herausgegeben von Christian Efing, Britta Hufeisen
und Nina Janich

Band 16

Zu Qualitätssicherung und Peer Review der vorliegenden Publikation

Die Qualität der in dieser Reihe erscheinenden Arbeiten wird vor der Publikation durch externe, von der Herausgeberschaft benannte Gutachter:innen im Double Blind Verfahren geprüft. Dabei sind die Autor:innen der Arbeit den Gutachter:innen während der Prüfung namentlich nicht bekannt; die Gutachter:innen bleiben anonym.

Notes on the quality assurance and peer review of this publication

Prior to publication, the quality of the work published in this series is double blind reviewed by external referees appointed by the editorship. The referees are not aware of the author's name when performing the review; the referees' names are not disclosed.

Anastasija Kostiučenko / Martha Kuhnenn (Hrsg.)

Die Macht des Kontextes: Sprache(n) und Kommunikation



PETER LANG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Die Open-Access-Publikation dieses Bandes wurde durch die Universität Greifswald gefördert.

Herausgeberinnen und Verlag danken den Lehrstühlen für Baltistik sowie für Kommunikationswissenschaft der Universität Greifswald für die Unterstützung der Publikation dieses Bandes.

ISSN 1869-523X

ISBN 978-3-631-87346-5 (Print)

E-ISBN 978-3-631-87533-9 (E-PDF)

E-ISBN 978-3-631-87534-6 (EPUB)

DOI 10.3726/19559



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung 4.0 Internationalen Lizenz (CC-BY).
Weitere Informationen: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

© Anastasija Kostiučenko / Martha Kuhnhenh, 2022

Peter Lang – Berlin · Bern · Bruxelles · New York ·
Oxford · Warszawa · Wien

Diese Publikation wurde begutachtet.

www.peterlang.com

Inhalt

Einleitung und Eröffnungsrede	7
--	---

Anastasija Kostiučenko & Martha Kuhnenn

Die Macht des Kontextes: Sprache(n) und Kommunikation.

Einleitende Worte	9
-------------------------	---

Mathias Niendorf

Die Macht des Kontextes – Ohnmacht der Wissenschaft?	15
--	----

I Kontext aus sprach-, kultur- und literaturwissenschaftlicher Perspektive

Birte Arendt

Nextness in Gesprächen. Kontext in mikroanalytischer Perspektive am

Beispiel von Repetitionen	31
---------------------------------	----

Roman Dubasevych

Die (Über)Macht des Kontextes. Einige Beobachtungen zum Ideentransfer
im postsowjetischen Raum

51

Christina Gansel

Kontext und Kontextualisierung – Wissensbezogene und wissenschaftliche
Kommunikation in historischer Perspektive

85

Stephan Kessler

Der Kontext als Position im Interaktionsritual	115
--	-----

Holger Kuße

Baum und *Bachelor*: Überlegungen zum Thema Kontext und Invarianz.

Mit einigen Beispielen aus dem Deutschen, Englischen und Russischen	141
---	-----

Andreas Ohme

Kontext(e) als Problem der Literaturwissenschaft. Kritische Betrachtungen
zur literaturwissenschaftlichen Methodologie

169

II Kontext aus sozialwissenschaftlich-kommunikationswissenschaftlicher Perspektive

Klaus Beck

Kommunikation im neuen Kontext: Vom Medienkontext zum Datenkontext 193

Jakob Jünger

Die Macht der APIs: Online-Plattformen als Kontextfaktoren wissenschaftlicher Forschung 215

Jana Kiesendahl

Kontextualisierungsverfahren in hochschulischen Online-Seminaren 239

Kerstin Thummes

Diskursregeln als (un)sichtbare Macht des Kontexts?
Das Diskursverständnis von Rezipient*innen und ihre Wahrnehmung der Machtverhältnisse in der öffentlichen Meinungsbildung 255

III Konklusion

Anastasija Kostiučenko & Martha Kuhnhehn

Greifswalder Thesen zur Macht des Kontextes – eine Konklusion und ein Ausblick auf eine breite Kontextlinguistik 275

Autor*innenverzeichnis 307

Einleitung und Eröffnungsrede

Anastasija Kostiučenko & Martha Kuhnenn

Die Macht des Kontextes: Sprache(n) und Kommunikation. Einleitende Worte

Der Titel des vorliegenden Bandes bedarf einer Erläuterung. Warum postulieren wir eine Macht des Kontextes, was verstehen wir darunter und warum widmen wir diesem Thema eine Tagung nebst Tagungsband? Bevor wir uns mit den ersten beiden Fragen befassen, wollen wir mit der Beantwortung der letzten Frage beginnen. Wie am Untertitel des Bandes und beim Blick in das Inhaltsverzeichnis erkennbar ist, handelt es sich um einen disziplinenübergreifenden – genauer gesagt disziplinenverbindenden – Sammelband. Dieser nimmt sowohl eine geistes- als auch sozialwissenschaftliche Perspektive ein, indem sowohl Vertreter*innen unterschiedlicher Philologien als auch der Kommunikationswissenschaft zu Wort kommen. Die Beschäftigung mit der Macht des Kontextes ist nicht neu, gleichwohl besteht dazu noch Forschungsbedarf. So fand im Jahre 2007 unter einem ähnlichen Titel wie der des vorliegenden Sammelbandes das zweite Banzer Kolloquium statt. Unter dem Titel „Die Macht der Kontexte – Transformationen literaler Praxis im Kräftefeld individueller Fähigkeiten, gesellschaftlicher Instanzen und soziokultureller Bedingtheit“ organisierten Peter Klotz, Paul Portmann und Ingo Thonhauser eine ebenfalls interdisziplinäre Tagung, die mithin einen textlinguistischen Schwerpunkt hatte (Dannerer 2008: 299). Im darauf anschließenden Sammelband *Kontexte und Texte* fordern Portmann-Tselikas und Weidacher (2010: 9) einen Perspektivenwechsel bei der linguistischen Beschäftigung mit dem Kontext. Die Autoren kritisieren das traditionelle Verständnis von Kontext, welches diesen als nebeneinander oder ‚hinzukommend‘ zum eigentlichen Phänomen darstellt. Portmann-Tselikas und Weidacher (2010: 9–10) plädieren stattdessen für eine Analyseperspektive vom Kontext aus: „Blickt man von den Kontexten her, sind Äußerungen die abhängigen Größen – in ihnen manifestiert sich (auch) die Macht der Kontexte, in denen sie stehen.“ Diesem Perspektivenwechsel schließen wir uns an, um die Macht des Kontextes näher zu erfassen. Dafür greifen wir mit den hier versammelten Beiträgen den Bedarf nach einer fachübergreifenden, theoretischen und vom Kontext her beschriebenen Präzisierung von der Macht des Kontextes auf, und lassen dafür Vertreter*innen verschiedener Fächer zu Wort kommen.

Zur Konzeption des Bandes

Der Sammelband ist das Ergebnis unserer Tagung „Die Macht des Kontextes: Sprache(n) und Kommunikation“, auf der wir im Juni 2019 an der Philosophischen Fakultät der Universität Greifswald mit Fachvertreter*innen der Geschichte, Slawistik, Germanistik, Baltistik und Kommunikationswissenschaft über ebendieses Thema diskutiert haben. Die Beteiligung dieser Disziplinen ist mit dem Fächerspektrum der Philosophischen Fakultät der Universität Greifswald als auch mit den fachlichen Hintergründen der beiden Herausgeberinnen begründet. Die Tagung selbst war angeregt durch Gespräche mit Kolleg*innen unterschiedlicher Disziplinen, in denen wir ein fachübergreifendes zentrales Interesse an dem Begriff Kontext feststellten. Unverkennbar ist unser Interesse an dem Thema und der Titel unseres Vorhabens von Jürgen Schiewe inspiriert. Sowohl seine Forschung und Lehre zur Öffentlichkeit als auch zur Macht der Sprache finden sich im Ansatz zur Tagung und zum Sammelband wieder. So bildet Schiewes Forschung zur *Öffentlichkeit* (2004) ein thematisches Bindeglied der an der Tagung beteiligten Fächer. Schiewe deutet und diskutiert Öffentlichkeit in Verbindung mit und vor dem Hintergrund von Sprache, Medien und Gesellschaft. Ähnlich interessieren wir uns für Kontext in seinen Verbindungen mit ebendiesen Objekten. Die hier versammelten Beiträge gehen diesen Verbindungen von Kontext, Sprache, Medien und Gesellschaft mit unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen nach. Weiter abstrahiert lassen sich die Perspektiven in den Beiträgen entlang der sozialwissenschaftlichen Ebenen (Mikroebene, Mesoebene, Makroebene) differenzieren. Schiewes Forschung zur *Macht der Sprache* (1998) argumentiert für einen kritischen Blick auf Sprache und Sprachgebrauch. An solch eine grundlegend kritische Perspektive wollen wir anschließen und sie auf den Kontext von Sprachgebrauch, Kommunikation, Medien und damit einhergehenden Machtfragen richten.

Unter einer kritischen Perspektive auf Kontext verstehen wir eine Kontextanalyse, die die verschiedenen Dimensionen und Faktoren des jeweiligen Kontextes reflektiert und die vor allen Dingen mögliche Interessen hinter diesen Kontextfaktoren diskutiert. Eine grundsätzlich kritische, hinterfragende Perspektive sowie interdisziplinäre Ausrichtung sind damit die Ausgangspunkte unserer Beschäftigung mit der Macht des Kontextes. Aus den erwähnten Gesprächen mit Kolleg*innen unterschiedlicher Fächer wuchs unsere Neugier und unser Interesse, wie sich ein fächerübergreifender Austausch zur Macht des Kontextes gestalten würde. Unsere konkreten Fragen waren: Welche Verständnisse von dem Begriff Kontext gibt es in verschiedenen Fächern? Gibt es Überschneidungen, Anknüpfungspunkte oder aber auch gegensätzliche

Konturierungen zwischen den verschiedenen Verständnissen? Könnte gar ein übergreifendes Kontextverständnis skizziert werden? Inwiefern gehen die verschiedenen Fachvertreter*innen von einer Macht des Kontextes aus? Worin besteht diese Macht beziehungsweise wie zeigt sich diese Macht? Von diesen Fragen angeregt, traten wir in den fächerübergreifenden Austausch. Nach unseren Beobachtungen sind interdisziplinäre Zugänge für die theoretische Erfassung und empirische Untersuchungen von solch breiten Gegenständen wie des Kontextes produktiv. Jüngst veranschaulichen beispielsweise das *Handbuch Diskurs* von Ingo H. Warnke (2018) sowie der Band *Diskurse untersuchen* von Reiner Keller et al. (2019), wie die Integration geistes- und sozialwissenschaftlicher Perspektiven auf den Gegenstand Diskurs zu tieferem Verstehen und zu weiterführenden Überlegungen führt. Ähnlich hoffen wir mit den vorliegenden Beiträgen neue Perspektiven auf den Kontext und seine Macht in Kommunikationsprozessen zu generieren.

Zum Aufbau des Sammelbandes

Der Sammelband gliedert sich in einen philologisch sowie in einen sozialwissenschaftlich-kommunikationswissenschaftlich orientierten Teil. In dem philologischen Part finden sich Beiträge von Birte Arendt, Roman Dubasevych, Christina Gansel, Stephan Kessler, Holger Kuße und Andreas Ohme wieder. Klaus Beck, Jakob Jünger, Jana Kiesendahl und Kerstin Thummes widmen sich dem Kontext aus sozialwissenschaftlich-kommunikationswissenschaftlicher Perspektive. Alle Beitragenden des Sammelbandes haben schließlich Thesen zur *Macht des Kontextes* aufgestellt, mit denen der jeweilige Beitrag knapp zusammengefasst werden sollte. Dass dies eine enorme Komplexitätsreduktion verlangt, ist selbstredend. Gleichsam soll mit dieser Verdichtung ein Vergleich der verschiedenen Perspektiven ermöglicht werden, der im abschließenden Kapitel erörtert wird. Schließlich wollen wir das Wagnis eingehen und unser Verständnis von der Macht des Kontextes darlegen.

Um einen Begriff nicht nur in synchroner, sondern auch in diachroner Hinsicht näher zu erfassen, bietet bekanntermaßen die Geschichtswissenschaft Instrumente und Ansatzpunkte (Schiewe 2004: 27). Daher freuen wir uns, dass der Osteuropahistoriker **Mathias Niendorf** uns einen Einblick in die geschichtswissenschaftliche Meisterküche der Begriffsgeschichte gewährt. Er setzt sich in der Eröffnungsrede mit den beiden zentralen Begriffen Kontext und Macht auseinander. Dabei verortet und beschreibt Niendorf den Kontext als Begriff und Forschungsgegenstand innerhalb unterschiedlicher Disziplinen sowie aus wissenschaftshistorischer Perspektive. Seine Eröffnungsrede ist im Wortlaut wiedergegeben.

Birte Arendt nimmt eine konversationsanalytische Perspektive auf der Mikroebene ein und untersucht Nextness in Gesprächen. Nextness meint hier die Angebundenheit einer Äußerung im Gespräch an die ihr vorhergehenden sowie die ihr folgenden Äußerungen. Arendt geht davon aus, dass jede Äußerung im Gespräch sowohl kontextgebunden als auch kontextschaffend sei. Im Ergebnis wird aufgezeigt, dass der sequentielle Kontext als Sinnressource für den Aufbau von Argumentationsmustern fungiert.

Roman Dubasevych erkennt, dass der Kontext in den Kulturwissenschaften als Synonym zur Kultur verwendet werde. In seinem Beitrag erörtert er die (Über-)Macht der Kontextinstanz beim Transfer eines kulturellen Erstkontextes in einen anderen kulturellen Zweitkontext. Am Beispiel der kulturwissenschaftlichen Rezeption des Filmmusicals *Stiljagi* (2008) diskutiert und kontextualisiert Dubasevych Möglichkeiten eines Transfers westlicher Denk- und Verhaltensparadigmen in sowjetische Lebenswelten.

Christina Gansel beschäftigt sich mit Ansätzen zu Kontext und Kontextualisierung in der Textlinguistik. Dabei nimmt sie historisch verfasste Texte aus dem 18. Jahrhundert unter die Lupe. Im Fokus ihrer Analyse stehen Traktate und Abhandlungen sowie diesen beigegebene Paratexte aus dem Bereich der Wissenschaft. Aufbauend auf systemtheoretischen Überlegungen kann Gansel unter anderem die Konstituierung eines sozialen Kontextes und eines Wissenskontextes erfassen.

Stephan Kessler hinterfragt in seinem Beitrag die konventionelle Kontext-Kotext-Unterscheidung in der Pragmalinguistik. Ausgehend von dieser kritischen Auseinandersetzung erarbeitet er ein theoretisches Instrumentarium, mit Hilfe dessen pragmalinguistische Perspektiven mit sozialwissenschaftlichen Ansätzen angereichert werden. An verschiedenen Beispielen führt er der Leserschaft vor Augen, zu welchen Erkenntnissen dieses Instrumentarium führen kann. Im Ergebnis schlägt Kessler eine operationalisierbare Definition von Kontext vor.

Holger Kuße diskutiert in seinem Beitrag das Verhältnis zwischen Kontext und Invarianz. Konkret fragt Kuße, wie Bedeutung in der Kommunikation entsteht. Ausgehend von einer kontrastiven Betrachtung deutsch-, englisch- sowie russischsprachigen Lexembedeutungen argumentiert Kuße für den Einfluss kultureller Kontexte sowie gesellschaftlicher Rahmenbedingungen auf das Verständnis und die Verwendung von einzelnen Lexemen. Im Ergebnis stellt Kuße fest, dass Bedeutungen immer kontextuell seien.

Andreas Ohme beschäftigt sich mit Kontext(en) als Problem der Literaturwissenschaft. Ohme setzt sich mit der Frage auseinander, welche Kontexte in der literarischen Kommunikation von besonderer Relevanz und somit bei der

literaturwissenschaftlichen Analyse zu berücksichtigen seien. Dabei differenziert und diskutiert er mehrere Teilkontexte, die für diese Analyse entscheidend sind. Ohne argumentiert, dass für das Verständnis eines literarischen Textes ausschließlich der Teilkontext des Empfängers bedeutend sei.

Den sozialwissenschaftlich-kommunikationswissenschaftlich ausgerichteten Part eröffnet der Beitrag von **Klaus Beck**. In seinem Beitrag reflektiert er den aktuellen Wandel von Kommunikation und Medien mit speziellem Fokus auf Onlinemedien. Dabei unterscheidet Beck drei Kontexte: den Vermittlungskontext, den Normen- und Institutionenkontext sowie den Organisations- und Verwertungskontext. Als besonders problematisch erkennt Beck die Entstehung von sog. Schattentexten, durch die eine Hyperrealität erschaffen wird und die als Zeichen eines Plattformkapitalismus zu verstehen seien.

Jakob Jünger setzt sich in seinem Beitrag mit Kontextfaktoren wissenschaftlicher Forschung auseinander. Mit Blick auf die Forschung über Online-Plattformen diskutiert er die Verfügbarkeit von entsprechenden Programmierschnittstellen (APIs) als eine zentrale Kontextbedingung für die Durchführbarkeit von wissenschaftlichen Analysen und Erkenntnissen. Dabei kritisiert Jünger, dass die Bereitstellung der Datenverfügbarkeit interessengeleitet sei und unabhängige wissenschaftliche Forschung unter solchen Voraussetzungen nur bedingt möglich sei.

Jana Kiesendahl widmet sich Kontextualisierungsverfahren in hochschulischen Online-Seminaren. Ausgangspunkt ihres anwendungsbezogenen Beitrages ist die Beobachtung, dass die medialen Gegebenheiten von Online-Seminaren andere Formen der Kontextualisierung verlangen als face-to-face-Kommunikation. Am Beispiel eines Online-Seminars veranschaulicht Kiesendahl verschiedene verbale und nonverbale Möglichkeiten, mit denen Teilnehmer*innen von Online-Seminaren den Kontext konstituieren und modellieren.

Kerstin Thummes schließt den sozialwissenschaftlich-kommunikationswissenschaftlichen Part des Bandes mit ihrem Beitrag zur (Un-)sichtbaren Macht des Kontextes. Am Fallbeispiel zur Namensdebatte um Ernst-Moritz-Arndt an der Universität Greifswald reflektiert sie die Wahrnehmung von Machtverhältnissen in öffentlichen Diskursen durch Rezipient*innen. Sie erkennt, dass Universitätsmitglieder Sachlichkeit als zentrales Diskursprinzip überbetonen und Emotionen im Diskurs vorwiegend negativ einordnen. Diese Beobachtung reflektiert Thummes kritisch und plädiert hingegen für eine agonistische Streitkultur, in der Emotionen genauso wie sachliche Argumente mitberücksichtigt werden sollen.

Uns ist bewusst, dass es sich bei dieser Differenzierung um eine holzschnittartige Einteilung handelt, da einzelne Beiträge Ansätze aus ganz unterschiedlichen

Disziplinen verbinden. Gleichwohl verdeutlicht diese Differenzierung die in den Beiträgen vorrangig eingenommene Perspektivierung auf Kontext. Abschließend ziehen **Martha Kuhnhenh** und **Anastasija Kostiučenko** eine Bilanz zur Macht des Kontextes mit einem Ausblick auf eine breite Kontextlinguistik.

Schließlich möchten wir uns bei allen bedanken, die unsere Tagung und den Sammelband unterstützten. Unser Dank gilt Heike Christel, Annette Feigl, Laura Meysel und Harald Brüsch für die tatkräftige Unterstützung der Tagung, Annette Feigl und David von der Lühe sei herzlich gedankt für die umsichtige Unterstützung bei der Erstellung des Manuskripts für den vorliegenden Band. Der Sparkasse Vorpommern, den Freunden und Förderern der Universität Greifswald e.V. sowie den Fachschaftsräten der Politik- und Kommunikationswissenschaft sowie Slawistik und Baltistik danken wir herzlich für die finanzielle Förderung der Tagung. Allen Vortragenden und Autor*innen danken wir für ihre inspirierenden Themen, Forschungen und Diskussionen. Die Publikation des Bandes wurde großzügig gefördert vom Lehrstuhl für Baltistik sowie vom Lehrstuhl für Kommunikationswissenschaft unserer Universität, hierfür bedanken wir uns herzlich.

Literatur

- Dannerer, Monika. 2008. Die Macht der Kontexte. Tagungsbericht zur Interdisziplinären Tagung im Bildungszentrum Kloster Banz, 13. bis 15. April 2007. *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 36, S. 299–302.
- Keller, Reiner, Jürgen Spitzmüller, Achim Landwehr, Wolf-Andreas Liebert, Werner Schneider & Willy Viehöver. 2019. *Diskurse untersuchen*. Weinheim: Beltz Verlagsgruppe.
- Portmann-Tselikas, Paul R. & Georg Weidacher. 2010. Nicht nur zur Begrifflichkeit. Kontexte, Kommunikation und Kompetenzen. In Peter Klotz, Paul R. Portmann-Tselikas & Georg Weidacher (Hgg.). *Kontexte und Texte: Sozio-kulturelle Konstellationen literalen Handelns*, S. 9–57. Tübingen: Narr.
- Schiewe, Jürgen. 2004. *Öffentlichkeit. Entstehung und Wandel in Deutschland*. Paderborn et al.: UTB.
- Schiewe, Jürgen. 1998. *Die Macht der Sprache: Eine Geschichte der Sprachkritik. Von der Antike bis zu Gegenwart*. München: Beck.
- Warnke, Ingo H. (Hg.). 2018. *Handbuch Diskurs*. Berlin & Boston: de Gruyter.

Mathias Niendorf

Die Macht des Kontextes – Ohnmacht der Wissenschaft?¹

Von den Veranstalterinnen den Eröffnungsvortrag anvertraut bekommen zu haben, ist eine Ehre, aber auch eine Herausforderung. Schließlich ist es ein ungewöhnliches, originelles Unterfangen, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler verschiedener Fachrichtungen über etwas nachdenken und sich austauschen zu lassen, das bis jetzt kaum zusammengedacht wurde, den Kontext nämlich.

In welchem Format, ob multi-, inter- oder transdisziplinär, ist wohlweislich offen gelassen worden. So wird es wohl an uns liegen, ob aus einem Nebeneinander wird, ob Grenzen zwischen Fächern zwar überschritten, doch als solche kenntlich bleiben, oder sich aber womöglich sogar am Ende auflösen. Fragen dieser Art gehören zu den derzeit viel diskutierten Problemen von Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsmanagement. Erste empirische Studien haben ergeben, dass die mitunter als Weisheit letzter Schluss gehandelten transdisziplinären Forschungen ihren Ursprung auffallend häufig außerhalb der Wissenschaft haben, mithin Auftragsforschung darstellen, üppige Finanzierung eingeschlossen (Sukopp 2010: 24).

Demgegenüber – und dies ist festzuhalten – verdanken wir unser Zusammentreffen heute ganz allein Erkenntnisinteresse und Enthusiasmus der Veranstalterinnen. Von diesem Enthusiasmus habe ich mich gerne anstecken lassen. Nur – erwarten Sie bitte nicht zu viel. Nicht von ungefähr befindet sich im Programmheft eine Leerstelle, an der Stelle, wo man hätte die Thesen des Eröffnungsvortrags erwarten können.

Was ich im Folgenden versuchen möchte, ist nicht mehr, als ein paar vorläufige Überlegungen zur Diskussion zu stellen, und das auch eher assoziativ als systematisch, mit einer offen eingestandenen Lust am Dilettieren, am Wildern in fremden Gefilden, wobei ich dankbar der selbstlosen Schleuserdienste meiner Greifswalder Kollegen gedenke, des ABCs von Michael Astroh aus der Philosophie über den Neutestamentler Christfried Böttrich bis hin zu Claus Dieter Classen vom Öffentlichen Recht.

1 Eröffnungsrede vom 20. Juni 2019 zur Tagung „Die Macht des Kontextes: Sprache(n) und Kommunikation“, gedruckt im Wortlaut. Bezug genommen wird auf das ursprüngliche Tagungsprogramm.

Was ich Ihnen im Folgenden vorstellen möchte, ist in einem ersten Teil eine bunte Palette von Beispielen, denen sich dann in einem zweiten Teil einige Überlegungen anschließen, wie man sich dem Tagungsthema vielleicht von außen nähern könnte. Es handelt sich also weniger um eine Einführung im eigentlichen Sinne als vielmehr um so etwas wie den Versuch einer Einstimmung auf das gemeinsame Vorhaben, die geplante Verabschiedung „Greifswalder Thesen“.

I

Unter welchem Etikett das vorausgegangene Kolloquium dann firmieren wird, erscheint letztlich nachrangig. Es ist jedenfalls keine Frage des Rankings, sondern allenfalls die einer zeitlichen Verortung innerhalb der Wissenschaftsgeschichte und ihrer Moden, wenn die erwähnten ‚transdisziplinären‘ Forschungen gewissermaßen als der ‚chai latte‘ von heute gehandelt werden. Daneben hat sich schließlich eine traditionelle Multidisziplinarität behaupten können. Der Biologe und Wissenschaftsethiker Thomas Potthast versteht darunter:

Disziplinen arbeiten separat, beziehen sich aber mehr oder weniger parallel und unverbunden auf den gleichen Gegenstand. Dies muss nicht eine physische Einheit wie beispielsweise ein Lebewesen oder eine Landschaft sein, sondern kann auch ein anderes Objekt [...], ein Forschungsfeld oder sogar ein Begriff sein (Potthast 2010: 180).

Am Ende also: „oder sogar ein Begriff“... Unser hier wäre eben der *Kontext* (Stierle 1974), wobei eine weitere Leerstelle im Programmheft nicht zu übersehen ist: Seit 1807, seit Hegels *Phänomenologie des Geistes*, ächzt die Wissenschaft unter der viel zitierten ‚Anstrengung des Begriffs‘, eine Anstrengung, welche im redaktionellen Teil des Programmhefts offenkundig unterblieben und bei diesen hochsommerlichen Temperaturen an das Plenum delegiert worden ist. Bei allem Respekt vor meinem Stuttgarter Landsmann würde ich das Problem einer fehlenden Definition so hoch dann allerdings nun wieder auch nicht hängen wollen und stattdessen lieber einem Verfahren folgen, das ein weniger prominenter Zeitgenosse, ich weiß schon nicht mehr, ob Studien- oder Doktorandenkollege, einmal ins Gespräch brachte. Ob zu Recht oder Unrecht, sei dahingestellt – jedenfalls berief sich mein Gesprächspartner auf einen angelsächsischen Pragmatismus, den er glaubte, etwa in folgende Worte fassen zu dürfen: „Was etwas eigentlich genau ist, wissen wir selbst auch nicht so recht, aber eine ungefähre

Vorstellung haben wir doch davon – also legen wir einfach mal los“ (vgl. Müller und Schmieder 2008: XVIII).²

Kleidet man diese Hemdsärmeligkeit in ein Gewand von Wissenschaftlichkeit, dann haben wir vor uns eine etablierte, wenngleich nicht unumstrittene Methode innerhalb der analytischen Philosophie, die ja in der Tat eine Domäne vor allem angelsächsischer Wissenschaft sein soll: die Selbstbefragung oder Intuition (Kornblith 2010: 91–94). Als problematisch gilt sie insbesondere dann, wenn der geforderten Spontanität eine fachliche philosophische Schulung entgegensteht – eine Gefahr, die heute an dieser Stelle erkennbar nicht besteht.

Vor Ihnen steht kein Philosoph, sondern ein Historiker und halber Slavist, und wenn er ursprünglich dachte, einmal ein ganzer zu werden, dann auch wegen Eugenio Coseriu. Dem durchaus „heißen Bemühn“ beim Autor von *Synchronie, Diachronie und Geschichte* (Coseriu 1974) einmal eine Vorlesung zu hören, stand letztlich ein Stundenplan entgegen: Semester für Semester überschnitten sich die Vorlesungen in Romanistik bzw. Allgemeiner Sprachwissenschaft mit der Vorlesung zur Osteuropäischen Geschichte. Begegnungen mit Coseriu blieben folglich auch in Tübingen auf eigene Lektüre beschränkt, darunter des klassischen Aufsatzes *Determinierung und Umfeld* (Coseriu 1975).

Ob Determinismus oder nicht, meine Entscheidung fiel jedenfalls für die Geschichte, aber um zu erkennen, für was eigentlich, musste noch einmal über ein Jahrzehnt vergehen. Nicht in der sprichwörtlichen Fußnote zwar, aber doch versteckt zwischen zwei Gedankenstrichen, inmitten eines Beitrags über Verschwörungstheorien, fand sich beiläufig formuliert, als wäre es die reinste Selbstverständlichkeit: „schließlich ist Geschichte eine Wissenschaftsdisziplin vom Kontext“ (Groh 1992a: 271; vgl. auch Groh 1992b: 158; Calhoun 1994). Wenn der Überraschungseffekt nicht lange vorhielt, dann vielleicht auch, weil die Beschäftigung mit dem Strukturalismus Tübinger Prägung zwar schon etwas zurücklag, aber offenbar doch ihre Spuren hinterlassen hatte: Wie war das noch gleich mit der „Kommutationsmethode“ (Coseriu 1994: 153), oder anders herum gefragt: Welche Wissenschaft ist eigentlich keine „Wissenschaftsdisziplin vom Kontext“?

Das schon mehrfach zitierte Programmheft jedenfalls wirbt – im Kleingedruckten zwar, aber doch auf der Titelseite – mit dem Verweis „Philosophische

2 Vgl. zur modernen Wertschätzung unscharfer Begrifflichkeit selbst in den früher so genannten exakten Wissenschaften die Einleitung von Ernst Müller und Falko Schmieder in dem oben zitierten Werk *Begriffsgeschichte der Naturwissenschaften*.

Fakultät“. Tatsächlich gehören ihr alle der hier vertretenen Fächer an, und dies sind nun einmal klassische Buchwissenschaften. Ein Privileg hierauf kann unsere Fakultät freilich nicht beanspruchen.

Als die ältesten Textwissenschaften überhaupt dürften schließlich Theologie und Rechtswissenschaft gelten. Und in beiden Disziplinen scheint das Thema *Kontext* derzeit hochaktuell. An der Humboldt-Universität wird ein Forschungsverbund fortgeführt, derzeit hochaktuell. An der Humboldt-Universität wird ein Forschungsverbund fortgeführt, der zunächst am Berliner Wissenschaftskolleg angesiedelt war: *Recht im Kontext* (Grimm et al. 2015: 16–17), deren gleichnamige Publikationsreihe gewissermaßen die deutsche Antwort auf die angelsächsische Reihe *Law in context* darstellt. Und schon seit Ende der 1980er Jahre publiziert in den USA ein Kreis christlicher Exegetinnen und Exegeten unter dem bezeichnenden Namen *The Context Group* (Esler 2004).

In beiden Fällen war Anlass die Unzufriedenheit mit einer als unzulänglich empfundenen Ausrichtung der jeweiligen Disziplin, das Bedürfnis nach Anregungen aus anderen Forschungsrichtungen, dabei in beiden Fällen aus den Gesellschafts- oder auch Kulturwissenschaften. Kontext steht hier also für die Öffnung gegenüber anderen Fächern, ihren Fragestellungen und Methoden.

Juristinnen und Theologen setzen sich damit jeweils von der Beschränktheit einer ihrer klassischen Methoden, der historisch-kritischen, ab. Dabei nutzen beide Fächer den Begriff des Kontexts auch innerhalb der engeren Fachterminologie. Neben der historischen Auslegung kennt die Rechtswissenschaft von heute eine systematische, welche nach dem Rechtsumfeld oder auch Normkontext fragt. Hierzu gehört dann ebenso die Frage, wie Recht im Alltag wirkt – nicht einfach als abstrakte Norm, sondern, vermittelt von Menschen mit Jura-Abschluss in einem konkreten sozialen Umfeld (Baer 2015: 175; van Hoecke 1988: 38–40).

Wesentlich älter ist der Begriff des Kontextes in der Theologie, der französischsprachigen zumal, wo er bis in das 19. Jahrhundert hinein zweierlei bezeichnete: Zunächst konnte er als Synonym für *Text* stehen, dann aber auch ganz bestimmte Texte bezeichnen, Texte, die Hilfsfunktionen für andere Texte erfüllten, also Kommentare, Glossen usw. (Stierle 1974; Dohmen 2019). Unverkennbar jüngeren Datums ist eine tatsächlich so genannte ‚Kontextuelle Exegese‘. Ihr liegt die Überlegung zugrunde, dass es eine kontextfreie Bibelauslegung nicht geben kann, da sich hierin immer Machtverhältnisse niederschlagen. Wenn dem aber so ist, dann müsse Partei für die Machtlosen ergriffen werden, also für

Minderheiten jeder Art, von rassistisch bis sexuell Diskriminierten (Fischer et al. 1999: 6; Estermann 2017).

Man muss nicht so weit gehen, um nachvollziehen zu können, dass es im Rahmen eines christlich-jüdischen Dialogs beispielsweise mit der Diskussion verschiedener Bibelstellen allein nicht getan ist, also nicht ohne Berücksichtigung des historischen Hintergrunds und damit auch des Gebrauchs, welcher von bestimmten Passagen im Laufe der Geschichte gemacht wurde (etwa von den Paulusbriefen). Auch hierfür wird ganz selbstverständlich der Begriff des Kontextes gebraucht, vom ‚Kontext des jüdisch-christlichen Dialogs‘ gesprochen (Schwöbel 2002).

Etymologisch stehen Kontext, Text und Textilien bekanntlich in einem Zusammenhang. Und den Begriff des Gewebes wiederum kennen auch die Lebenswissenschaften Biologie und Medizin. Begriffsgeschichtlich besteht auch hier wiederum ein Zusammenhang. Es bedurfte der Erfindung des Mikroskops im 17. Jahrhundert, der Möglichkeit, feine und feinste Organstrukturen im Detail zu betrachten, um das französische *contexture* dann auch im übertragenen Sinne für Werke der Belletristik benutzen zu können (Stierle 1974: 145).

Um bei den Lebenswissenschaften zu bleiben – oder für manche: um am Leben zu bleiben, jedenfalls, um einer Ermüdungserscheinungsgefahr vorzubeugen, erwartet uns in zwei Stunden eine Kaffeepause, die sich sicherlich auch als *four o' clock tea* zur Teepause umdefinieren ließe. Schon 1838 hatte es schließlich ein Landsmann Hegels, der Chemiker Carl Jobst auf den Punkt gebracht. Kurz und knapp verkündet die Überschrift seines Aufsatzes in den *Annalen der Pharmacie: Thein identisch mit Caffein*. Im Text selbst wird aus diesem Befund dann eine weiter gehende Forschungsfrage abgeleitet: „es wäre deshalb interessant zu ermitteln“, so Jobst, „ob der Thee und Caffee diesem Körper [= Tein bzw. Koffein, Erg. d. Vf.] seine aufregende Wirkung verdankt“ (Jobst 1838: 64).

Bekanntlich bejaht die moderne Wissenschaft diese Frage, wobei die These nicht allzu gewagt erscheint, dass sich hier eine statistisch signifikante Gruppe von Probandinnen und Probanden eingefunden hat, die – den Vortragenden mit eingeschlossen – praktische Erfahrungen vorweisen kann mit der heroischen Methode der Medizin im 19. Jahrhundert, dem Selbstversuch (Karger-Decker 1981).

Wie es den Bedingungen eines wissenschaftlichen Experiments entspricht, lässt sich das Ergebnis immer wieder reproduzieren: Kaffee geht schnell ins Blut, genauer gesagt, er wirkt auf das Herz-Kreislauf-System, aber eben nur

so lange, bis die zweite Kanne aufgesetzt werden muss. Dagegen heißt es nicht umsonst: Abwarten und Teetrinken. Bis das zentrale Nervensystem reagiert, dauert es seine Zeit, doch dafür hält die „aufregende Wirkung“ auch länger vor. Wird der Tee schließlich bitter, dann wegen der Gerbstoffe. Diese Polyphenole gehen eine vergleichsweise stabile Verbindung mit dem Koffein ein, anders als im Kaffee, wo das Koffein weniger gebunden und damit leichter verfügbar ist. Auch wenn der Wirkstoff gleich ist – in unterschiedlichen Umgebungen wirkt er unterschiedlich.

Derlei Vorgänge gehören heute wohl zum Zuständigkeitsbereich der Biochemie. Versucht man tiefer in die Materie einzudringen, stößt man auf eine *Homepage der Gesellschaft für Biochemie und Molekularbiologie*, welche sich zum Ziel gesetzt hat „die Eigenschaften von Modulen (molekulare Maschinen, Membranen, Organellen) in einem größeren Kontext (Zellen, Organismen) auf molekularer Basis zu verstehen“ (Gesellschaft für Biochemie und Molekularbiologie e.V. 2019).

Über diesen Umsetzungsprozess von naturwissenschaftlicher Erkenntnis in Sprache erfahren wir sicherlich heute Nachmittag mehr, anhand der Lehrbücher, die uns Pavla Schäfer vorstellen wird. Jedenfalls gilt wohl, was sich aus dem Kaffee-Beispiel herauslesen lässt: Die Umgebung macht den Unterschied, und dies nicht nur innerhalb des Menschen.

Der bereits zitierte Thomas Potthast, von Haus aus auch Biologe, jedenfalls spricht, wenn er sich auf die Umweltforschung bezieht, mit bemerkenswerter Selbstverständlichkeit von den „natürlichen Kontexte[n], vor allem in Hinsicht auf die Lebensvollzüge von Menschen“ (Potthast 2010: 174): Der Mensch bewegt sich demnach in Kontexten. Ob dann, wenn man diesen Gedanken zu Ende führt, wir alle letztlich nur Texte sind, und ob womöglich genau das gemeint ist mit dem berühmten „Il n’y a pas de hors-texte“ eines Jacques Derrida (1967: 227) – diese letzten Fragen überlasse ich vertrauensvoll den hier versammelten Fachleuten.

Selber halte ich es lieber etwas schlichter, ganz banal mit einer Frage, die sich nach den vielen Beispielen aber doch aufdrängt: inwieweit nämlich die Anführung eines Kontextes als bloße Metapher anzusehen ist oder ob tatsächlich ein bestimmtes Konzept dahinter steckt (wobei das englische *concept* ja häufig dem deutschen ‚Begriff‘ entspricht, vgl. Kornblith 2010: 92, Anmerkung 2). Ich bin gespannt, was unser Metaphernspezialist Stephan Kessler hierzu beisteuern wird. Es empfiehlt sich wohl, Taschentücher bereit zu halten, wenn es heute Abend heißt: „Der Kontext als Opfer eines Rituals.“

So viel zum assoziativen ersten Teil, der zugleich überleitet zum Versuch verallgemeinernder Vorschläge.

II

Der eben zitierte Titel mit seiner Opfer-Metaphorik wirft das Problem von Subjekt-Objekt-Beziehungen auf. Wir haben es, wie so oft oder eigentlich immer in klassischen Erkenntnisprozess, auch hier mit drei Ebenen zu tun:

- 1) dem Forschungsgegenstand, was immer das auch im Einzelnen sein mag, jedenfalls unter dem Etikett *Kontext*;
- 2) sodann dem forschenden Subjekt, also Vertreterinnen und Vertreter der einzelnen Fächer;
- 3) schließlich dessen bzw. deren Perspektiven auf das Objekt, die Ansätze, Methoden usw., damit umzugehen, kurzum: die Wege der Erkenntnis.

Dass Wechselwirkungen bestehen, darf als gegeben vorausgesetzt werden, zumal das Forschungsobjekt *Kontext* erst einmal durch das forschende Subjekt bestimmt werden muss, da es sich ja, um noch einmal auf Potthast (2010) zurück zu kommen, eben nicht um „ein Lebewesen oder eine Landschaft“ handelt, welche für sich genommen fassbar oder zumindest erfassbar erscheinen. Ebenso bedarf es keiner besonderen Hervorhebung, dass auch das forschende Subjekt seinerseits innerhalb eines Kontextes zu denken ist.

Für das weitere Vorgehen scheint mir auf allen drei genannten Ebenen – der Objektebene, der Subjekt- sowie der Betrachtungs- und Arbeits-Ebene, eine Schlüsselfrage die nach den Grenzen zu sein. In Greifswald drängt sie sich umso mehr auf, als die Beschäftigung hiermit ihre eigene Tradition aufweist; Stichwort: Graduiertenkolleg „Baltic Borderlands“ (Drost und North 2013). Unabhängig davon sind uns allen verschiedene Begriffe geläufig: Es gibt scharf und weniger scharf gezogene Grenzen, sichtbare und unsichtbare, Grenzlinien und Grenzsäume (Karp 1972).

Vielleicht empfiehlt sich also, den „Greifswalder Thesen“ etwas voranzustellen, oder auch in diese zu integrieren, nämlich so etwas wie „Greifswalder Grenzziehungen“. Und dies in Anlehnung an obige, hier leicht abgewandelte Systematik.

1) Zunächst die Frage: Über welche Fächer sollen Aussagen getroffen werden? Der Untertitel der Veranstaltung *Sprache(n) und Kommunikation* hat bereits solch eine Eingrenzung vorgenommen. Sieht man einmal von der ja nicht durch einen Fachvortrag vertretenen Geschichte ab, so sind hier im Saal Philologien und Kommunikationswissenschaft versammelt. Das Problem oder sogar der Begriff des Kontextes begegnet aber, wie zu zeigen versucht wurde, auch in Disziplinen außerhalb einer klassischen Philosophischen Fakultät: in Theologie und Jurisprudenz auf jeden Fall, vielleicht auch in der Medizin und sogar der einen

oder anderen Naturwissenschaft. In dem Zusammenhang sei noch einmal an die *Homepage der Gesellschaft für Biochemie und Molekularbiologie* (2019) erinnert. Deren Ziel war es – jetzt gekürzt zitiert – „die Eigenschaften von Modulen [...] in einem größeren Kontext [...] zu verstehen.“ Zu „verstehen“ wohlge-merkt, nicht zu „erklären“, womit bereits eine Grenzüberschreitung markiert wäre, zumindest im Sinne der klassischen Gegenüberstellung von Natur- und Geisteswissenschaften nach Wilhelm Dilthey (Riedel 1978). Platt und plakativ formuliert: Was in den Naturwissenschaften „erklärt“ wird, „versteht“ man an der Philosophischen Fakultät.

Sind derlei ‚klassische‘ Gegenüberstellungen aber womöglich nicht schon längst überholt? Sind möglicherweise zeitliche Einschnitte innerhalb jeder Disziplinengeschichte zumindest ebenso zu berücksichtigen, etwa zwischen Klassik, Moderne und Postmoderne? Roman Dubasevych deutet in seiner Zusammenfassung bereits einen solchen Zäsurcharakter an, wenn er die Auflösung tradierter Grenzziehungen zwischen *Text* und *Kontext*, *Autor* und *Leser* herausstreicht als Wesensmerkmal postmoderner (poststrukturalistischer) Literaturtheorie – oder: sollte man sagen Kulturwissenschaft? Gibt es überhaupt noch so etwas wie eine ‚klassische‘ Literaturwissenschaft? „Literaturwissenschaft“ als solche begegnet immerhin im Titel des Vortrags von Andreas Ohme. Eine weitere Frage, vielleicht auch Vermutung drängt sich auf: Erscheinen synchron Grenzen zwischen den verschiedenen Fächern womöglich weniger scharf gezogen als diachron solche innerhalb einer einzelnen Fachgeschichte?

2) Damit ist man eigentlich schon auf der Objektebene. Die Frage nach der Abgrenzung von Text und Kontext wurde bereits kurz angerissen. Sie systemtheoretisch zu erörtern, wie es Frau Gansel beabsichtigt, drängt sich geradezu auf. (Wiederum assoziativ ergäbe sich ein Zusammenhang mit Derrida 2001, der Kontext-Grenzen als probates Mittel betrachtet, um die Mehrdeutigkeit des semantischen Feldes ‚Kommunikation‘ zu reduzieren.)

Beim Kontext selbst wäre dann nach einer Abgrenzung zwischen sprachlichem und außersprachlichem Kontext zu fragen (wobei beim nächsten Vortrag von Herrn Brehmer ein Schwerpunkt auf letzterem zu liegen scheint). Nach wie vor von Interesse erscheint mir zudem die Grenze fiktionaler und nichtfiktionaler Texte – eine Unterscheidung, welche Textlinguistik nach Coseriu (1994: 83–84) nicht trifft.

3) Schließlich die Betrachtungs- oder Forschungsperspektive: Auch hier wird noch einmal das Verhältnis zwischen Text und Kontext ebenso wie die Grenzen zwischen den Fächern relevant, nun aber auf höherer Abstraktionsebene, als Frage nämlich, unter welchen Gesichtspunkten jene Grenzziehungen erfolgen. Vorausgesetzt, das gleiche Präparat liegt auf dem Objektträger: Schauen alle

durch das gleiche Mikroskop, wechselt jemand aber vielleicht die Optik, oder nimmt womöglich eine andere Färbung vor? Und selbst wenn sich allen das gleiche Bild zeigt: Wird es auch gleich interpretiert (vgl. Goschler 2001: 51)? Diese Problemskizze möchte ich hier nicht weiter ausführen und dafür an ein Gespräch erinnern, das ich vor ein paar Jahren mit dem Kollegen Jürgen Schiewe von der Germanistik führen durfte, der eigentlich heute hätte an dieser Stelle stehen sollen. Er bestätigte mir damals, dass Textlinguistik à la Coseriu ungeachtet neuerer Ansätze noch keineswegs ehrenrührig sei.

Deshalb noch einmal zurück zu *Determinierung und Umfeld*, so die deutsche Übersetzung des zuerst Mitte der 1950er Jahre auf Spanisch erschienen Textes. Ausgangspunkt bildet der Redeakt, auf den diverse Faktoren einwirken. Hierauf beruht die Theorie verschiedener Kontexte. Für einen Historiker sicher am interessantesten ist der so genannte „Außer-Rede-Kontext“, den Coseriu (1975) wiederum untergliedert in einen historischen, einen kulturellen und einen praktischen Kontext.

Nicht ‚ehrenrührig‘ vielleicht, diese Art der Textlinguistik, welcher aber doch schon vor einem Vierteljahrhundert so etwas wie ‚altväterlicher Charme‘ attestiert wurde (vgl. Albrecht 1994: XI-XII). Für den Historiker immerhin bietet sich hierdurch eine Möglichkeit, Ordnung in das schwierige Verhältnis von Texten und Nichttexten zu bringen. Die linguistische Forschung ist aber nun einmal weiter vorangeschritten, gerade auch in Greifswald durch Frau Gansel. Man darf also gespannt sein, was Abgrenzungen zwischen heutigem Forschungsstand und Wissenschaftsgeschichte anbelangt.

Doch zunächst von dieser Stelle aus erst einmal ein Perspektivwechsel auf das forschende Subjekt. Damit gelangt zugleich eine weitere Disziplin ins Blickfeld, eine Disziplin, welche in Greifswald vor einigen Jahren auf eigenen Wunsch den Wechsel von der Philosophischen zur Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät vollzogen hat, die Psychologie nämlich. Vermutlich kennt das Fach nicht nur den Begriff der Kontextanalyse (Althoff 2017), sondern auch einen besseren Ausdruck für ein Unbehagen, wie ich es nennen möchte – nicht ‚in der Kultur‘ an sich, sondern speziell in der Wissenschaft –, ein ungutes Gefühl, welches sich einstellt, wenn man gewahr wird, dass es etwas gibt, das größer ist als das, was man sich gerade vorgenommen hat; wohlgemerkt: nicht etwas, was größer ist als man selbst (den Bereich der Transzendenz möchte ich hier außen vorlassen).

Was Forscherinnen und Forscher verschiedener Fachrichtungen vielleicht doch immer wieder eint, ist ein Unbehagen, mit etwas konfrontiert zu werden, das man derzeit nicht vor Augen oder wenigstens nicht im Fokus hat, also unscharf, mehr oder weniger verschwommen an den Rändern ins Bild hereinragt, etwas,

das sich größer ausnimmt als das, was man gerade betrachtet, was man aber im Prinzip betrachten könnte und vielleicht auch betrachten sollte.

Forschende an einer Philosophischen, Theologischen oder Juristischen Fakultät genießen das Privileg, zweierlei zugleich in den Blick nehmen zu können: Text und Kontext, anders als in der nachklassischen Physik, wo entweder nur Ort oder Geschwindigkeit eines Teilchens exakt zu bestimmen ist – so wie wohl auch nur Energie oder Temperatur eines Wasserstoffatoms in der Teekanne (Heisenberg 1996: 128–129; 1984).

Wie nutzt man nun eine Beobachtungssituation, in der sich ganz traditionell forschendes Subjekt und zu erforschendes Objekt auseinander halten lassen? Betrachten wir unseren Gegenstand allein mit den Mitteln der eigenen Disziplin, oder aber mit Hilfe von außen, *With a little help from my friends*? Bereits ein Carl Jobst sah sich als Chemiker jedenfalls überfordert, wenn er 1838 nach dem Wirkungsmechanismus von Tee und Kaffee fragte. Forschungserfahrungen von heute fasste ein Praktiker, ein Physiker und Philosoph in dem Satz zusammen: „Interdisziplinarität ist, wie wir wissen, besonders schwierig; eben deshalb kann gerade sie uns Bescheidenheit lehren“ (Vollmer 2010: 63).

Bescheidenheit: ja – Ohnmacht: nein. Dies wäre zugleich meine Antwort auf die im Vortrags-Titel aufgeworfene Frage. Ja, auch im Hinblick auf das Thema *Kontext* gilt also: Von einer Ohnmacht der Wissenschaft kann keine Rede sein, höchstens von der Ohnmacht eines einzelnen Wissenschaftlers oder einer einzelnen Wissenschaftlerin.

Ein solches Gefühl kann manchmal schon ein Tagungsprogramm auslösen. Ganz offensichtlich waren hier Profis aus der Kommunikationswissenschaft am Werk, Profis, die wissen, wie man Debatten provozieren kann – eben mit dem Mittel der Provokation. Als eine solche – Provokation – erscheint weniger der Verzicht auf eine Arbeitsdefinition als vielmehr eine Behauptung: die Behauptung von einer „Macht des Kontextes“, vor der sogar ein bestimmter Artikel gesetzt wurde: „Die Macht des Kontextes“. Herleitung, geschweige denn Begründung der Titel-These – Fehlanzeige! Wahrscheinlich haben wir es mit einer raffinierten Tagungs-Dramaturgie zu tun. Am Ende der dritten Sektion erklärt uns Roman Dubasevych „Die (Über)Macht des Kontextes“. Die anschließende vierte und letzte Sektion trägt als ganze dann den Aufklärung versprechenden Titel: „Kontext und Macht“. Es bleibt also spannend bis zum Schluss, bis zum Vortrag von Kerstin Thummes, in dem es nicht um eine „Über-“, aber doch um eine „(un)sichtbare Macht des Kontextes“ gehen soll.

Diese keineswegs erschöpfende Aufzählung – und nur um eine solche kann es hier gehen – relativiert zugleich ein Stück weit den eigenen Stoßseufzer vom Anfang. Wenn schon die Einführung in die Tagungsthematik eine

Herausforderung bedeutet, umso viel mehr dann erst das Schlusswort, welches Frau Kollegin Dürscheid übernommen hat.

Für mich bleibt es wie gesagt spannend bis zum Schluss, zumal als Historiker einer bestimmten Generation und Sozialisation, der bei dem Tagungstitel doch unwillkürlich an Max Webers Definition von 1921 denken musste:

Macht bedeutet jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht (Weber 2013: 210, Herv. i. O.; Ghosh 2016).

Bei allem Enthusiasmus – ein solches anfängliches Widerstreben gestehe ich ein: Wo bleibt die „soziale Beziehung“, wenn von „der Macht des Kontextes“ die Rede ist, und wer – oder gar: was – hat hier „den eigenen Willen“? Zu allem Überfluss erinnert der Titel von der ‚Macht des Kontextes‘ auch noch an das neo-liberale Schlagwort von „der Macht des Marktes“ (Junge 2003) und dessen angeblich unsichtbarer Hand, des *invisible hand* eines Adam Smith aus dem Jahre 1776.

Wer so denkt und dabei stehen bleibt, hat womöglich wieder eine raffinierte Tagungs-Regie unterschätzt, die quasi durch die Hintertür einen neomarxistischen Ansatz einführt. Der zitierte Konstanzer Anthropologe und Verschwörungstheorie-Theoretiker Dieter Groh macht sich nämlich, wenn er Geschichte als „Wissenschaftsdisziplin vom Kontext“ definiert, die Auffassung seines britischen Kollegen Edward P. Thompson zu Eigen: Der „historische Kontext“, so Grohs abgewandeltes Marx-Zitat, „legt die Rahmenbedingungen fest, in dem Menschen handeln und sich verhalten *können*, nicht aber *müssen*“ (Groh 1992b: 158, Herv. i. O.). Ganz ohnmächtig ist der Mensch also nicht; ihm wird ein Stück weit Willensfreiheit („Macht“?) zugestanden.

Ich glaube, es liegt im Sinne der Veranstalterinnen, wenn ich einerseits das Unbehagen anspreche, das mich bei der Formulierung des Tagungstitels überkam, andererseits aber auch die eigenen Zweifel gleich wieder ein Stück weit relativiere, und dies gar nicht einmal so sehr als Folge des Nachdenkens und Nachschlagens, sondern als Folge bereits schon eines bloßen Nachschauens: Ob der Blick in das Programmheft fällt, oder ob er jetzt hier in der Runde schweift – eines lässt sich schwerlich in Abrede stellen: die große Zahl derjenigen, die der Tagungs-Einladung Folge geleistet hat und damit womöglich doch so etwas wie einer „Macht des Kontextes“ erlegen ist.

Worauf beruht diese nun? Für den Soziologen Weber scheinbar eine müßige Frage. Auch der Historiker muss passen. Vielleicht führt dafür aber doch die Philologie weiter, und sei es nur in der Schwundstufe als Volksetymologie. War vorher immer nur von Text und Textilien die Rede, so ist es wahrlich an der Zeit,

wenigstens jetzt, kurz vor Schluss auch einmal des Wortanfangs, des unscheinbaren *Kon* zu gedenken. Was die erste Silbe des Substantivs *Kontext* bezeichnet, ist ja nicht etwa das slawische ‚Pferd‘ (russ. *конь*, poln. *koń*) sondern es ist ursprünglich nichts anderes als eine Präposition: *cum*, das lateinische Wort für ‚mit‘, welches unter dem Einfluss seiner Umgebung – soll man sagen: im Kontext? – eine neue, veränderte Form angenommen hat (wie übrigens auch die Veranstaltungsbezeichnung „Kolloquium“). Schon als sprachliche Zeichen stehen Tagungsthema und Tagungsform somit für ein Miteinander, ein Miteinander, das Veränderungen beinhaltet. Wenn das kein gutes Zeichen ist!

Literatur

- Albrecht, Jörn. 1994. Vorwort des Hrsg. zur Neuauflage. In Eugenio Coseriu, *Textlinguistik: Eine Einführung*. Hrsg. von Jörn Albrecht, XI–XV. Tübingen & Basel: Francke.
- Althoff, Marie-Luise. 2017. *Macht und Ohnmacht mentalisieren: Konstruktive und destruktive Machtausübung in der Psychotherapie*. Berlin & Heidelberg: Springer.
- Baer, Susanne. 2015. *Rechtssoziologie: Eine Einführung in die interdisziplinäre Rechtsforschung*. Baden-Baden: Nomos.
- Calhoun, Craig. 1994. E. P. Thompson and the discipline of historical context. *Social Research* 61. Nr. 2. 223–243.
- Coseriu, Eugenio. 1974. *Synchronie, Diachronie und Geschichte: Das Problem des Sprachwandels*. München: Fink.
- Coseriu, Eugenio. 1975. Determinierung und Umfeld. In Eugenio Coseriu, *Sprachtheorie und allgemeine Sprachwissenschaft: 5 Studien*, 253–290. München: Fink.
- Coseriu, Eugenio. 1994 *Textlinguistik: Eine Einführung*; Hrsg. von Jörn Albrecht. Tübingen & Basel: Francke.
- Derrida, Jacques. 1967. *De la grammatologie*. Paris: de Minuit.
- Derrida, Jacques. 2001. Signatur Ereignis Kontext. In Jacques Derrida, *Limited Inc*, 19–45. Wien: Passagen.
- Dohmen, Christoph. 2019. Text und Kon-Text. In Christoph Dohmen & Günter Stemberger, *Hermeneutik der Jüdischen Bibel und des Alten Testaments*, 11–28. Stuttgart: Kohlhammer.
- Drost, Alexander & Michael North (Hgg.). 2013. *Die Neuerfindung des Raums: Grenzüberschreitungen und Neuordnungen*. Köln, Weimar & Wien: Böhlau.

- Esler, Philip F. 2004. The Context Group project: An autobiographical account. In Mario Aguilar und Louise Lawrence (Hgg.), *Anthropology and Biblical Studies: Avenues of approach*, 46–61. Leiden: Deo.
- Estermann, Josef. 2017. *Südwind: Kontextuelle nicht-abendländische Theologie im globalen Süden*. Wien, Zürich & Münster: Lit.
- Fischer, Irmtraud, Erhard S. Gerstenbeger & Ulrich Schoenborn. 1999. Einführung: Kontextualität. In Erhard S. Gerstenbeger & Ulrich Schoenborn (Hgg.), *Hermeneutik – sozialgeschichtlich: Kontextualität in den Bibelwissenschaften aus der Sicht (latein)amerikanischer und europäischer Exegetinnen und Exegeten*, 1–8. Münster: Lit.
- Gesellschaft für Biochemie und Molekularbiologie e.V. 2019. Biophysikalische Chemie – Homepage der Gesellschaft für Biochemie und Molekularbiologie e.V. <https://gbm-online.de/biophysikalische-chemie.html> (Abruf am 15. April 2019).
- Ghosh, Peter. 2016. *Max Weber in context: Essays in the history of German ideas, c. 1870–1930*. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Goschler, Constantin. 2001. Rudolf Virchow: „Sehen Lernen“: Der naturwissenschaftliche Blick. In Helmut Kettenmann, Jörg Zaun & Stefanie Korthals (Hgg.), *Unsichtbar – Sichtbar – Durchschaut: Das Mikroskop als Werkzeug des Lebenswissenschaftlers*, 48–53. Berlin: Museumspädagogischer Dienst.
- Grimm, Dieter, Alexandra Kemmerer & Christoph Möllers. 2015. Recht im Kontext: Ausgangspunkte und Perspektiven. In Dieter Grimm, Alexandra Kemmerer & Christoph Möllers (Hgg.), *Gerüchte vom Recht: Vorträge und Diskussionen aus dem Berliner Seminar Recht im Kontext*, 11–22. Baden-Baden: Nomos. <https://www.wiko-berlin.de/institution/projektekooperationen/projekte/recht-im-kontext/> (Abruf am 29. April 2019).
- Groh, Dieter. 1992a. Die verschwörungstheoretische Versuchung oder: Why do bad things happen to good people? In Dieter Groh, *Anthropologische Dimensionen der Geschichte*, 267–304. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Groh, Dieter. 1992b. Zur Einführung in das Werk von E. P. Thompson, In Dieter Groh, *Anthropologische Dimensionen der Geschichte*, 148–174. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Heisenberg, Werner. 1984. Die Rolle der Unbestimmtheitsrelationen in der modernen Physik. In Werner Heisenberg, *Gesammelte Werke. Abteilung C. Allgemeinverständliche Schriften. Band 1. Physik und Erkenntnis 1927–1955. Ordnung der Wirklichkeit, Atomphysik, Kausalität, Unbestimmtheitsrelationen u. a.*, Hrsg. von Walter Blum, Hans-Peter Dürr & Helmut Rechenberg, 40–47. München & Zürich: Piper.
- Heisenberg, Werner. 1996. *Der Teil und das Ganze: Gespräche im Umkreis der Atomphysik*. München & Zürich: Piper.

- Jobst, Carl. 1838. Thein identisch mit Caffein. *Annalen der Pharmacie* 25. Nr. 1. 63–66.
- Junge, Werner. 2003. Die Macht des Marktes: Globalisierung im Wirtschaftsrecht. In Ingeborg Schwenzer (Hg.), *Festschrift für Peter Schlechtriem zum 70. Geburtstag*, 817–832. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Karger-Decker, Bernt. 1981. *Ärzte im Selbstversuch: Ein Kapitel heroischer Medizin*. Leipzig: Koehler & Amelang.
- Karp, Hans-Jürgen. 1972. *Grenzen in Ostmitteleuropa während des Mittelalters: Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Grenzlinie aus dem Grenzsaum*. Köln & Wien: Böhlau.
- Kornblith, Hilary. 2010. Erkenntnistheorie und Kognitive Ethologie. In Michael Jungert, Elsa Romfeld, Thomas Sukopp & Uwe Voigt (Hgg.), *Interdisziplinarität: Theorie, Praxis, Probleme*, 89–108. Darmstadt: WBG.
- Müller, Ernst & Falko Schmieder. 2008. Einleitung der Hrsgg. in Ernst Müller & Falko Schmieder (Hgg.), *Begriffsgeschichte der Naturwissenschaften*, XI–XXIII. Berlin & New York: de Gruyter.
- Potthast, Thomas. 2010. Epistemisch-moralische Hybride und das Problem interdisziplinärer Urteilsbildung. In Michael Jungert, Elsa Romfeld, Thomas Sukopp & Uwe Voigt (Hgg.), *Interdisziplinarität: Theorie, Praxis, Probleme*, 173–191. Darmstadt: WBG.
- Riedel, Manfred. 1978. *Verstehen oder Erklären? Zur Theorie und Geschichte der hermeneutischen Wissenschaften*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schwöbel, Christoph. 2002. Das Christusbekenntnis im Kontext des jüdisch-christlichen Dialogs. In Christoph Schwöbel, *Gott in Beziehung: Studien zur Dogmatik*, 293–319. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Stierle, Karlheinz. 1974. Zur Begriffsgeschichte von ‚Kontext‘. *Archiv für Begriffsgeschichte* 18. 144–149.
- Sukopp, Thomas. 2010. Interdisziplinarität und Transdisziplinarität: Definitionen und Konzepte. In Michael Jungert, Elsa Romfeld, Thomas Sukopp & Uwe Voigt (Hgg.), *Interdisziplinarität: Theorie, Praxis, Probleme*, 13–29. Darmstadt: WBG.
- Van Hoecke, Mark. 1988. *Norm, Kontext und Entscheidung: Die Interpretationsfreiheit des Richters*. Leuven & Amersfoort: Acco.
- Vollmer, Gerhard. 2010. Interdisziplinarität – unerlässlich, aber leider unmöglich? In Michael Jungert, Elsa Romfeld, Thomas Sukopp & Uwe Voigt (Hgg.), *Interdisziplinarität: Theorie, Praxis, Probleme*, 47–75. Darmstadt: WBG.
- Weber, Max. 2013. *Wirtschaft und Gesellschaft: Soziologie*. Unvollendet 1919–1920. Hrsg. von Knut Borchardt, Edith Hanke und Wolfgang Schluchter. Tübingen: Mohr Siebeck.

I Kontext aus sprach-, kultur- und literaturwissenschaftlicher Perspektive

Birte Arendt

Nextness in Gesprächen. Kontext in mikroanalytischer Perspektive am Beispiel von Repetitionen

Abstract: The article addresses context from a conversation-analytic perspective. According to the characteristic of *nextness* (Stivers 2013), every utterance in conversation is bound to the preceding utterance and simultaneously creates the context for the following one. In this respect, utterances always show retrospective and prospective orientation in equal measure. They are thus equally context-bound and context-creating. We have investigated with kindergarten children, through repetition (Tannen 2007), how this reciprocal relationship can be established and how it becomes visible on the surface of the utterance. Our results show that forms of repetitions (Arendt und Zadunaisky Ehrlich 2020) can serve very different functions in conversation and that the sequential context is a resource that children can use creatively and economically.

Keywords: nextness, repetitions, children, peer-talk, sequential order

These

Jede Äußerung im Gespräch ist kontextgebunden und kontextschaffend gleichermaßen (vgl. Heritage 1984: 242).¹

1 Einleitung

Der vorliegende Beitrag wird *Kontext* unter der Lupe betrachten, indem Repetitionen in argumentativen Sequenzen unter Kindern fokussiert werden und somit der sequentielle Kontext in Gesprächen in mikroanalytischer Perspektive der Konversations- bzw. Gesprächsanalyse beleuchtet wird. Innerhalb konversationsanalytischer Forschungen ist der Kontext, verstanden als sequentieller Kontext, ein etabliertes Konzept. Er spielt eine entscheidende Rolle in der Äußerungsproduktion und in der interaktiven Konstitution von Bedeutung (vgl. Deppermann und Günthner 2015). Dies gilt insbesondere auch für global dimensionierte kommunikative Praktiken (Deppermann et al. 2016) wie

1 Heritage (1984: 304) beschreibt es im Original als: „Äußerungen im Gespräch sind „context shaped and context renewing“. Insofern könnte statt *kontextschaffend* auch *kontexterneuend* bzw. *kontextauffrischend* übersetzt werden.

Argumentieren (Arendt 2019a), deren komplexe sequentielle Struktur ohne Kontextbezug nicht erfassbar wäre. Innerhalb von argumentativen Sequenzen spielen Repetitionen eine entscheidende Rolle in der pro- und retrospektiv orientierten Bedeutungskonstitution und -aushandlung. Anhand des Musters *Repetitionen* kann somit gezeigt werden, dass der sequentielle Kontext Muster und Praktiken erst konstituiert und somit ursächlich zur Bedeutungskonstitution beiträgt. So wie die Teilnehmer*innen eines Gesprächs den Kontext selbstverständlich in ihre produktive und rezeptive Bedeutungskonstitution einfließen lassen, so stellt auch die konversationsanalytisch inspirierte Analyse von Wiederholungen den sequentiellen Kontext jeder Äußerung in den Mittelpunkt ihrer Untersuchungen. Damit orientiert sie sich an der Teilnehmer*innenperspektive. Der Beitrag zeigt anhand authentischer Kind-Kind-Interaktionen, dass und wie selbst Kindergartenkinder den sequentiellen Kontext als Ressource für ihre Äußerungsproduktion nutzen und mit Repetitionen unterschiedliche Funktionen realisieren. Studien zu Interaktionen mit und unter Kindern stellen einen wichtigen Bereich der anwendungsorientierten Konversationsanalyse dar (Kidewell 2013; Cekaite et al. 2014).

2 Theoretischer Rahmen: konversationsanalytische Grundannahmen und Repetitionen

Der vorliegende Beitrag basiert auf den theoretischen Grundannahmen der Konversations- bzw. Gesprächsanalyse (u. a. Sacks et al. 1974; Sidnell und Stivers 2013) sowie der Ethnomethodologie (u. a. Garfinkel 1967), die sich der Erforschung von natürlichen Gesprächen widmet. Die Konversationsanalyse folgt nicht nur einem kontext-sensitiven Analyseparadigma, sondern geht davon aus, dass auch die Teilnehmer*innen, deren konversationelle Arbeit verstehend nachvollzogen werden soll, dies tun: „Conversation analysts can investigate a relatively small portion of the culture, as exhibited, perhaps, in seconds or minutes and discover order and organization as assembled through actual practices for doing social actions (Sacks 1984). Predictably, those practices will, in context-sensitive ways, inhabit other settings where participants are engaging in similar social actions“ (Maynard 2013: 22).

Im folgenden Kapitel werden zunächst allgemeine Grundlagen formuliert, wie sie für den vorliegenden Beitrag untersuchungsleitend sind (vgl. Abschnitt 2.1), und anschließend repetitive Muster formal und funktional beschrieben (vgl. Abschnitt 2.2).

2.1 Dynamischer Kontextbegriff und *nextness*

Als grundlegend für den vorliegenden Beitrag sind die folgenden drei Prämissen anzusehen, die den Kontextbegriff konversationsanalytisch konturieren sollen:

(1) “There is order at all points” (Sacks 1984: 22).

Diese These meint, dass alle Äußerungen eines Gesprächs einem geordneten Muster folgen. Dahingehend ist der sequentielle Kontext grundsätzlich als eine geordnete Struktur anzusehen. Erst durch diese Ordnung, die musterhaft konstituiert wird und bestimmte sequentielle Erwartungen schafft, kann der Kontext als Ressource zur Äußerungsproduktion und -rezeption von den Teilnehmer*innen genutzt werden. Das heißt: Der Kontext ist geordnet. Die geordnete Struktur des Kontextes wird durch systematische musterhafte Handlungen der Interaktanten selbst, d. h. dynamisch hervorgebracht.

(2) *Nextness* ist ein konstitutives Merkmal aller Äußerungen im Gespräch.

Im sequentiellen Kontext signalisieren die Interaktanten durch ihre eigenen – folgenden – Äußerungen, wie sie die – vorherige – Äußerung der/s anderen verstanden haben. Die Konversationsanalyse macht sich dieses Handeln durch die sog. *next turn proof procedure* zu nutze.² Äußerungen im Gespräch sind also stets wechselseitig aufeinander bezogen. Dies wird konversationsanalytisch mit dem Merkmal „nextness“ erfasst (Sacks 1992; Schegloff 2007), was Stivers (2013: 192) wie folgt definiert: „[E]ach utterance has a reflexive relationship with what comes prior, and with what comes next“. Jede Äußerung weist somit eine zweifache Orientierung auf: erstens eine retrospektive Orientierung zu dem, was vorher gesagt wurde, und zweitens eine prospektive Orientierung zu dem, was folgt. Hieraus entspringt, dass jede Äußerung kontextgebunden – durch die retrospektive Orientierung – und kontextschaffend – durch die prospektive Orientierung – gleichermaßen ist. Jede Äußerung hat somit ein prinzipiell normatives restriktives Potential, was die Fortsetzungsmöglichkeiten im Gespräch betrifft. Oder funktional formuliert: Jede Äußerung hat eine anbindende und eine projizierende Funktion. Zugleich wirkt jede Äußerung auch retrospektiv auf das

2 Sidnell (2013: 79–80) erläutert diese wie folgt: “[W]e can see in the recipient’s response just how s/he understood the prior turn, and we can use this to ground our own analysis of what a speaker meant to be doing by producing that turn.” Das Zitat verdeutlicht, dass die Sequenzialität nicht nur eine Eigenschaft von Gesprächen ist, an der sich die Interaktanten bei der Produktion ihrer Äußerungen orientieren, sondern auch dass und wie dieses Charakteristikum zur Absicherung der analytischen Interpretation nutzbar gemacht werden kann.

bereits vorher Gesagte zurück, weshalb für die Bedeutung einer Äußerung nicht nur das Gesagte selbst entscheidend ist, sondern maßgeblich auch ihr sequentieller, speziell subsequentieller Kontext (vgl. Deppermann und Günthner 2015).

- (3) Sequentielle Muster in Gesprächen wie z. B. Repetitionen können das Merkmal *nextness* plausibilisieren.

Die Sequenzorganisation gilt als grundlegend für jedes Gespräch (Stivers 2013; Schegloff und Sacks 1973) und zeigt sehr deutlich die oben genannten Prämissen. Sequentielle Muster im Gespräch zeigen, dass und wie die Teilnehmer*innen sich nachweislich am Merkmal der *nextness* und somit der retro- und prospektiven Orientierung jeder Äußerung orientieren. Sequenzen sind Verbindungen mindestens zweier zusammengehöriger Äußerungen unterschiedlicher Interaktanten, die einen pragmatisch-funktionalen Zusammenhang aufweisen. Als prototypisch gelten hierbei die Paarsequenzen (*adjacency pairs*), die in einen ersten initiiierenden Schritt und einen zweiten, respondierenden Schritt gegliedert sind (Levinson 2013; Heritage 1984). Der erste macht den zweiten prospektiv erwartbar und der zweite verweist retrospektiv auf den ersten und gewinnt aus ihm seine pragmatische Bedeutung.³ Beispiele dafür sind Gruß-Gegengruß, Frage-Antwort, Bitte-Entgegenkommen.

Repetitionen, verstanden als partielle Wiederholungen vorangegangener Äußerungsteile auf verbaler wie auch paraverbaler Ebene, können als besondere sequentielle Muster aufgefasst werden, da sie einerseits aus Äußerungsabfolgen bestehen und funktionale Handlungszusammenhänge konstituieren, aber in der Regel keiner streng paarigen Anordnung mit thematischer Progression folgen. Sie stellen somit ein spezifisches kontextsensitives Phänomen dar.

2.2 Repetitionen als spezifisches kontextsensitives Muster

Im Folgenden soll anhand von Repetitionen gezeigt werden, wie der wechselseitige Bezug zwischen Äußerungen hergestellt werden kann und auf der Äußerungsoberfläche sichtbar wird. Formen von Wiederholungen sind typisch in der alltäglichen Kommunikation (Tannen 2007) und ihre Beschreibungen weisen

3 Drew (2013: 131) formuliert diese doppelte Anbindung folgendermaßen: „Hence a turn – at – talk is contingent in some fashion on the other’s prior turn, and sets up contingencies of its own for what comes next, for how the recipient will respond [...] The contingent connections between a turn and its prior, and the contingencies one turn creates for a subsequent (responsive) turn, generate strings or sequences of connected turns, sequences that progress on the basis of our understanding of what one another was doing in his/her prior turn(s).“

zahlreiche heterogene Ansätze auf.⁴ Das hat auch mit ihrer formalen wie funktionalen Vielfalt zu tun, denn sie erfüllen zahlreiche Funktionen, wie Anzeigen von Responsivität (Lee 2013), Übereinstimmung (Corsaro und Maynard 1996) und Widerspruch (Gruber 1996). Sie dienen als Mittel von Reparaturen der Bearbeitung von Verständigungsproblemen (Selting 1987; Robinson und Kevoe-Feldmann 2010; Kitzinger 2013). Als *Repeating* spielen sie im L1- und L2-Erwerb unter Kindern eine wichtige Rolle (Nomikou et al. 2015; Cekaite und Aronsson 2004, 2014) ebenso wie im Erwerb literaler Fähigkeiten (Arendt 2019a; Arendt und Zadunaisky Ehrlich 2020).

Das bedeutet zugleich, dass das funktional differenzierte Wiederholen von Äußerungsteilen als Element von Gesprächskompetenz anzusehen ist. Studien zeigen, dass die funktionalen Differenzen durch die kontextuelle Einbettung und das Verhältnis von Äußerungswiederholung und -ersetzung realisiert werden. Einerseits sind Wiederholungen ohne die Beachtung des vorausgehenden sequentiellen Kontextes als solche überhaupt nicht wahrnehmbar. Dass also die Interaktanten genau diesen in ihre Äußerungsproduktion und mithin Bedeutungskonstitution im Gespräch einbeziehen, lässt sich somit am Beispiel der Repetitionen bestens herausarbeiten. Andererseits ist damit erst eine recht grobe Antwort gegeben, wie die Bedeutung von Repetitionen im Gespräch aufgebaut wird. Die formalen Eigenschaften, und hier insbesondere das Verhältnis aus Repetition und Substitution, allein geben zwar erste Hinweise auf die funktionale Bedeutung der Äußerung, reichen aber allein für die Sinnkonstitution nicht aus. Es ist nicht von einer eindeutigen Form-Funktions-Relation auszugehen. Vielmehr trägt der Kontext – hier der sequentielle Kontext – entscheidend zur Bedeutungskonstitution bei. Wie genau aber das komplexe Zusammenspiel von den Interaktanten realisiert wird, soll der vorliegende Beitrag anhand authentischer Kind-Kind-Interaktionen beleuchten. Die folgenden drei Fragen bündeln die theoretischen Überlegungen und leiten die Analysen:

1. Welche Formen von Repetition zeigen die Kindergartenkinder?
2. Welche Funktionen realisieren wie die unterschiedlichen repetitiven Muster?
3. Welche Rolle spielt der sequentielle Kontext bei der Bedeutungskonstitution und funktionalen Differenzierung?

4 In der Dialogischen Syntax der kognitiv-funktional orientierten Linguistik werden beispielsweise strukturelle Parallelismen unter das Resonanzkonzept subsummiert und als Ressource zur Online-Bedeutungskonstitution angesehen (vgl. u. a. Du Bois 2014). Breyer und Pfänder (2017) versuchen, ähnliche Phänomene unter interdisziplinärer Perspektive unter dem Konzept „Synchronisierung“ zu erfassen.

3 Korpus und Methode

3.1 Argumentativer Peer-Talk als Korpus

Grundlage der Analysen bilden Kind-Kind-Interaktionen von deutschsprachigen Kindern im Alter von drei- bis sechs Jahren. Primäres Ziel des Korpus war die Beschreibung des Argumentationserwerbs im Peer-Talk (vgl. Arendt 2019c). Aus diesem Grund beziehen sich die vorliegenden Daten allein auf argumentative Sequenzen. Gleichwohl sind sie dafür nicht spezifisch, wie Absatz 2.2 gezeigt hat. Das Korpus ist aus zwei sich gegenseitig ergänzenden Blöcken aufgebaut: Das longitudinal orientierte Badewannenkorpus mit einer Gesamtdauer von 540 Minuten besteht aus Tonaufnahmen der drei Kinder der Autorin, die über einen Zeitraum von vier Jahren beim gemeinsamen Bad audiographiert wurden. Das zweite querschnittlich orientierte Kindergartenkorpus, 120 Minuten lang und 2013 aufgenommen, besteht aus Videoaufnahmen von Kindern gemischter Altersgruppen in einem deutschsprachigen Kindergarten. Diese Kinder wurden in drei Gruppen beim so genannten "freien Spiel" beobachtet, bei dem sie sowohl Spielzeug als auch Partner frei wählen konnten. Insgesamt liegen 11 Stunden Datenmaterial vor. Die Kodierung wiederholender Einheiten erfolgte über MAXQDA. Insgesamt wurden 177 repetitive Äußerungen für die vorliegende Analyse berücksichtigt, wobei die Bezugsäußerung, die wiederaufgenommen wurde, nicht in diese Zählung integriert wurde.

3.2 Repetitionen als Analysekategorien

Repetition ist eines der vielen Wörter, die zur Beschreibung ähnlicher Phänomene verwendet werden. Andere sind *Imitation* (entweder vollständig oder teilweise), *Recycling* (Cekaite und Aronsson 2004), *appropriation*, *shadowing* (Tannen 1987) und *format-tying* (Goodwin und Goodwin 1987; Köymen und Kyratzis 2009). Neben der terminologischen Vielfalt ist die Abgrenzung des Phänomens auch dahingehend problematisch, da zu entscheiden ist, ob es sich nur um unmittelbare Reaktionen auf eine Äußerung handelt und welcher Grad der Ähnlichkeit zwischen den Äußerungen besteht. Eine sehr grobe Unterscheidung ist in Abbildung 1 skizziert, die sowohl auf den empirischen Daten der Studie als auch auf Forschungsarbeiten beruht (u. a. Moerk 1989).

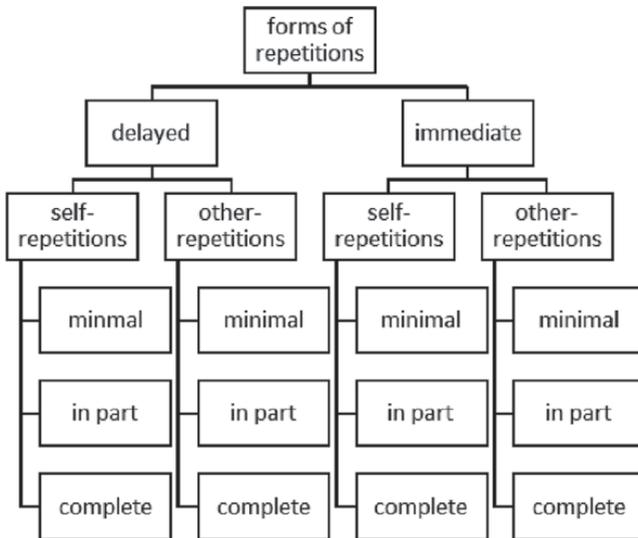


Abbildung 1: Differenzierung von Repetitionen (Arendt 2019d)

Abbildung 1 entwirft eine Systematik, die Differenzen in dreifacher Dimension erfasst:

1. **temporal**: Die zweite Zeile enthält die zeitliche Dimension und unterteilt die Phänomene in sofortige und verzögerte Wiederholung.
2. **Interaktionsverhältnisse**: Die dritte Zeile beinhaltet die interaktive Beteiligung der Teilnehmer und unterscheidet Selbst- und Fremdwiederholungen (self- und otherrepetitions).
3. Grade der **formalen Similarität/Parallelität**: Ab der vierten Zeile wird zwischen verschiedenen Formen der Ähnlichkeit unterschieden. Dann entstehen – ähnlich wie beim Holzschnitt – drei Grundformen, die Ähnlichkeiten aufweisen, die von oben nach unten abfallen: von der vollständigen Wiederholung ganzer Äußerungen über die teilweise Wiederholung von Phrasen bis hin zu nur einzelnen Worten.

4 Ergebnisse: Unmittelbare Selbst- und Fremdrepetitionen unter Kindergartenkindern in argumentativen Sequenzen

Im Fokus des vorliegenden Beitrages werden die unmittelbaren (immediate) Formen der Wiederholungen stehen, da für sie der sequentielle Kontext die

relevante Größe der Bedeutungskonstitution darstellt.⁵ Exemplarisch werden eine Selbst- und zwei Fremdrepetitionen mit steigendem Similaritätsgrad analysiert und gezeigt, wie der Kontext zur Bedeutungskonstitution beiträgt und von den Kindern als Sinnressource eingesetzt wird.

4.1 Partielle Selbstrepetitionen zum Insistieren

Das Beispiel 1 stammt aus dem Kindergartenkorpus und beinhaltet eine Diskussion zwischen Don-Lukas (3,10) und Jessy (3,7) über Besitzrechte.⁶

Beispiel 1: Kindergartenkorpus, JES: Jessy (weibl., 3J., 7Mon.); DON: Don-Lukas (männl., 3J, 10 Mon.); STUD: teilnehmende Studentin als Akteurin des Forschungsprojekts; Diskussion über Besitz (Magnetsteine)

97 JES: ((nimmt Spielzeugteile von DL3.10))
 98 DON: <<f>hey ich brauch AUCH noch welche.
 99 ((am Tisch sitzend, will Magnetsteine zurücknehmen))
 100 JES: <<f> (das aber sin) MEI::ne:::.>
 101 ((hält Steine gegen Widerstand fest))
 102 DON: ey ich brauch AUCH welche.
 103 ((will Steine wegnehmen))
 104 JES: <<singend>alles MEIne:::.>
 105 ((zieht mit DL an Spielzeugteil hin und her))
 106 DON: aber ich brauch AUCH welche.
 107 JES: <<quengelnd> (einer) gehörte MI::R->
 108 DON: der is nur dir DIR.
 109 JES: <<quenglig, f>dann (hab ich nur nur [(denn hab ich nur ..)]>
 110 DON: [(SO geht das.)]
 111 JES: ((haut DON auf den Kopf))
 112 DON: au das war MEIne.
 113 JES: OHAAA du hast MEIne (hälfte.)

5 Für verzögerte (*delayed*) Repetitionen ist je nach temporaler Spannweite der sequentielle Kontext zumeist nicht in gleicher Weise relevant. Dies wäre z. B. der Fall, wenn die Wiederholung nur durch analytische Rekonstruktion erfasst werden kann, für die Interaktanten aber kaum noch wahrnehmbar ist. Insbesondere in Spracherwerbsuntersuchungen und Studien zum mimetischen Lernen werden verzögerte Wiederholungen als Kategorie fokussiert (vgl. z. B. Moerk 1989).

6 Vgl. zur Analyse des Transkripts unter Erwerbsaspekten Arendt (2019a).

114 ((steht auf, holt Steine zurück))
 115 DON: (nein) aber ich BRAUCHe noch mehr.
 116 <<schreiend, steigende Tonhöhe>A:::H>
 117 JES: ((setzt sich wieder und wendet sich an STUD))
 118 [<<an STUD gewendet> (... soll) AUCh eine ABge:ben.>
 119 STUD: denn gib ihr doch AUCh mal eine ab.
 120 DON: NEIN.

Die Kinder spielen mit Magnetsteinen, können sich über die Aufteilung aber nicht einigen. Jede*r von ihnen will noch mehr. Diesen Anspruch bekräftigt Don-Lukas, indem er seine Äußerung insgesamt viermal produziert (vgl. Z. 98, 102, 106, 115). Die Grade der Similarität sind im Detail unterschiedlich, insgesamt aber sehr hoch. Die Phrase *ich brauch* wird identisch viermal wiederholt, die Partikel *auch* und das Pronomen *welche* insgesamt dreimal. Äußerungsinitial produziert Don-Lukas zweimal eine Partikel (*h*)ey, die als Aufmerksamkeitscatcher und Ausruf der Entrüstung bzw. Prä-Markierung des Widerspruchs betrachtet werden kann. Im Verlauf der Sequenz wechselt Don-Lukas äußerungsinitial zur Dissensmarkierung *aber*. Auf den ersten Blick scheinen dysfunktionale einfache Wiederholungen vorzuliegen, die die thematische Progression des Gesprächs aufhalten. Dem ist aber nicht so, denn Don-Lukas sagt nicht einfach nur immer dasselbe. Vielmehr gelingt es ihm durch die Wiederholungen, an seine vorherige Äußerung des unbefriedigten Besitzanspruches retrospektiv anzuknüpfen und damit selbstresponsive Kohärenz herzustellen. Durch die quantitative Ausweitung, die die Wiederholungen etabliert, wird zugleich eine qualitative dergestalt realisiert, dass das Gewicht der Äußerung sukzessive gesteigert wird. Er macht damit sehr effizient deutlich, dass er mit der bisherigen Bearbeitung seiner Äußerung – verbal wie nonverbal – nicht einverstanden ist.

In sehr ähnlicher Form, wenn auch mit einer anderen Äußerung, etabliert Jessy wiederum ihren Besitzanspruch. Sie wiederholt ihren Appell durch die dreimalige Produktion einer Phrase mit dem pronominalen Kern *meine* (vgl. Z. 100, 104, 113). Um die Prominenz dieses Pronomens zu verdeutlichen, wiederholt Jessy nicht nur auf lexikalischer, sondern auch auf prosodischer Ebene, indem sie den Fokusakzent der Äußerung hier verankert und partiell mit Vokaldehnungen (vgl. Z. 100, 104) verstärkt.

Wenn wir den Fokus auf die einzelnen Interaktanten verlassen und repetitive Sequenzmuster fokussieren, fällt eine Wiederholung zweiten Grades bzw. folgende Verschachtelung auf: Indem jedes der Kinder die eigenen Äußerungen wiederholt, realisieren sie zugleich gemeinsam ein sequentielles repetitives

Muster. Auf die Selbstrepetition des einen antwortet das andere Kind ebenfalls mit einer Selbstrepetition. Insgesamt liegen drei derartige Paare aus wechselseitiger Selbstrepetition vor Z. 98 + Z. 100; Z. 102 + Z. 104 und Z. 112 + Z. 113. Die jeweiligen selbstrepetitiven Antworten kommen unmittelbar. Insofern sind die Äußerungen nicht nur thematisch selbstresponsiv, sondern auf der Handlungsebene – pragmatisch – auch fremdresponsiv. Die Handlungen können als wechselseitige Spiegelungen angesehen werden, die dem Grundsatz der Gleichheit bzw. Äquivalenz folgen, quasi nach dem Motto: Wie du mir, so ich dir. Diese Gleichheit zeigt sich auch nonverbal, indem das wechselseitige Wegnehmen, Festhalten und Zerren von Bausteinen zu fast synchronen Bewegungen führt.

Die beobachteten Kinder wiederholen ihre Äußerungen und etablieren darüber gemeinsam das repetitive Muster. Es handelt sich dabei um das für mündliche Argumentationen typische Mittel des Insistierens. Sie halten damit den thematischen Fokus, markieren konstant Opposition und projizieren damit das Gespräch. Die Kinder üben dieses Mittel hier ein und machen Erfahrungen mit seiner Wirksamkeit bzw. seinen Grenzen: Sie gelangen ohne fremde Hilfe damit nicht zur Lösung des Konfliktes (vgl. Z. 118).

Der sequentielle Kontext spielt bei der beschriebenen Bedeutungskonstitution eine ganz entscheidende Rolle, die durch den Fokus auf lediglich eine einzelne Äußerung nicht erkennbar wäre. Erst die Perspektive auf den die Äußerung umgebenden Kontext lässt die repetitive Struktur deutlich werden und zeigt die ordnende Arbeit der Kinder. Sie nutzen den sequentiellen Kontext als Ressource sowohl zur Äußerungsproduktion als auch zur Konstitution der Bedeutung von Insistieren.

4.2 Minimale Fremdrepetitionen zum Widersprechen

Das folgende Beispiel 2 stammt aus dem Badewannen-Korpus und zeigt Fremdrepetitionen, also Wiederholungen der Äußerung der/s anderen Sprecher*in/s. Tine (4,11) und Paule (3,6) sitzen gemeinsam in der Badewanne und diskutieren darüber, wer das tollste Boot hat. Dabei nehmen sie durch Wiederholungen der Phrase „dafür hat/kann mein Boot“ kohäsiv wechselseitig aufeinander Bezug und realisieren einen verbalen Battle. Die formale Kohäsion schafft zugleich thematische Kohärenz und stützt inhaltlichen Widerspruch.

Beispiel 2: Badewannenkorpus, TIN: Tine (weibl., 4J., 11 Mon.); PAU: Paule (männl., 3J., 6 Mon.); MIN: Minna (weibl., 2J.); VAT: Vater; Diskussion über Wert des Spielzeugs

01 TIN: EY wolln wir MILCHreis spielen?
 02 PAU: AH::eyy
 03 <<f>aber leida darf nur MEIner (.) MEIN boot unter wasser
 swimmen
 04 [weil ICH ein wasserdino bin.]>
 05 VAT: [so: jetzt könnt ihr könnt ihr wieder LEIser sprechen;
 06 TIN: okay mei meins ni:cht dafür kanns aber AUCh nur
 untergluckern,
 07 <<f>dafür kann meins aber auch TROTZdem SCHWÜMM.]>
 08 MIN: STÜMMT.
 09 PAU: dafür kann mein boot über BOote fahren;
 10 TIN: paule: gib mir den hai (.) der hai der SIEHT den jetzt
 11 und will den fressen (und der die milchstärke weil der
 12 den wieder) abbeißen jetzt kann und der gluckert unter
 der blöde kleine oh ne:in hop
 13 [oh ich seh bald im wasser ne riesengroße (WESpe.)
 14 MIN: [auf SCHWÜMM auf SCHWÜMM-
 15 PAU: leckA
 16 TIN: <<singend>da:für ist meins SCHÖ:ner->
 17 PAU: dafür SCHAUKelt das.
 18 TIN: dafür meiner hat dafür hier ein AUSguck deiner
 19 MIN: so: mel
 20 PAU: meiner hat dafür ein HIER ein auspuff.
 21 TIN: <<f>hA: auspuff MEIN ich nicht (.) ausGUCK;>
 22 PAU: meiner hat dafür hier ein AUSguck.
 23 TIN: nee: (.) das sind FENster. (0.9)
 24 PAU: fenster sind AUCh ausgucke.
 25 TIN: ACHtung jetzt spring ich ins wasser,
 26 PLATSCH! oh:: is das SCHÖN (.) die eidechse wird jetzt
 27 nicht in ihr WASSer. Ksch:

Die drei Geschwister Tine, Paule und Minna sitzen gemeinsam in der Badewanne. Nachdem Paule den Wert seines Bootes in Z. 02/03 gesteigert hat, kontert seine ältere Schwester Tine, indem sie zunächst seine Einschränkung ihres Bootes explizit ratifiziert, dann dessen Wert minimiert. Den Gegensatz zur Äußerung ihres Bruders markiert Tine hier mit der äusserungsinitialen Produktion der Partikel *dafür*. Diese Phrasenstruktur *dafür* + Prädikation des Merkmals des Spielzeugs realisieren die Kinder insgesamt acht Mal. Tine nutzt die Struktur in Z. 06, 07, 16 und 18; Paule in Z. 09, 17, 20 und 22. Ab Z. 24 beenden sie das

Thema ohne explizite Lösung der Frage, welches Boot besser sei. In gewisser Hinsicht liegt hier nicht nur eine Fremdrepetition vor, sondern damit immer auch eine Selbstrepetition. Da die Interaktanten durch die wechselseitigen Fremdrepetition auch ihre eigenen Phrasen wiederholen, um das Muster zu bedienen.

Neben der achtmaligen Wiederholung von *dafür* fällt eine jeweils paarige Wiederholung der verbalen Kerne der Äußerungen auf. So nimmt Paule in Z. 09 das Modalverb *kann* aus der Äußerung von Tine in Z. 06/07 auf und in Z. 20/22 das Verb *hat* aus Tines Äußerung in Z. 18. Neben einem globalen Wiederholungsmuster zeigt sich hier also ein lokales, paarig geordnetes Muster, dem die Kinder folgen. Die Äußerung von Paule wirkt wie eine spiegelbildliche Antwort auf Tines Äußerung. Damit wird zugleich eine gewisse lexikalische Rhythmisierung erreicht, indem es ähnlich wie in der Musik zu Variation und Wiederaufnahme des Motivs kommt (Bose et al. 2016). Eine entsprechende Wahrnehmung als wiederkehrendes Motiv bzw. Variation von etwas kann nur unter Berücksichtigung des sequentiellen Kontextes erfolgen. Erst in Relation dazu, was bisher gesagt wurde, kann eine Äußerung als Form einer Repetition erfasst werden und somit das spezifische funktionale Potenzial von Repetitionen entfalten.

Wie am Transkript deutlich sichtbar wird, wiederholen die Kinder das Pronominaladverb *dafür* insgesamt acht Mal. Mit diesen partiellen Wiederholungen ist es ihnen möglich, die retrospektive Orientierung – durch die Wiederholung – als auch die projizierende Orientierung – durch die Substitution – zu erfüllen. Das Funktionsspektrum ist dreifach: Die Kinder (1) markieren damit die weiterhin bestehende Opposition bzw. den kompetitiven Vergleich, (2) halten den thematischen Fokus zum Aufbau der Kohärenz und (3) markieren die sprachliche Kohäsion durch die initiale Produktion von *dafür*.

Wie auch im ersten Beispiel erwächst das funktionale Spektrum primär aus dem Zusammenspiel der Äußerung mit ihrem sequentiellen, primär ihrem retrospektiven Kontext, auf den sie durch die Repetitionen immer wieder verweist. Das Wechselspiel aus Repetition und Variation konstituiert eine Mitbedeutung, die bei der einmaligen Äußerung der jeweiligen Phrase verlorenginge. Man kann davon sprechen, dass das wiederholend geäußerte *dafür* auch kontextualisierend im Sinne von grenzmarkierend wirkt und einen sequentiellen Kontext absteckt. Durch die Produktion des zweiten *dafür* wird ein Muster etabliert, das durch die letztmalige Produktion des wiederholten Elements beendet wird. Das gilt in ganz ähnlicher Weise auch für das erste Beispiel.

4.3 Komplette Fremdrepetition als Desavouierungsstrategie

Das Beispiel 3 stammt aus dem Kindergartenkorpus. Beim freien Spiel wird der sechsjährige Edwin (ED) vom sechsjährigen Jakob (JA), dadurch verärgert,

dass er dessen Äußerungen komplett unmittelbar wiederholt.⁷ Anders als in den Beispielen 1 und 2 wird hier mit den Wiederholungen keine thematische Progression bzw. pragmatische Funktion des Widerspruchs o.ä. erreicht oder – was auch möglich wäre – eine affirmative Stellungnahme (vgl. Schwitalla 1993). Vielmehr dienen die kompletten Fremdrepetitionen als Desavouierungsstrategie, die umgangssprachlich auch als Nachäffen bezeichnet werden kann.

Beispiel 3: Kindergartenkorpus, ED: Edwin (männl., 6J., 4 Mon.); JA: Jakob (männl., 6J., 3 Mon.); Nachäffen und Drohung

252 ED: <<schmunzelnd>=zum (.)zum KUCKkuck.
 253 ihr SOLLT da noch nich rein.>
 254 JA: zum kukuck (-) wir SOLLN also rein;
 255 ((Jakob & and. entern Karton))
 256 <<in den Karton rufend> Kuckkuck;>
 257 ED: JAkob. (2.0)
 258 wenn du mir noch einmal WIdersprichst (-)
 259 <<flüsternd> dann(.) HAU ich dich,>
 260 ((steht auf, schaut Jakob an))
 (...)
 271 JA: <<grinsend, singend> HAU::: ich dich.>
 (...)
 278 ED: [nur die KUScheltiere dürfen rein.]
 279 ((sitzt wieder an der Kartonseite und schneidet))
 280 JA: nur die KUScheltiere dürfen rein.
 (...)
 286 ED: JAkob (-) wenn du mich noch EINmal nachmachst,
 287 denn HAU ich dir eine
 288 JA: <<im Aufstehen>und wenn du mich noch EINmal nachmachst,>
 289 dann HAU ich dir eine.
 290 (lacht)
 291 (4.0)
 292 ((steht auf und läuft weg))

7 Zur Interpretation der Sequenz unter Erwerbsaspekten in Bezug auf *literacy*-Fähigkeiten vgl. Arendt und Zadunaisky Ehrlich (2020).

Edwin spielt mit einem großen Pappkarton und wird wiederholt von Jakob gestört. Dies führt dazu, dass Edwin seine Verärgerung in Form von Flüchen und Drohungen zum Ausdruck bringt. Der Fluch „zum KUCKuck. ihr SOLLT da noch nich rein“ (Z. 252 f.), die Drohung „Hau ich dich“ (Z. 259), die Einschränkung „nur kuscheltiere dürfen rein“ (Z. 278) und die bedingte Drohung „wenn du mich noch einmal nachmachst, dann hau ich dich“ (Z. 286 f.) von Edwin werden von Jakob sofort nahezu identisch in den Zeilen 254, 271, 280 und 288 f. wiederholt. Die teilweise oder vollständige Wiederholung erfolgt also insgesamt viermal. In Z. 286 thematisiert Edwin die Fremdrepetitionen als unangemessenes Verhalten (*nachmachen*), indem er eine Drohung anschließt, und Jakob beendet die Sequenz nonverbal durch Flucht.

Diese Mimikry wird also schließlich von Edwin selbst zum Gegenstand des Gesprächs gemacht, der sie in einem metapragmatischen Kommentar thematisiert und als unangemessenes verbales Verhalten rahmt. Durch die fehlende thematische Progression sind die Äußerungen deutlich als neckische Mimikry erkennbar. Zahlreiche nonverbale Aktionen unterstreichen die oppositionelle Konfliktsituation, etwa indem Jakob entgegen Edwins Wunsch in den Karton geht, statt ihn zu verlassen (vgl. Z. 255 vs. Z. 253). Die erste Wiederholung in Z. 254 stellt insofern eine Abweichung dar, als dass es sich um keine komplette Wiederholung handelt, sondern entscheidende Teile so verändert werden, dass die opponierende Funktion deutlich wird. Das Verbot von Edwin wird durch Jakobs Wiederholung in eine Aufforderung gewandelt, indem aus „ihr sollt da noch nicht rein“ „wir sollen also rein“ wird. Durch das Unterlassen der Negation *nicht* verkehrt sich die Bedeutung der Aussage in ihr Gegenteil. Gleichzeitig nimmt sie durch die formale Parallelität 2. bzw. 1. Ps. Pl. + Modalverb *sollen* + Lokaladverb *rein* direkt Bezug auf die Vorgängeräußerung. Diese wird dadurch quasi mit aufgerufen und so zum relevanten Kontext erklärt. Es erscheint wie eine indirekte Verstehensanleitung dergestalt, dass für die Bedeutungskonstitution der vorliegenden Äußerung unbedingt die Bezugsäußerung einbezogen werden muss. Durch die erkennbare formale Parallelität, die die thematische Progression großteils negiert, scheint eine neue Bedeutungsschicht etabliert zu werden, die die eigentliche Aussage „wir sollen also rein“ überlagert. Neben der Aufforderung stellt sie eine den Sinngehalt in sein Gegenteil verkehrende Bezugnahme auf eine vorgehende Äußerung von Edwin dar. Dass Edwin diesen Widerspruch erkennt, zeigt er in Z. 258 mit einer metapragmatischen Rahmung der Äußerung als „widersprechen“. Das repetitive Muster ist bisher nicht Gegenstand der Diskussion. Es scheint, dass erst ab einer zweimaligen Wiederholung das repetitive Muster des Nachäffens aus Fremd-Repetitionen etabliert und als solches wahrgenommen wird. Das heißt zugleich, dass derartige Repetitionen

eine gewisse Serialität aufweisen müssen, um als komplexes Muster entfaltet zu werden. Die Befunde deuten also darauf hin, dass bei einer einfachen Wiederholung auch andere Bedeutungen aus dem polyfunktionalen Spektrum der Repetitionen entfaltet werden können und erst wiederholte Wiederholungen hier als formales Merkmal pragmatisch monosemieren. Weitere Forschung zum seriellen Charakter als bedeutungskonstitutivem Aspekt von ausgewählten Formen von Repetitionen bieten sich hier an, auch um sequentielle Kontexte über diesen Zugriff genauer zu erfassen.

Darüber hinaus stellt sich in funktionaler Hinsicht die Frage, was das Nachäffen so besonders macht, dass Edwin derart verärgert reagiert. Natürlich spielt der opponierende Charakter eine ganz entscheidende Rolle. Meines Erachtens sind darüber hinaus die folgenden drei Funktionen der kompletten Fremdrepetitionen relevant: Erstens wirkt das Nachäffen auf pragmatischer Ebene wie eine retrospektive illokutive Entwertung des Gesagten. Durch die identische Wiederholung wirkt die Äußerung wie ein Echo des Gesagten, das diese zugleich auf die bloße Form reduziert. Die komplette Fremdrepetition ist nonresponsiv, da sie den illokutiven Gehalt der Äußerung in keiner Weise berücksichtigt. Die zweite Funktion liegt auf sozialer Ebene und besteht m. E. quasi in der Aneignung der Rolle. Die Äußerung, die wiederholt wird, besitzt kontextualisierendes Potenzial in Bezug auf die Sprecher*innenposition. Sie ist rollenmarkierend. Wengleich die Rollen hier nicht im institutionellen Sinne vorgeformt sind, so kann mit der Wiederholung der Anspruch verbunden sein, die Rolle zu übernehmen. Edwin bearbeitet den Karton und spricht sich mit seinen geäußerten restriktiven Handlungsanweisungen (vgl. Z. 253 u. Z. 278) die statushöhere Rolle zu. Diese Position wird nun von Jakob okkupiert, indem er seinerseits Anweisungen produziert (vgl. Z. 254 u. 280). Dies erfolgt gleichwohl nicht in einem erstgemeinten Sinn, sondern die Interaktionsmodalität wechselt in Spaßige. Das zeigt Jakob in Z. 271 und 290 durch sein Lachen. Und genau hierin liegen m. E. die dritte Funktion der kompletten Fremdrepetition und ein weiterer Grund für Edwins verärgerte Reaktion. Die Situation und damit seine Forderungen und Wünsche werden ins Lächerliche gezogen, er wird nicht ernst genommen.

Durch die wahrnehmbare Fremdrepetition erfolgt somit ein zweifacher Wechsel, der der intendierten Funktion der Ursprungsäußerung von Edwin widerspricht: Durch den Wechsel des 'Aufmerksamkeitsfokus' wird erstens aus einer Aufforderung eine bloße formale Einheit. Zweitens wird aus der ernstesten Interaktionsmodalität Spaß. Während der erste Fokuswechsel primär retrospektiv orientiert ist, wirkt der zweite retro- und prospektiv gleichermaßen.

Auch im dritten Beispiel trägt der sequentielle, hier speziell der subsequentielle Kontext unmittelbar zur Bedeutungskonstitution der aktuellen Äußerung bei. Diese wäre ohne seine Einbeziehung un- bzw. missverständlich. Zugleich macht das Beispiel die retrospektive Kraft von Äußerungen deutlich: Als Teil des subsequentiellen Kontextes wirken sie rahmend auf das bisher Gesagte und können – wie im Beispiel 3 – dieses sogar entwerten und seiner intendierten Bedeutung „berauben“ (vgl. Zima 2017: 180). Die Äußerungsbedeutung erwächst also nicht allein aus dem Gesagten, sondern aus dem sequentiellen Zusammenhang, in dem sie steht (vgl. Deppermann und Günthner 2015). Das dritte Beispiel zeigt somit sehr deutlich, dass die Sprecher*innen nicht allein die Deutungshoheit über ihre Äußerungen haben, sondern diese durch subsequentielle, komplette oder partielle Wiederholungen in ihr Gegenteil verkehrt werden können. Dies kann zu einer Erfahrung der Fremdbestimmtheit und Machlosigkeit über das eigene Gesagte führen, was sich in Form von Verärgerung wie in Beispiel 3 bei Edwin manifestieren kann. Der einzige Ausweg aus diesem Muster besteht für die/den wiederholte/n Sprecher*in zumeist im Abbruch der Kommunikation oder im Wechsel der Interaktionsmodalität (vgl. Arendt und Zadunaisky Ehrlich 2020).

5 Zusammenfassung und Fazit

Ausgehend von einem dynamischen Kontextbegriff fokussierte der Beitrag in konversationsanalytisch geprägter Perspektive den sequentiellen Kontext. *Nextness* wurde als konstitutives Merkmal aller Äußerungen in Gesprächen gerahmt. Auf dieser Sichtweise beruht die These: Jede Äußerung im Gespräch ist kontextgebunden und kontextschaffend gleichermaßen (Heritage 1984: 242). Strukturell wird dieses in Sequenzen und Wiederaufnahmestrukturen sichtbar. Prominentes Beispiel sind multifunktionale Repetitionen (repetitions). Repetitionen stellen ein weit verbreitetes Muster in alltäglichen Interaktionen dar, das das Merkmal *nextness* gut illustriert und deshalb den Kern des vorliegenden Aufsatzes bildet. Exemplarisch wurden eine Selbst- und zwei Fremdrepetitionen mit steigendem Similaritätsgrad analysiert und gezeigt, wie der sequentielle Kontext zur Bedeutungskonstitution beiträgt und von Kindern im Kindergartenalter als Sinnressource in argumentativen Sequenzen kreativ und ökonomisch zugleich eingesetzt wird.

Die Kinder setzen unmittelbare Selbst- und Fremdrepetitionen mit einem weiten funktionalen Spektrum ein: Wie im ersten Beispiel gezeigt wurde, nutzen sie Selbstrepetitionen zum Insistieren. Sie halten damit den thematischen Fokus und markieren genreangemessen konstant Opposition. Gleichwohl gelangen sie

darüber nicht zu einer Konfliktlösung. Im zweiten Beispiel einer partiellen Fremdrepetition nutzen die Kinder das repetitive Muster zum Kohärenzaufbau, zur Markierung von Kohäsion und Opposition. Das dritte Beispiel einer kompletten Fremdrepetition ist am treffendsten mit dem umgangssprachlichen Terminus *nachhätten* erfasst. Die Kinder nutzen das Muster als Desavouierungsstrategie. Diese Funktion erwächst erstens daraus, dass die kompletten Wiederholungen nonresponsiv sind und die Bezugsäußerung durch das Echo zur bloßen Form entwerten, zweitens rollenbeanspruchend wirken und drittens die Interaktionsmodalität ins Lächerliche wechseln.

In allen drei Beispielen war der sequentielle Kontext als Sinnressource und zum Aufbau der repetitiven Muster konstitutiv. Da Wiederholungen ein typisches Mittel in argumentativen Sequenzen darstellen, üben alle beobachteten Kinder dieses Muster in ihren Interaktionen ein und testen die funktionale Reichweite aus. Zugleich sollte aus den Daten deutlich geworden sein, dass die Wiederholungen keine einfachen, bloß imitativen Mittel der Äußerungsproduktion darstellen. Vielmehr stellen sie mit ihren funktional ausdifferenzierten Similaritätsgraden sowie unterschiedlichen sequentiellen Einbettungen und Ausrichtungen vielfältige Anforderung an die Interaktanten: Es erfordert mindestens die folgenden drei Fähigkeiten: (1) genaues Zuhören; (2) Analysen der Bezugsäußerung, um Verhältnis von Repetition und Substitution zu bestimmen, und (3) Adaption an die eigenen Ziele in passendem sequentiellen Kontext.

Literatur

- Arendt, Birte & Sara Zadunaïsky Ehrlich. 2020: Literacy-related features in repetitions – using the example of argumentative events of German- and Hebrew-speaking preschoolers. *Research on children and social interaction/Special Issue 4(1)*. 73–92.
- Arendt, Birte. 2019a. Discourse acquisition in peer talk – the case of argumentation among kindergartners. *Learning, Culture and Social Interaction 23*, Art.-Nr. 100341.
- Arendt, Birte. 2019b. Argumentationserwerb im Peer-Talk: ausprobieren, fordern und recyceln. In Ines Bose, Kati Hannken-Illjes & Stephanie Kurtenbach (Hgg.), *Kinder im Gespräch – mit Kindern im Gespräch*, 63–92. Berlin: Frank & Timme.
- Arendt, Birte. 2019c. *Argumentieren mit Peers – Erwerbsverläufe und -muster bei Kindergartenkindern*. Tübingen: Narr.
- Arendt, Birte. 2019d. Informal learning opportunities in kindergartner's peer talk – using the example of repetitions in argumentation. Paper at IEMCA

- 2019, Panel “The Multimodal Constitution of Learning Space: Microanalytic Perspectives on Teaching and Learning in Interaction”.
- Bose, Ines, Sofia Pospelova & Sven Grawunder. 2016. Streitspiele deutscher und russischer Vorschulkinder im Vergleich. In Ursula Hirschfeld, Friderike Lange & Eberhard Stock (Hgg.), *Phonetische und rhetorische Aspekte der interkulturellen Kommunikation*, 31–46. Berlin: Frank & Timme.
- Breyer, Thiemo & Stefan Pfänder. 2017. Resonanz, Rhythmus und Synchronisierung. In Thiemo Breyer, Michael B. Buchholz, Andreas Hamburger, Stefan Pfänder & Elke Schumann (Hgg.), *Resonanz – Rhythmus – Synchronisierung. Interaktionen in Alltag, Therapie und Kunst*, 9–29. Bielefeld: transcript.
- Cekaite, Asta & Karin Aronsson. 2004. Repetition and joking in children’s second language conversations: playful recyclings in an immersion classroom. *Discourse Studies* 6(3). 373–392.
- Cekaite, Asta & Karin Aronsson. 2014. Language play, peer group improvisation, and L2 learning. In Asta Cekaite, Shoshana Blum-Kulka, Vibeke Grøver & Eva Teubal (eds.), *Children’s peer talk: Learning from each other*, 194–213. Cambridge: Cambridge University Press.
- Corsaro, William A. & Douglas W. Maynard. 1996. Format tying in discussion and argumentation among Italian and American children. In Dan Isaac Slobin, Julie Gerhardt, Amy Kyratzis & Guo Jiansheng (eds.), *Social interaction, social context, and language: Essays in honor of Susan Ervin-Tripp*, 157–174. Hillsdale, NJ, US: Lawrence Erlbaum Associates.
- Deppermann, Arnulf & Susanne Günthner. 2015. Introduction: Temporality in interaction. In Arnulf Deppermann & Susanne Günthner (Hgg.), *Temporality in interaction*, 1–23. Amsterdam: Benjamins.
- Deppermann, Arnulf, Helmuth Feilke & Angelika Linke (Hgg.). 2016. *Sprachliche und kommunikative Praktiken*. Berlin: de Gruyter.
- Drew, Paul. 2013. Turn design. In Jack Sidnell & Tanya Stivers (eds.), *The handbook of conversation analysis*, 131–149. Chichester: Wiley-Blackwell.
- Du Bois, John W. 2014. Towards a dialogic syntax. *Cognitive Linguistics* 25(3). 359–410.
- Garfinkel, Harold. 1967. *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs.
- Goodwin, Marjorie Harness & Charles Goodwin. 1987. Children’s arguing. In Susan U. Philips, Susan Steele & Christine Tanz (eds.), *Language, gender, and sex in comparative perspective*, 200–248. Cambridge: Cambridge University Press.
- Gruber, Helmut. 1996. *Streitgespräche: Zur Pragmatik einer Diskursform*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

- Heritage, John. 1984. A change-of-state token and aspects of its sequential placement. In J. Maxwell Atkinson & John Heritage (eds.), *Structures of social action: Studies in conversation analysis*, 299–345. Cambridge: Cambridge University Press.
- Kidwell, Mardi. 2013. Interaction among children. In Jack Sidnell & Tanya Stivers (eds.), *The handbook of conversation analysis*, 511–532. Chichester: Wiley-Blackwell.
- Kitzinger, Celia. 2013. Repair. In Jack Sidnell & Tanya Stivers (eds.), *The handbook of conversation analysis*, 229–256. Chichester: Wiley-Blackwell.
- Köymen, S. Bahar & Amy Kyratzis. 2009. Format tying and the acquisition of syntax in toddler's peer interaction. *Berkeley Linguistics Society* 35(1), 202–210.
- Levinson, Stephen. 2013. Action Formation and Ascription. In Jack Sidnell & Tanya Stivers (eds.), *The handbook of conversation analysis*, 103–130. Chichester: Wiley-Blackwell.
- Lee, Seung-Hee. 2013. Response design in conversation. In Jack Sidnell & Tanya Stivers (eds.), *The handbook of conversation analysis*, 415–432. Chichester: Wiley-Blackwell.
- Maynard, Douglas. 2013. Everyone and no one to turn to: Intellectual roots and contexts for conversation analysis. In: Jack Sidnell & Tanya Stivers (eds.), *The handbook of conversation analysis*, 11–31. Chichester: Wiley-Blackwell.
- Moerk, Ernst L. 1989 The fuzzy set called “Imitations”. In Gisela Speidel & Keith E. Nelson (eds.), *The many faces of imitation in language learning*, 277–302. New York: Springer.
- Nomikou Iris, Katharina Rohlfing & Joanna Rączaszek-Leonardi. 2015. Becoming a participant: shaping infants' dialogical actions in repeated interactions. Presented at the *Revisiting Participation*, Basel, Switzerland.
- Robinson, Jeffrey D. & Heidi Kevoe-Feldmann. 2010. Using full repeats to initiate repair on others' questions. *Research on Language and Social Interaction* 43(3). 232–259.
- Sacks, Harvey. 1984. Notes on methodology. In J. Maxwell Atkinson & John Heritage (eds.), *Structures of social action: Studies in conversation analysis*, 21–27. Cambridge: Cambridge University Press.
- Sacks, Harvey. 1992. *Lectures on conversation*, 2 Vols. Oxford: Blackwell.
- Sacks, Harvey, Emanuel A. Schegloff & Gail Jefferson. 1974: A simplest systematic for the organization of turn-taking in conversation. *Language* 50(4), 696–735.
- Schegloff, Emanuel A. 2007. *Sequence organization in interaction: A primer in conversation analysis*. Cambridge: Cambridge university press.

- Schegloff, Emanuel A. & Harvey Sacks. 1973. Opening up closings. *Semiotica* 8. 289–327.
- Schwitalla, Johannes. 1993. Über einige Weisen des gemeinsamen Sprechens. Ein Beitrag zur Theorie der Beteiligungsrollen im Gespräch. *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 11(1). 68–98.
- Selting, Margret. 1987. Reparatur und lokale Verstehensprobleme oder: Zur Binnenstruktur von Reparatursequenzen. *Linguistische Berichte* 108. 128–149.
- Sidnell, Jack. 2013. Basic conversation analytic methods. In Jack Sidnell & Tanya Stivers (eds.), *The handbook of conversation analysis*, 77–99. Chichester: Wiley-Blackwell.
- Sidnell, Jack & Tanya Stivers (eds.). 2013. *The handbook of conversation analysis*. Chichester: Wiley-Blackwell.
- Stivers, Tanya. 2013. Sequence organization. In Jack Sidnell & Tanya Stivers (eds.), *The handbook of conversation analysis*, 191–209. Chichester: Wiley-Blackwell.
- Tannen, Deborah. 1987. Repetition in conversation: Toward a poetics of talk. *Language* 63(3). 574–605.
- Tannen, Deborah. 2007. *Talking voices: repetitions, dialogue, and imagery in conversational discourse*. New York: Cambridge University Press.
- Zima, Elisabeth. 2017. Zum Konzept der Gestenresonanz in der Dialogischen Syntax. In Thiemo Breyer, Michael B. Buchholz, Andreas Hamburger, Stefan Pfänder & Elke Schumann (Hgg.), *Resonanz – Rhythmus – Synchronisierung. Interaktionen in Alltag, Therapie und Kunst*, 177–194. Bielefeld: transcript.

Roman Dubasevych

Die (Über)Macht des Kontextes. Einige Beobachtungen zum Ideentransfer im postsowjetischen Raum

Abstract: The article explores the influence of the local context on the cultural transfer, exemplified at the musical *Stiliagi* (Hipsters, 2008) by the Russian filmmaker Valerii Todorovskii. Using the postcolonial theory and cultural studies, it shows how the local cultural context profoundly affects the film story about the arrival of rock-n-roll and jazz in the Soviet Union in the early post-Stalin era. The opposition between the colorful subculture of the Soviet hipsters *stiliagi* and the “grey mass” of ordinary citizens results in a surprising relativization and even inversion of the egalitarian, democratic message of the global music genres in question. Moreover, the film constructs an idealized picture of the Soviet past and Russian present: nostalgic aesthetic strategies transfigure the Soviet Union of the 50s into American “golden” post-war years, vividly proving the power of the local context in reshaping and subverting the emancipatory contents.

Keywords: cultural transfer, subculture, hipster, rock-n-roll, Soviet Union

1 Einleitung: Kontext – ein Begriff im Wandel

Die Rolle des kulturellen Kontexts ist in keinem Bereich der Geisteswissenschaften so bedeutend wie im wachsenden Feld der Translationswissenschaft, multikulturellen Kommunikationswissenschaft, der Kulturtransfer- und Globalisierungsforschung. Gerade beim Kulturtransfer kommt dem Kontext eine entscheidende Rolle zu, im deutsch-französischen Falle umfasst er laut Thomas Keller ein breites Spektrum an Phänomenen: „Dokumente der anderen Kultur in Frankreich oder Deutschland, Mittlerinstitutionen, -gruppen und -personen, insbesondere bestimmte Berufsgruppen (Diplomaten, Kaufleute, Künstler, Handwerker, Buchhändler, Verleger, Übersetzer, Publizisten, Sprachlehrer, Germanisten in Frankreich, Romanisten in Deutschland [...]), Medien sowie diskursive Vorgänge der Aneignung und Transformation von Gütern, Handlungsweisen, Orientierungen, Texten, Diskursen“ (Keller 2011: 106).

Die Frage des Wandels von Ideen und Texten bei der Migration aus einem kulturellen Raum bzw. Kontext in den anderen rückt dabei zunehmend in den Vordergrund. Die traditionellen textzentrierten Kategorien literarischer Übersetzung wie „Original, Äquivalent, ‚Treue‘“ werden sukzessive durch neue

Leitbegriffe wie „Repräsentation und Transformation, Fremdheit und Alterität, Deplatzierungen, kulturelle Differenzen und Macht“ abgelöst (Bachmann-Medick 2006: 239). Grundlegende Impulse für das Verständnis der Zirkulation von Ideen und Menschen lieferten auch die Theorien der Globalisierung und die Postkoloniale Theorie. Wie Doris Bachmann-Medick weiter ausführt: „Zunächst hat sicherlich die postkoloniale Diskussion den Boden bereitet für die Neubewertung von Übersetzungsprozessen: durch ihr Aufbrechen fester Identitäten, durch ihre Kritik am Binaritätsprinzip zugunsten hybrider Vermischungen, durch ihr Re-mapping und ihre kritische Umkartierung von Zentrum und Peripherie. Dies hat die eingefahrenen eurozentrischen Übersetzungsrichtungen, ja das europäische Übertragungsmonopol massiv durcheinandergebracht“ (Bachmann-Medick 2006: 240).

Für die in diesem Sammelband geführte interdisziplinäre Diskussion um die Definition des Kontext-Begriffes könnte man vorausgreifend festhalten, dass in den Kulturwissenschaften der Kontext immer häufiger als Synonym zur Kultur fungiert. Dies meint eine Verschiebung von einer linguistisch-textuellen Werkorientierung hin zum gesamtkulturellen Rahmen und seiner Macht bzw. Übermacht, von denen noch die Rede sein wird.

1.1 Die Differenzierungen des Kontext-Begriffes in den Theorien der Postkolonialität und Globalisierung

Im Hinblick auf die Theorien der Postkolonialität und Globalisierung machten Autoren wie Arjun Appadurai, Stuart Hall und Homi Bhabha sowohl auf die Veränderungen eurozentrischer Wissens- und Kulturformen im postimperialen und globalen Kontext als auch auf die „Übersetzungen“ bzw. „Entortungen“ (*dislocations*) von Menschen aufmerksam. Dabei gingen sie einen Schritt weiter als Klassiker marxistischer Globalisierungstheorie, indem sie den nicht-linearen bzw. nicht-homogenen Charakter der globalen Interaktionen und die Rolle des bis dato vernachlässigten kulturellen „Überbaus“ und der „Identitätspolitik“ betonten (Hall 1994: 199).

In seinem bahnbrechenden Artikel von 1990 definierte Arjun Appadurai beispielsweise fünf Dimensionen der globalen „Kulturökonomie“ – *ethno-*, *media-*, *techno-*, *finan(s)-* und *ideoscapes*, die die zahlreichen Brechungen (*disjunctures*) der Globalisierung bei der Bewegung von einem kulturellen Kontext in den anderen spiegeln (Appadurai 1990: 296). Laut Appadurai gab es globale Transferbewegungen und Modifizierungen der übersetzten Objekte schon immer, dennoch „the sheer speed, scale and volume of each of these flows is now so great that the disjunctures have become central to the politics of global culture“ (Appadurai

1990: 301). Die genannten „Disjunktionen“ – Brüche und Verschiebungen im globalen Fluss der Güter und Ideen stehen für diesen Wandel; die Migrations- und Fluchtbewegungen von Menschen machen ihn noch komplexer, indem sie seinen grundsätzlich plurizentrischen und kontingenten Charakter offenbaren, den Appadurai am folgenden Beispiel illustriert:

The Japanese are notoriously hospitable to ideas and are stereotyped as inclined to export (all) and import (some) goods, but they are also notoriously closed to immigration, like the Swiss, the Swedes and the Saudis. Yet the Swiss and Saudis accept populations of guestworkers, thus creating labor diasporas of Turks, Italians and other circum-mediterranean groups. Some such guestworker groups maintain continuous contact with their home-nations, like the Turks, but others, like high-level South Asian migrants tend to desire lives in their new homes, raising anew the problem of reproduction in a deterritorialized context. (Appadurai 1990: 301)

Im Rahmen der Kontext-Diskussion ist Appadurais Beobachtung einer zunehmenden „Deterritorialisierung“ bzw. „Entortung“ des Kontexts von großer Tragweite. Einerseits rückt sie die Eigendynamik der jeweiligen „Landschaft“, d. h. eines kulturellen Teilkontexts in den Vordergrund, die durch die Emphase der jeweiligen Systemdynamik offensichtliche Parallelen zur literarischen Generebildung und Poetiken aufweist. Andererseits verschiebt die Einsicht in die „Verselbstständigung“ der kulturellen Güter den Fokus von Ursprung bzw. Authentizität auf die Modifizierungen, die im jeweiligen kulturellen Rahmen entstehen. Dadurch gewinnt der jeweilige (kulturelle) Kontext eine zunehmend größere Bedeutung. Im Gegensatz zur hermeneutischen Tradition, in der er eher als passiver kultureller Horizont bzw. ein statisches Archiv gedacht wird, steigt er in der Postkolonialen Theorie zu einem eigenständigen Faktor des Kulturtransfers auf. Für die Konzeptualisierung dieser dynamischen, „autonomen“ Rolle des Kontexts bei der Adaption und Anpassung der global zirkulierenden Kulturgüter auf der lokalen Ebene verwendet Appadurai den Begriff der „Indigenisierung“:

What these arguments [on the homogeneous character of global modernity, Erg. d. Vf.] fail to consider is that at least as rapidly as forces from various metropolises are brought into new societies they tend to become indigenized in one or other way: this is true of music and housing styles as much as it is true of science and terrorism, spectacles and constitutions. The dynamics of such indigenization have just begun to be explored in a sophisticated manner [...], and much more needs to be done. But it is worth noticing that for the people of Irian Jaya, Indonesianization may be more worrisome than Americanization, as Japanization may be for Koreans, Indianization for Sri Lankans, Vietnamization for the Cambodians, Russianization for the people of Soviet Armenia and the Baltic Republics. (Appadurai 1990: 295)

Die globale Welt stehe demzufolge nicht nur unter der Wirkung der weltweiten „Amerikanisierung“ oder „Kommodifizierung“, sondern weist eine Reihe von regionalen Zentren, Hierarchien, aber auch horizontalen und „rhizomatischen“ Austauschbewegungen auf, die sich kaum in einem einheitlichen Metanarrativ zusammenführen lassen.

Gleichzeitig unterstreicht der Begriff der Indigenisierung die (große) Macht eben des lokalen Kontexts, der die selbst von globalen Metropolen ausgehenden Impulse – trotz aller strukturellen Ungleichheiten – umzuwandeln vermag. Appadurais Beobachtungen und die Frage der Brechungen, Differenzen oder gar Blockaden werden uns später noch im Zusammenhang mit unserem Fallbeispiel – der Filmkomödie *Stiljagi* (dt. Hipsters, 2008) von Valerij Todorovskij mit seiner Thematisierung des Transfers von Rock-n-Roll- und Jazz-Musik in die Sowjetunion und nach Russland beschäftigen. Die Analyse der filmischen Repräsentation dieser ideologisch hoch subversiven kulturellen Übersetzung wird zudem im Entstehungskontext des Films verortet – während der zweiten Regierungszeit des autoritären russischen Langzeitpräsidenten Vladimir Putin. Dabei werde ich zeigen, wie der neo-autoritäre Rezeptionskontext eine derartige Kraft entfaltet, dass er die mit dem amerikanischen Rock-n-Roll verknüpften egalitären Semantiken ein Stück überschreibt und das manifeste liberal-nonkonformistische Filmpathos unterwandert. Hier funktioniert der Kontext beinahe wie eine übermächtige, ja überdeterminierende Instanz, die, nicht unähnlich dem (kollektiven) Unbewussten, die Hauptbotschaft des Regisseurs Valerij Todorovskij konterkariert, und damit seine unwillkürliche Verstrickung mit ideologischen Präferenzen des Regimes verrät.

1.2 Kontext: Entortung, Diaspora und Migration

Die von Arjun Appadurai und Stuart Hall beobachteten Phänomene der Brechungen (*disjunctures*) und Entortung/Übersetzung (*dislocation*) bei der Bewegung aus einem kulturellen Kontext in den anderen werden von Homi Bhabha noch radikaler in einen Zusammenhang mit Migration und Diaspora gesetzt. Dabei rückt die „Zwischensituation“ (*in-betweenness*) des Anderen und Fremden in den Vordergrund. Sein Schwebezustand zwischen dem „Nicht-mehrdort-aber-noch-nicht-hier“ wird politisiert, seine Anerkennung zum Prüfstand der Demokratie, Grundlage einer neuen kosmopolitischen Weltordnung schlechthin, aber als Ressource zeitgemäßer Kunst gedacht. Während die ältere semiotische Forschung in Person von Jurij Lotman das Fremde und die Grenze schon lange als Motor der kulturellen Produktion postulierte (Lotman 2004 [1996]: 262), wurde sie hauptsächlich räumlich gedacht, während Appadurai,

Hall und Bhabha die Grenze „entterritorialisieren“ und in die Mitte der heutigen metropolitanen Gesellschaften verlegen (Bhabha 1994: XVI).

Wie Lotman lokalisiert auch Bhabha die Dynamik des kulturellen Wandels an der Grenze, genauer in den sog. Zwischenräumen (*interstices*), wie Lotman misst er dabei dem Akt der kulturellen Übersetzung für die Dynamisierung eines kulturellen Kontexts eine entscheidende Bedeutung bei, betont aber statt räumlichen ihren zeitlichen und performativen Aspekt:

The borderline work of culture demands an encounter with 'newness' that is not part of the continuum of past and present. It creates a sense of the new as an insurgent act of cultural translation. Such art does not merely recall the past as social cause or aesthetic precedent; it renews the past, refiguring it as a contingent 'in-between' space, that innovates and interrupts the performance of the present. The 'past-present' becomes part of the necessity, not the nostalgia, of living. (Bhabha 1994: 10)

Das Ergebnis dieses Paradigmenwechsels war nicht nur die Entdeckung der kulturellen Transformation durch die Migration von einem kulturellen Kontext in den anderen. Sie führte zu einer Dynamisierung der Identitätsformen, z. B. zur Entstehung neuer, fluider („übersetzter“) Identitäten (Hall 1994: 218–219). Die neuen Erscheinungen – Indigenisierungen, Hybridisierungen oder gar „Bastardisierungen“ (Salman Rushdie), wie sie im Vokabular der Postkolonialen Theorie genannt werden, reichen von Ideologien, Institutionen, Technik bis zu solchen Alltagspraktiken wie Yoga oder diversen Musikgenres wie Jazz, Reggae oder Salsa. Zugleich handelt es sich selten um rein kulturelle Phänomene, sondern um bedeutende Quellen der Subversion und politischer Handlungsmacht. In seiner Studie zur globalen Verbreitung des algerischen *raï* hält Robert Young ihn für ein wichtiges Mittel zur Artikulation von Spannungen und Widersprüchen der Moderne im jeweiligen Kontext:

The term 'raï' literally means 'an opinion', 'a point of view', 'a way of seeing things'; it can also mean 'an aim'. In terms of asserting its own perspectives, its own subversive will-to-power, therefore, raï encapsulates many of the qualities that are fundamental to postcolonialism itself. Beginning as the expression of those who found themselves on the periphery of their societies, immigrants to the cities who lived in deprived conditions of poverty, poor housing, and unemployment, raï's musical culture was quickly transformed out of the margins into the major popular expression for young people of social conditions within Algerian society. The speed with which raï spread in popularity across Algeria and North Africa was testimony to the degree to which it provided points of recognition that had never previously been articulated. (Young 2003: 72)¹

1 Vgl. das Kapitel „Hybridity“, das größtenteils diesem Musikgenre gewidmet ist (Young 2003).

So wurde *raï* nach seinem Siegeszug in Nordafrika und Frankreich zu einem beliebten musikalischen Idiom auch im arabisch-türkisch Rap hierzulande.²

2 Kontextevolution: vom Text zur Kultur

Der oben skizzierte Wandel des Kontext-Begriffes von der Werk- zur Kultursemantik lässt sich in seiner Evolution auch in der Literaturwissenschaft verfolgen. Die ältere slawistische Literaturforschung verstand den Begriff des Kontexts vorwiegend als Abschnitt, Werk bzw. Textganzes, in dem die sprachliche Äußerung vorkommt. So wird der Kontext-Begriff im *Poetischen Wörterbuch* von Aleksandr Kvjatkovskij (1966: 139) primär auf das Gedicht bezogen, in dessen Rahmen der Sinn eines Syntagmas oder Rhythmus überhaupt erst bestimmt werden können. Dieser Linie folgt auch Andrej Zacharkin (1974: 155), der den Kontext als „einen relativ abgeschlossenen Teil (Phrase, Periode, Strophe etc.) eines Textes“ definiert, „in dem ein einzelnes Wort (oder Phrase etc.) ihre genaue Bedeutung und Ausdruck bekommt, die gerade diesem Text als Ganzes entsprechen“.

Mit der explosionsartigen Entwicklung der Disziplin und Pluralisierung ihrer Methoden seit den 1970er Jahren wird der Kontext-Begriff zunehmend auf außersprachliche und sogar außertextuelle Faktoren angewendet. Das *Metzler Lexikon der literaturwissenschaftlichen Begriffe und Definitionen* bestimmt den Kontext als die Summe von „soziokulturellen Determinanten“ (Weidhase 1990: 250), die Bedeutung des Textes ausmachen. Einen Abschied von einem werk- bzw. textimmanenten Kontext-Verständnis spiegelt auch das *Metzler Philosophie-Lexikon*, in dem der Kontext „für die zumeist außersprachliche, lebenspraktische Umgebung [steht], in die sprachliche Äußerungen eingebettet sind“ (Prechtl 1996: 271). *Routledge Dictionary of Literary Terms* fasst das semantische Spektrum des Kontext-Begriffs folgenderweise zusammen:

The range of contexts within which utterances occur extends from the narrowly linguistic (phonetic or morphological) to the broadly philosophical, and the task of literary criticism can be seen, in part, as the need to relate words, phrases, sentences and other parts of literary works to their linguistic contexts. The other, more open-ended part of criticism involves relating the works themselves to relevant psychological, social and historical contexts. (Lee 2006: 33–34)

2 Vgl. den aktuellen Corona-Song des libanesisch-deutschen Rappers Ra'is, der die Genrebezeichnung sogar in seinem Künstlernamen spielerisch verarbeitete (Ra'is 2020).

Abrams (1999: 182) bringt diese Opposition in ein chronologisches Schema, wobei er die „kontextuelle Kritik“ („contextual criticism“) im engeren Sinne primär mit der Theoriebildung des New Criticism verbindet:

[Murray] Krieger defined contextualism as “the claim that the poem is a tight, compelling, finally closed context,” which prevents “our escape to the world of reference and action beyond” [...] The revolutionary thrust of the new mode had lost much of its force by the 1960s, when it gave way to various newer theories of criticism, but it has left a deep and enduring mark on the criticism and teaching of literature, in its primary emphasis on the individual work and in the variety and subtlety of the devices that it made available for analyzing the structure of its internal relations.

Während das formalistische Textverständnis mit seiner Favorisierung der ästhetischen Textfunktion die Verzahnung vom Partikularen und Universalen im Werk fokussiert, streben die Kulturwissenschaften per definitionem nach dem anderen, offenen Pol der Textinterpretation. Man könnte Geschichte grundsätzlich als eine unendliche Expansion der textrelevanten kulturellen Horizonte, die Exploration ihrer „worldliness“ (Edward Said) und Kontexte sehen.

Unter diesem Gesichtspunkt ist es bezeichnend, dass das von Ansgar Nünning herausgegebene *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie* die vom Russischen Formalismus und New Criticism postulierte Kontextunabhängigkeit als relativ betrachtet. Neben dem klassischen Beispiel der extrem textgebundenen Ironie, stellen die Phänomene der Intertextualität jede absolute Textautonomie in Frage. Entsprechend weit und lapidar wird der Kontext gefasst: „Der Kontext ist grundsätzlich das, was zu einem Text gehört, damit dieser angemessen verstanden wird“ (Müller 2013: 400). Versteht man den Kontext als Synonym für Kultur, so erscheint er wie eine unabdingbare Station des hermeneutischen Zirkels; das kulturelle Ganze, vor dessen Hintergrund seine Teile – die jeweiligen Texte im weitesten Sinne – erst verstanden werden können:

Kontexte prägen die Rezeption von Texten, ebenso wie ihre Produktion und bestimmen stark die Präsuppositionen von Autor und Leser, die Erwartungshaltungen und grundsätzlich die Art und Weise, wie die Welt und darin die Literatur betrachtet wird. Der Kontext ist immer kulturell beeinflusst, daher historisch veränderbar und in seiner Wertigkeit abhängig vom Konsens der jeweils bestimmenden Gesellschaftsschicht. (Müller 2013: 400)

Der kulturelle Kontext bestimmt also das Textverstehen, sein eigener Status ist aber nicht fixiert, sondern variiert erheblich mit der jeweiligen Epoche, Literatur- und Kulturauffassung. Im Folgenden möchte ich am Beispiel des russischen

Filmmusicals *Stiljagi* (2008) von Valerij Todorovskij die herausragende Rolle des Kontexts für die Interpretation veranschaulichen.

3 *Stiljagi* von Valerij Todorovskij: der (über)mächtige Kontext

Der Film *Stiljagi* (2008) von Valerij Todorovskij, dem Sohn des renommierten sowjetischen Filmschaffenden Petr Todorovskij, wurde zu einem großen Publikumserfolg (Abbildung 1) im Russland der Nuller Jahre. Zwar kostete die Filmproduktion ca. 15 Millionen US-Dollar, womit die Mischung aus historischem Drama, Musical und Komödie auch zu den teuersten der russischen Filmgeschichte gehörte, mit knapp 17 Millionen Einnahmen spielten *Stiljagi* die Produktionskosten wieder ein – ebenfalls ein Rekord für die postsowjetische Filmindustrie.³

Der erfolgreiche Filmstart ging sowohl auf sein Thema – die Wiederentdeckung der lokalen Traditionen des kulturellen Nonkonformismus als auch auf strukturelle, soziale Faktoren zurück: Der Kassenerfolg von *Stiljagi* wurde zusammen mit der nationalen wie internationalen Popularität solcher Filme wie *Brat I/II* (dt. Bruder, 1997/2000), *Brigada* (dt. Die Gang, 2000) oder *Nočnoj dozor* (dt. Nachtwache, 2004) als Bestätigung für die Erholung der russischen Filmproduktion nach dem Zusammenbruch der staatlichen Förderung der Sowjetzeit gesehen. Das neue Selbstbewusstsein der Branche entwickelte sich auch in einer komplexen Beziehung als Lehrling und Rivale gegenüber dem Westen, vor allem gegenüber der globalen Vorherrschaft des Hollywood-Films (Strukov 2019: 18). Jedenfalls wurden *Stiljagi* als der beste Spielfilm des Jahres 2009 mit der angesehenen russischen Nika-Prämie ausgezeichnet und auch in den USA gezeigt. Sein Anspruch war eben, ein lokales historisches Thema in einem traditionsreichen westlichen Filmgenre, dem Musikfilm (Musical) zu realisieren; der Kritiker Anton Kostylev (2008) schwärmte davon, dass „*Stiljagi* eine unglaublich schwierige und filigrane Arbeit geleistet [haben], um den neuen russischen Film in den cineastischen Weltkontext zurückzuholen“. Dennoch wäre das Gelingen des Films ohne Orientierung an prominenten internationalen Vorläufern, vor allem Baz Luhrmanns Hit *Moulin Rouge!* (2001), der einen wesentlichen Beitrag zur internationalen Wiederbelebung des Genres leistete, ebenfalls kaum denkbar gewesen (Braginskij 2012: 528–529).

3 Vgl. <https://www.kinobusiness.com/best/cis/russian-films/> (Abruf am 12. August 2020). Ausführlicher über strukturelle Probleme der russischen Filmindustrie siehe Daniil Dondurej (2011).



Abbildung 1: Filmposter von *Stiljagi*. Eines der zahlreichen farbenprächtigen *Stiljagi*-Plakate auf der russischen Webseite Kinopoisk.ru: *Stiljagi*. Kinopoisk.ru, <https://www.kinopoisk.ru/picture/859845/> (Abruf am 17. Dezember 2021).

Wie der Titel schon andeutet, erzählt der Film die Geschichte der Stiljagi, der Gestylnen bzw. Hipster – einer sowjetischen Jugendsubkultur der späten 1950–60er Jahre, die sich trotz des Kalten Krieges an der durch den Eisernen Vorhang durchsickernden Musik von Rock-n-Roll und Jazz orientierte. Die Handlung

spielt 1955, kurz vor dem Anbruch des *Tauwetters*, einer kurzen Liberalisierungsphase, die Stalins Nachfolger Nikita Chruščev mit seiner Kritik am Kult der Persönlichkeit am 20. Parteitag der KPdSU einleitete.⁴

Zu einem Symbol des neuen politischen Kurses im Bereich der Außen- und Jugendpolitik wurden auch die 1957 in Moskau durchgeführten *VI. Weltfestspiele für Jugend und Studenten*. Zum ersten Mal nach langer Zeit durften die Sowjetunion nicht nur größere Gruppen von Diplomatinen und Diplomaten sowie Journalistinnen, sondern auch normale Bürgerinnen und Bürger sowie Studierende aus dem Ausland besuchen. Die während des Festivals durchgeführten Konzerte und Tanzabende wirkten ebenfalls als Katalysator der Rezeption der westlichen Musikstile, vor allem von Jazz und Rock-n-Roll.⁵

Die Filmhandlung spielt also an einem hoffnungsvollen Wendepunkt der sowjetischen Geschichte. Der Protagonist ist ein gewöhnlicher sowjetischer Student Měls Birjukov, der zunächst der ideologischen Normierung des sowjetischen Regimes erliegt. Měls' Indoktrinierung ist auch durch seinen Namen – das Akronym aus den Nachnamen der kommunistischen Anführer Karl Marx – Friedrich Engels – Vladimir Lenin – Iosif Stalin – betont und vollendet. Als Mitglied einer freiwilligen Mannschaft zur Überwachung der sowjetischen Sittlichkeit wirkt der junge Mann zudem in seiner untersten sozialen Kontrollinstanz mit. Bei einer Razzia während einer inoffiziellen Rock-n-Roll-Tanzveranstaltung im Moskauer Maksim Gor'kij-Park verfolgt er ein keckes Mädchen namens Polina (Polly) oder Pol'za (dt. Nutzen), deren Name übrigens auch als Akronym des Slogans *Pomni leninskie zavety!* (dt. Beachte die Gebote Lenins!) im Zeichen der Zeit steht. Die Aktion endet für Měls in einem dienstlichen Desaster, aber privaten Glück – Polly schafft es zu fliehen, nachdem sie ihren Verfolger bezirzt und in einen Teich geschubst hat. Der erzwungene Sprung ins kalte Wasser wird mit seiner Taufsymbolik aber zur Geburtsstunde eines neuen Menschen. Die Liebe zu Pol'za, die als Tochter einer hochgestellten sowjetischen Beamtin zusammen

4 Zu den zentralen Diskursen des *Tauwetters*, insbesondere zur Rolle von Nikita Chruščev im kulturellen Leben der Sowjetunion siehe Condee (2000).

5 Zum Einfluss des Jugend-Festivals siehe Rimgaila Salys (2019: 123). Das Ereignis war bedeutend nicht nur für die Jugendkultur, sondern hinterließ nachhaltige Spuren in der Populärkultur: Es gilt als Beginn der ungebrochenen Erfolgsstory des bereits 1955 geschriebenen Hits *Podmoskovnye večera* (dt. Die Abende bei Moskau) von Vasilij Solov'ev-Sedoj und Michail Matusovskij. An dem in der Abschlussveranstaltung des Festivals uraufgeführten Lied kommt man auch im Slawistik-Studium kaum vorbei. Für Gleb Tšipursky ist das Festival überhaupt der Anlass, bei dem Bebop in die Sowjetunion kommt (Tšipursky 2016: 355).

mit ihren Freunden – meist Kindern sowjetischer Diplomaten-, Partei- und Industriennomenklatura – dem verpönten westlichen Lebensstil frönt, löst Měls' Metamorphose vom uniformierten und autoritätshörigen sowjetischen Durchschnittsbürger *žlob* (dt. Banause, Spießler, Geizhals) zum bunten Hipster und freien Menschen aus.

Nach einigen Anläufen, die ihm viel Energie, Kreativität und nicht zuletzt Kaufkraft abverlangen, wird auch Měls endlich Mitglied der exklusiven Clique. Die Aufnahme in die Gruppe bedeutet für ihn nicht nur eine erotische, sondern auch eine soziale und künstlerische Initiation. Aus einem ahnungs- und anspruchslosen Sowjetbürger wandelt er sich zu einem bewussten Konsumenten alternativer, nicht-sowjetischer Kultur und lernt sogar einen Umgang mit der sowjetischen Schattenwirtschaft kennen, die Stiljagi mit begehrten westlichen Konsumartikeln wie Kleidung oder Musikinstrumenten versorgt.

Měls' neuer Status wird auch durch den autodidaktischen Saxophon-Unterricht betont, ein Instrument, das die Behörden als bourgeois und ideologisch verwerflich einstufen,⁶ und das er auf dem Moskauer Schwarzmarkt *baracholka* erwirbt.



Abbildung 2: Měls als gesichtsloser *homo sovieticus* bzw. „žlob“ bzw. Spießler (Todorovskij 2008, 4:33 und 22:07)

6 Zur Geschichte des Jazz während der Stalin-Zeit siehe Martin Lücke (2005: 67–78).

Mèls Konversion von einem hörigen und gesichtslosen Sowjetmenschen zum überzeugten Hipster und sogar Berufssaxophonisten ist aber nur die Hälfte der Filmstory. Ihren Höhepunkt bildet der nächste Entwicklungsschub – die Konfrontation mit dem konstruierten Charakter seiner ästhetischen Ideale und des Westens. Als sein Mentor Fred (Fedor), seinerseits Sprössling eines Sowjetdiplomaten, nun selbst als Diplomat von einer USA-Dienstreise zurückkehrt, bringt er seinem Freund eine ernüchternde Nachricht. Die von ihnen verehrte Stiljagi-Kultur gäbe es laut dem nun gutbürgerlich auftretenden Fred gar nicht, ihr ganzer Lebensstil und Protest beruhte demnach auf einer Fiktion. Sie wird durch Freds eigene Desillusionierung und Wandlung von einem Vertreter der Moskauer *jeunesse dorée* zum angepassten sowjetischen Beamten in feinem amerikanischem Tuch beglaubigt. Wie Fred schlussfolgert: „Ich habe schlechte Nachrichten für dich, Mèls [...] Dort gibt es keine Stiljagi [...]. Wenn man uns in diesem Zustand auf dem Broadway frei herumlaufen ließe, auf dem echten Broadway, wären wir nach zwei Häuserblocks in die Psychiatrie eingeliefert worden“⁷ (Todorovskij 2009: 2:06:24).

Der erschütterte Mèls will nun der Metamorphose seines Vorbilds keinen Glauben schenken und läuft seinem einstigen Mentor davon. An dieser Stelle vollzieht der Film einen Zeitsprung in die Gegenwart. Die Flucht aus der engen Kommunalwohnung, die metonymisch für die sowjetische Existenz schlechthin steht, sowie vor Freds konformistischer Offenbarung in den öffentlichen Raum erweist sich als ein (Aus)Weg in die Zukunft – mit jedem Schritt auf dem Moskauer Boulevard wächst um den Protagonisten die Menge aus Vertretern zeitgenössischer Subkulturen (Hippies, Punks, Rastafarians, Emus, Gothen, Skaters u. a.) sowie normalen Bürgern. Am Ende marschiert Mèls zusammen mit seiner Geliebten Pol’za, umgeben von dieser karnevalesken Masse nonkonformistischer Jugend, in eine freie Zukunft. Der Marsch der Unangepassten soll die gelungene, ein halbes Jahrhundert währende Transformation Russlands von einem totalitären Staat zu einer weltoffenen und polykulturellen Gesellschaft belegen. Wie Rimgaila Salys (2009: 132) resümiert: „In joining the *stiliagi* with contemporary subcultures in a fantasy present, the film validates and celebrates difference as essential to human freedom“.

7 Alle Übersetzungen der russischen Quellen in diesem Artikel stammen vom Verfasser.

3.1 Der überraschende Konsens

Das Überraschendste an der Rezeption von *Stiljagi* waren begeisterte Reaktionen der Kritiker im und außerhalb des Regierungslagers. Der TV-Moderator Vladimir Solov'ev, der mit seiner Talkshow *Der Abend mit Vladimir Solov'ev* beim staatlichen Ersten Kanal zu bekanntesten Sprachrohren des Putin-Regimes gehört, stellte nach der Filmaufführung fest:

Ich war tief beeindruckt. Schon lange hat es in Russland keinen solchen Film gegeben, sehr lange, sowohl hinsichtlich des Genres als auch der Qualität des Drehbuches, der Regie, hervorragender schauspielerischer Arbeit und Kameraführung [...] Ideologisch ist der Film dermaßen wichtig, dass ich alle bitten möchte, ihn anzuschauen. Er handelt von der Freiheit der Persönlichkeit, vom Recht auf Andersartigkeit. Ich denke, er wird der *Unsere*-Bewegung missfallen. (Solov'ev 2020)

Einer seiner politischen Antagonisten, der namhafte Rockmusikkritiker und Oppositionelle Artemij Troickij lobte den Film sogar als „absolut staatsfeindlich“ und „freiheitsliebend“: „*Stiljagi* – das ist wirklich ein sehr gewichtiger, sehr angemessener und schöner Anlass, ein Gespräch über andere Dinge und zwar, wiederum, über die Freiheit“ (Vorob'eva 2009).

Die überraschende Eintracht beider Widersacher verblüfft insofern, als sie zu unserer Ausgangsfrage zurückführt – zum Herausfiltern bzw. partiellen Scheitern der kulturellen Übersetzung durch den übermächtigen kulturellen Kontext. Der Grund für die einstimmig positive Rückmeldung beider Kommentatoren über die politischen Gräben hinweg könnte, wie ich im Weiteren zeigen werde, weniger in einem tiefverankerten demokratischen Konsensus innerhalb der russischen Eliten liegen, sondern in seinem elitären, exklusiven und zugleich konsumorientierten Appell des Films. Die Wiedergabe der poststalinistischen 1950er in charakteristischen grellen Kodak-Farben hatte einen ‚amerikanisierenden‘ Effekt und legte eine entsprechend nachsichtige Haltung gegenüber der damaligen Sowjetunion nahe, was dem Film die Zustimmung von einem Vladimir Solov'ev sicherte. Andererseits appellierte die karikaturhafte Darstellung der ‚grauen Masse‘ der Sowjetbürgerinnen und -bürger an die soziale Selbstbezogenheit und gesteigerten Individualismus eines liberalen Chronisten und intimen Kenners der russischen Rock-Szene wie Troickij.



Abbildung 3: Der bunte Marsch der Unangepassten (Todorovskij 2008; 2:09:57)

Die breite und teilweise begeisterte Filmrezeption ging auch nicht zuletzt auf eine durchdachte Vermarktung zurück, die z. B. in der einmaligen Kooperation der beiden größten und rivalisierenden Staatssender (*Erster Kanal* und *Russland 1*) gipfelte, die den Film in der Silvesternacht ausstrahlten; unter den Mitwirkenden fand sich nicht nur der berühmte kremlnahe TV-Produzent, Medienmanager und Direktor des Ersten Kanals Konstantin Ėrnst, sondern auch der als liberal geltende Oligarch Michail Prochorov, der den Film finanziell unterstützte. Die vielfältigen Interessen und symbolischen Akten am Film spiegelten sich auch in der eigenartigen Amalgamierung von Kritik und Affirmation gegenüber dem historischen wie aktuellen Regime. Wie später ersichtlich wird, birgt die verblüffende Allianz von beiden Widersachern nicht nur den Schlüssel zum Verständnis des ästhetischen Scheiterns des Films, sondern auch des politischen Niedergangs des liberal-demokratischen Lagers seit dem Machtantritt Vladimir Putins. Dennoch um die intrakulturelle Sabotage subversiver extrakultureller Semantik zu verstehen, möchte ich kurz bei Momenten verweilen, die beide Kritiker – ungeachtet ihrer fundamentalen politischen Differenzen – zu überschwänglichen Reaktionen bewegten.

3.2 Der Kampf der ‚grünen‘ gegen die ‚grauen‘ Socken

Ohne Zweifel gelingt es Todorovskij die zentrale Botschaft des amerikanischen Rock-n-Rolls zu transportieren. Die Extreme der Adoleszenz, das Pathos der Befreiung der Sexualität und Kreativität von kollektiven Zwängen, darunter auch vom Rassismus waren diejenigen Ingredienzen, die letztlich für den Durchbruch des amerikanischen Ur-Modells zeichneten. Dem Repertoire der afroamerikanischen Interpreten wie Little Richard und Chuck Berry war es zu

verdanken, dass „binnen kurzer Zeit eine ethnisch durchmischte, sich über provokante Musik, einen stark bewegungsorientierten Tanzstil und die Subversion gesellschaftlich normierter Erwartungen definierende Jugendkultur entstehen“ (Bielefeldt 2017: 26) konnte.

Mit der Thematisierung des Jugendprotests, seinem egalitären und antiras-sistischen Pathos adressierte Rock-n-Roll auch universale Werte und resonierte erstaunlich gut mit dem sowjetischen Kontext. Letztlich wies die McCarthy-Ära mit ihrer Paranoia und mit ihrem Normierungsdruck trotz aller ökonomischen und politischen Unterschiede gewisse Analogien mit dem Sowjetregime auf, das seine Bürger bis in die Freizeitgestaltung und Konsum kontrollieren wollte: Was die kommunistische Partei in der Sowjetunion mit Zwang und Repression durchsetzte, funktionierte auf einer viel subtileren Ebene durch die Zwänge einer kapitalistischen Konsumgesellschaft (Tsipurskij 2009).⁸ Wie Gleb Tsipurskij feststellt, fielen die Reaktionen auf die non-konformistischen Gruppen sowohl in den entwickelten Industrieländern des Westens als auch in der Sowjetunion trotz der Systemunterschiede relativ ähnlich aus. Die jungen Anderen wurden als „Figuren der ‚Fremden‘“, „Verbrecher“ imaginiert, die eine „reelle, zweifellose Gefahr“ für die jeweilige Gesellschaft und ihren spezifischen ideologischen *status quo* darstellen, ein Umstand, der immer wieder für „moralische Panik“ sorgte (Tsipurskij 2009).⁹ Zugleich wäre eine gewisse Synchronizität der beiden Gesellschaftssysteme laut Mark Edele durch den Geist der Zeit erklärbar – die spezifische Situation der Nachkriegszeit, die „hedonistischen Lebensstilen“ Vorschub leistete: „The *stiliagi* are in this respect part of the global history of the industrialized countries in the twentieth century“ (Edele 2002: 38).

Neben Tsipurskij plädiert auch Maria Dmitrieva für ein differenzierteres Bild der sowjetischen Jugendpolitik: Neben den repressiven Maßnahmen wurden von der regierenden Partei eine Reihe von Initiativen zur Steuerung und Organisation der Freizeitgestaltung der Jugendlichen gestartet, die sie vom westlichen Lebensstil abbringen sollten. Dazu gehörte z. B. die Einrichtung von selbstverwalteten

8 Für Tsipurskij orientierten sich die gegenwärtigen Initiativen der russischen Regierung zur „geistig-moralischen Erziehung der Kinder“ eindeutig am repressiven Pol der historischen Tradition.

9 Die beiden bekanntesten US-amerikanischen Jugendfilme der 1950er Jahre – *Blackboard Jungle* (Richard Brooks, 1955) und *Rebel Without a Cause* (Nicholas Ray, 1955) geben ein beredtes Zeugnis von der Gewalt, die familiäre, soziale und politische Doppelstandards produzierten; beide Klassiker verknüpften ihren Protest mit Rock-n-Roll, dessen Hits sie als Soundtracks verwendeten.

Jugend-, Dichtungsklubs (Britanišskij 1996)¹⁰ oder sogar Cafés, wo Jazz-Bands (Dmitrieva 2010: 240) und gewisse „Deviationen“ von rigider offizieller Rhetorik in Form von Literaturabenden und Treffen mit prominenten Persönlichkeiten toleriert wurden (Tsipurskij 2009).

Das Problematische an Todorovskijs Film ist dennoch, dass er die erotische, soziale und politische Transgression der sowjetischen Ideologie ausschließlich im (zeitlich etwas verschobenen) Siegeszug der Rock- und Jazz-Musik kulminieren lässt. Damals wie heute, so die Filmbotschaft, vermochte die marginalisierte Subkultur sich beinahe spielerisch über den repressiven Staatsapparat und die verhärteten Feindbilder des Kalten Krieges hinwegzusetzen. Tatsächlich wäre es vermessen, von den sowjetischen Stiljagi oder ihren subkulturellen Erben eine ausdrückliche politische Agenda zu erwarten, sie waren nun mal keine Dissidenten. Wäre es andererseits nicht naiv zu denken, dass es zum Einsturz der autoritären Systeme und Überwindung ihres Erbes, wie der Film es will, lediglich einer konsumorientierten Differenz und des Dandyismus bedurfte?

Für Todorovskij ist die von ihm zugespitzte Opposition zwischen rebellischen Stiljagi und den grauen Sowjetbürgerinnen und -bürgern ohne Zweifel zeitkritisch angelegt und spiegelt den zentralen Konflikt auch des heutigen Russlands. Die Front verlaufe ebenfalls zwischen „den Menschen, die in einer bewussten Minderheit leben“ und einer angepassten Mehrheit, den der Filmemacher wie folgt beschreibt: „Ich möchte unterstreichen, dass ich niemanden erziehen möchte. Schließlich handelt es sich um ein Musical. Aber er erzählt darüber, dass es manchmal einer gewissen Courage braucht, um die grünen Socken anzuziehen. Besonders wenn hundert Millionen um dich herum graue tragen“ (Levčenko 2008).

Berücksichtigt man die Protestkonfiguration im Film – westlich orientierte Vertreterinnen und Vertreter der Elite (und der Schattenwirtschaft) vs. konforme Sowjetbürgerinnen und -bürger – verdichtet sich der Eindruck, es ginge hier gar nicht so sehr um einen Protest gegen die repressiven Institutionen und Ideologien, sondern um einen Angriff gegen die ‚graue Masse‘, eine gesellschaftliche Mehrheit, die in den halb- und illegalen Räumen des sowjetischen Systems nicht so geschickt agieren und deshalb nur mitlaufen konnte.

Zugleich weckt das Bild der ‚grauen Masse‘ angesichts der großen sozialen und wirtschaftlichen Erschütterungen, die russische Gesellschaft besonders seit

10 Zur intellektuellen und künstlerischen Atmosphäre der Zeit, insbesondere am Beispiel der Dichtung vgl. die Erinnerungen des Autors, Übersetzers und Literaturwissenschaftlers Vladimir Britanišskij (1996).

dem Zerfall der Sowjetunion ertragen musste, äußerst widersprüchliche Konnotationen. Holt der ‚Günstling des Schicksals‘, der aus dem kinematographischen Establishment stammende Todorovskij mit seinen *Stiljagi* letztendlich nicht gegen die Verlierer der jüngsten russischen Geschichte aus? Können der Protest und Dissens am Ende lediglich auf einen Aspekt der Mode – das Tragen der „grünen Socken“ reduziert werden, wie sein obiges Zitat suggeriert? Gab der sowjetische Staatsapparat tatsächlich dem Druck der sowjetischen Hipster nach, die er nach Meinung des Showmans und Sängers Dmitrij Dibrov mit seiner Mangelwirtschaft in gewieft „Konsumexperten“ (MediaSetRu 2009a) verwandelte? Die mangelnde Versorgung und die Normierung des Alltags gehörten sicherlich zu wichtigen Ursachen des Regimezusammenbruchs, aber der Film legt nahe, dass sie die Hauptursache seines Scheiterns waren.

Hinter dem ausschweifenden Tanzleben der *Stiljagi* tritt zunehmend das Verhalten des neureichen Russlands der Nuller Jahre zutage. Die Veröffentlichungen investigativer Journalisten oder die Youtube-Sendungen des Bloggers und Politikers Aleksej Naval’nyj lieferten eine ganze Bildergalerie aus dem Leben der hohen russischen Staatsbeamten und Oligarchen – von Putin selbst (Naval’nyj 2016), über seinen Sprecher Dmitrij Peskov (Naval’nyj 2017) bis zum Sexskandal mit dem kremlnahen Milliardär Oleg Deripaska (Naval’nyj 2018), deren dekadente Ikonographie *Stiljagi* (Cabrios, gefärbte Hunde, schick eingerichtete Wohnungen) viel näherstehen als der Lebensstandard selbst privilegierter sowjetischen Zeitgenossen.

Im breiteren gesellschaftlichen Kontext wurden das Selbstbewusstsein und antisoziale Verhalten der gegenwärtigen Eliten durch die Vorstellung eines irreversiblen erdölfinanzierten Wirtschaftswachstums sowie durch das Gefühl einer wiedergeborenen Großmacht gestärkt. In diesem Licht erscheinen *Stiljagi* vielmehr als Selbstzeugnis einer Generation, die wie Konstantin Ernst oder Vladimir Solov’ev als mediale Architekten des neoautoritären Russland zu großem Einfluss gelangte, oder wie Valerij Todorovskij an der Grenze zwischen liberalen Gesten und der mit der staatlichen Filmförderung verbundenen ideologischen Konjunktur manövriert.¹¹

11 Zu einem Paradebeispiel der Unsicherheit einer solchen Position wurde kürzlich das Schicksal des künstlerischen Leiters des Theaters *Gogol’-Centr* Kirill Serebrennikov. Trotz einer langjährigen Kooperation mit offiziellen Einrichtungen und guter Kontakte zum Kreml, z. B. mit der grauen ideologischen Eminenz des Regimes, dem ‚Polittechnolog‘ Vladislav Surkov fiel Serebrennikov infolge interner Machtkämpfe im Kreml in Ungnade und bekam einen Prozess wegen Geldveruntreuung (Poluchin 2017).

Bemerkenswert bleibt jedoch die Tatsache, dass sich die besagten Eliten durch das Musical nun weniger gegen das Regime, sondern gegen die Masse der pauperisierten, jahrzehntlang manipulierten und von ihnen selbst ideologisch ‚uniformierten‘ russischen Bevölkerung, also im Prinzip gegen die eigenen Opfer wandten. Die von der Partizipation am politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben ausgeschlossene Mehrheit der russischen Bevölkerung kehrt im Film in Gestalt phantasmatischer grauer und robotenhafter *homines sovietici* wieder, die die smarten und hübschen *Stiljagi* belagern (und beneiden). Der desillusionierende Auftritt von Fred am Filmende vermag an dieser Opposition kaum etwas zu verändern. Im Gegenteil – seine Transformation in einen respektablen Bourgeois und Vertreter der sowjetischen Nomenklatura sowie sein opportunistisches Verhalten berauben seine ernüchternde Botschaft jeder Glaubwürdigkeit: Auch wenn er den mythischen Charakter der sowjetischen Hipster-Version nahelegt, hält der Film an diesem Simulakrum fest.

3.3 Paradoxe der Nostalgie: Überzeichnung und Verklärung

Die Tatsache, dass sich Todorovskij ernsthaft um die Vermittlung von liberalen Botschaften bemühte, macht die Sache noch komplizierter. Die Kritik am Stalinismus, seinem totalitären Staat und homogenisierenden Effekten steht im Zentrum des Films, deren Sympathien eindeutig auf Seiten der gesellschaftlichen Liberalisierung, des Nonkonformismus und einer Offenheit gegenüber dem Westen liegen. Laut dem Kritiker Saša Doneckij bestehe das größte Verdienst von *Stiljagi* trotz all seiner Schwächen in der Verteidigung der Differenz: „Die Hauptidee, die die Filmfabel vorantreibt, ist die Existenz des *Anderen* im Leben. Die Existenz einer anderen Subkultur, einer anderen Meinung, einer anderen Lebensweise“ (Doneckij 2009).

Wie die positiven Filmrezensionen und die Autokommentare des Regisseurs belegen, wuchs der Film auch aus einem Unbehagen an der zweiten Amtszeit von Vladimir Putin heraus, in der sich eine Wiederkehr autoritärer und neoimperialer Ambitionen abzeichnete. Die Filmpremiere fiel auch ins erste Regierungsjahr seines Nachfolgers Dmitrij Medvedev. Der promovierte Jurist und Technokrat, der sich jugendhaft, freundlich und westaffin gab, weckte Hoffnungen auf einen evolutionären Regimewechsel (Salys 2019: 130). Was viele Oppositionelle schon damals als geschicktes Täuschungsmanöver des scheidenden Präsidenten witterten, wurde aber von liberalen Eliten als Signal einer neuen Liberalisierungswelle, eben eines neuen, postsowjetischen Tauwetters gedeutet. Einer der namhaftesten

Filmschauspieler sowjetischer Schule und *Stiljagi*-Produzent Leonid Jarmol'nik, der im Film den Gulag-erprobten Vater von Bob (Boris), dem jüdischen Boogie-Woogie-Mentor von Měls spielt, bringt diese Hoffnung auf die Wiederherstellung der eigenen moralischen Integrität deutlich zum Ausdruck:

Stiljagi sind für mich ein filmisches Fest. Es ist ein Streifen, der uns möglicherweise uns selbst zurückgibt. Denn in diesem Film gibt es ein Drive, gibt es Freude, gibt es ein Fest und einen Sinn. Ich möchte, dass sich die Leute nicht weniger freuen, sondern neben Freude noch etwas verstehen. Man kann nicht nur vor Gekitzel lächeln, man sollte auch lächeln, wenn das Gehirn arbeitet. Ich denke, dieser Streifen gibt diese Möglichkeit, sich selbst zu prüfen. (MediaSetRu 2009b)

Dennoch weist die Filmbotschaft einige Widersprüche auf, die das aktuelle Regime (und seine historischen Vorbilder) paradoxerweise als weniger bedrohlich, und seine Opfer bzw. Kritiker unter dem Strich sogar als seine Gewinner erscheinen lassen.

Der überraschende Perspektivenwechsel hat zunächst mit dem Genre des Musicals zu tun, das Todorovskij für die Darstellung der ersten Jahre zwischen Stalins Tod und Chruščevs bahnbrechendem Bericht am XX. Parteitag der KPdSU (Leonova 2009) wählte. Es handelt sich konkret um eine Epoche, in der die staatliche Repressionsmaschine immer noch auf dem Höhepunkt ihrer repressiven Kraft und als Kriegsgewinner sogar moralischer Autorität war. Wie kam es, dass der als Subversion gedachte Film laut der Kritikerin Evgenija Leonova doch zu einem „zahmen Spiel“ mit den immer noch harschen historischen Bedingungen des Poststalinismus wurde?

Trotz der Kritik an ideologischer Gleichschaltung werden die Träger und Quellen der sowjetischen Uniformität im Film stark essenzialisiert und vereinfacht. *Stiljagi* stellt eine verführerische Dichotomie her: Hier die Paradiesvögel aus dem Stiljagi-Lager, da eine graue, abgestumpfte Masse der sowjetischen Spießbürger und -bürgerinnen. Der Hass der grauen Masse auf die bunten Kontrahenten ist beinahe zoologischer Natur, seine soziologischen oder ideologischen Hintergründe werden aber kaum ergründet. Die ganze Wut der ‚Gesichtslosen‘ richtet sich außerdem gegen die äußeren Formen des Protests – Kleidung, Frisuren, Musik etc. Die Komplexität der sowjetischen Kollektivität, ihrer Spannungen und Paradoxien, Anpassungen und Widerstände wird letztlich auf einen Konflikt der Konsumkultur und sozialer Askese, zwischen Stil und Stilllosigkeit, eben zwischen ‚grauen‘ und ‚grünen‘ Socken reduziert. Das erstaunt insofern, als in der dargestellten Epoche – dem Vorabend von Tauwetter – gerade vom studentischen Milieu, das im Film meist als graue, homogene

Masse erscheint, wichtige Impulse zur Aufarbeitung des Persönlichkeitskultes und Liberalisierung ausgingen.¹²

In ihrem ideenreichen Aufsatz über die Kultur des Tauwetters beschreibt Nancy Condee zudem zahlreiche Beispiele von Widerstand und Reform, die aus dem System heraus generiert wurden: von Ilja Ėrenburgs epochalem Roman *Tauwetter* (1954), der Dichtung von Ol'ga Berggol'c, Jevgenij Jevtušenko (*Babij Jar* [dt. Babij Jar-Schlucht], 1961) über die Prosa von Vasilij Aksenov, Aleksandr Solženicyns *Ein Tag aus dem Leben von Ivan Denisovič* (1962) bis zur Malerei von Boris Žutovskij oder den Filmen von Michail Romm. Der historische Hintergrund der *Stiljagi* war alles andere als uniform und gesichtslos.¹³

Todorovskijs künstlerische Flapsigkeit gegenüber der Geschichte wird besonders gegen die Kontrastfolie dreier bekanntesten Filmklassiker des Tauwetters – *Moj mladšij brat* (dt. Mein jüngerer Bruder, 1962) von Aleksandr Zarchi, *Ja šagaju po Moskve* (dt. Ich schreite durch Moskau, 1963) von Georgij Danelija und *Zastava Il'jiča* (dt. Il'jič' Grenzposten, 1964) von Marlen Chuciev spürbar.

Alle drei Filme thematisieren gewöhnliche sowjetische Jugendliche, also die von Todorovskij überzeichneten Spießler. Aber sowohl in Zarchis Verfilmung von Vasilij Aksenovs Roman *Zvezdnyj bilet* (Ein Ticket zu den Sternen, 1961), in Danelijas „lyrischer Komödie“ als auch in Chucievs Zweiteiler spielt die ideologische Normierung im Alltag der jungen Leute eine erstaunlich geringe Rolle. Stattdessen stehen im Mittelpunkt Liebes- und Freundschaftsbeziehungen, fein codierte Sexualität, die Überwindung starrer gesellschaftlicher Normen, eben der neuen, nun sowjetischen Spießigkeit, dabei darf die Jazzmusik oder französische Chanson als Soundtrack nicht fehlen. Die Protagonisten fügen sich zwar den sozialistischen Ritualen – marschieren bei den Demonstrationen mit (*Zastava Il'jiča*) oder nehmen eine geregelte Arbeit in einer Fischerei (*Zvezdnyj bilet*), einem Wärmekraftwerk (*Zastava Il'jiča*) oder beim Bau der Metro (*Ja šagaju po Moskve*) auf, aber sie streben keine heroische Rekordarbeit an, ihr Ziel ist eher die Normalität, finanzielle und soziale Unabhängigkeit. In Zarchis Film verabschieden sich beispielsweise zwei von drei Protagonisten von der

12 Neben den oben bereits erwähnten alternativen Räumen in Form von Klubs der Jugend, der Poesie oder Künstlercafés brachte diese Zeit auch die vielbeachtete Alternative zur offiziellen Propaganda hervor – das traditionsreiche Genre des Autorenlieds mit solchen herausragenden Barden wie Bulat Okudžava, Jurij Vizbor, Julij Kim oder Vladimir Vysockij.

13 In ihrem Ansatz geht Condee so weit, die Rolle von Nikita Chruščev nicht nur als Reformler, sondern auch als „postmodernen“ Kulturkommentator zu überdenken und zu würdigen (Condee 2000).

Arbeit in der Kolchose, um ihren künstlerischen und bürgerlichen Interessen nachzugehen.

Zumindest ebenso natürlich ist die symbolische Präsenz des Westens in diesen Filmen. In Danelijas Komödienklassiker hilft der offene und hilfsbereite Protagonist Nikolaj (Kol'ka), gespielt von Nikita Michalkov, mit seinen Englischkenntnissen wie selbstverständlich einem japanischen Touristen in Moskau, in einer denkwürdigen Szene zu Filmbeginn schallt die Weltsprache von einer Lernplatte zwar parodisch verzerrt, aber ebenso alltäglich in der ganzen Straße nach. Ebenso ziehen Zarchis Protagonisten zwecks Selbstfindung nicht zu einem der großen Industrie- und Bauprojekte nach Sibirien oder Kasachstan, sondern ins ‚westliche‘ Estland. Die Filmhandlung spielt vorwiegend vor der pittoresken mittelalterlichen Kulisse seiner hanseatischer Hauptstadt Tallin – in dessen Cafés und Restaurants und unter Jazz- und Bachklängen.

Der stärkste gemeinsame Nenner in allen drei Streifen bleibt aber die Moderne, vor allem die poetische Schilderung der Urbanität und ihrer Infrastruktur – neuer und heller Boulevards, konstruktivistischer Wohnbauten, Flughäfen, U-Bahn und Cafés, Parks und Freizeitangebots. Zumindest in den Filmen unterscheiden sie sich kaum von entsprechenden (westlichen) Zivilisationsleistungen und sollen die technischen Errungenschaften und neue Lebensstandards in der Sowjetunion unter Beweis stellen. Und erst aus der retrospektiven zeitlichen Distanz wird nochmal die Zugehörigkeit des sowjetischen Projekts – trotz aller furchtbaren Verzerrungen, Opfer und Propaganda – zu dieser Moderne greifbar.

Eine filmische Auseinandersetzung mit Widersprüchen und den uniformierenden Tendenzen des Sowjetsystems würde idealerweise eine engere Beschäftigung mit dem kommunistischen Metanarrativ, mit seiner historischen Grundierung und Umsetzung, mit diversen Prozessen innerhalb der sowjetischen Gesellschaft, des Staatsapparats und der Eliten bedürfen, um unterschiedliche Beweggründe der ‚schweigenden‘ Mehrheit, der „Flüsterer“ (*whisperers*) wie sie Orlando Figes nannte, zu beleuchten. Programmatisch schien es Todorovskij um den Gegensatz zwischen einer freidenkenden Minderheit einerseits und dem repressiven Staat mit seinen Mitläufern auf der anderen Seite zu gehen. Aber mit Ausnahme von einigen Razzias, die im Film mit abgeschnittenen Haaren oder aufgeschlitzten Hosen bzw. Strümpfen enden, ist von der immer noch hochrepressiven Situation vor dem XX. Parteitag nicht viel zu merken. Vielmehr leben Stiljagi unerschrocken und demonstrativ ihren Lebens- und Kleidungsstil auf einer der größten Prospekte der Hauptstadt – dem Maksim-Gor'kij-Boulevard aus, den sie „Broadway“, im Slang „Brod“ (ru. Furt) nennen (Salys 2019: 122). Selbst als wir nach Freds USA-Reise vom Schicksal seiner Clique

erfahren – Bobs Verhaftung wegen Schwarzhandel, Betsys Verbannung aus der Hauptstadt oder Dryns Zwangsrekrutierung auf eine Submarine werden die Geschicke der Betroffenen kaum erzählt, keine Details vermittelt, die eine tiefere Identifikation und einen Einblick in die Funktionsweise des Regimes erlauben würden.

Auch die Szene einer Komsomol'zenversammlung an Mëls' Uni, einem ritualisierten Raum ideologischer Normierung, Schelte und Reue, erinnert mehr an Pink Floyds berühmtes Musikvideo *Another Brick in The Wall* aus dem Film *Pink Floyd – The Wall* (Alan Parker, 1982), denn an die historischen Vorlagen (Salys 2019: 125). Für Nikita Braginskij ist diese Schlüsselszene, in der Mëls seinen Komsomol'ausweis niederlegt, eher an der von Pink Floyd benutzten „Orwell-schen“ Ikonographie des Faschismus als an sowjetischen Vorlagen orientiert, ein Umstand, der wichtige Unterschiede zwischen beiden totalitären Systemen verwischt (Braginskij 2012: 531).

3.4 „Boogie auf den Knochen“

Exemplarisch für Todorovskijs Optik des Stalinismus ist ebenfalls die Szene mit Bobs gutbürgerlichen jüdischen Eltern, die ihren Sprössling bei der Vermittlung von Boogie-Woogie-Tanzbewegungen an den Proleten Mëls erwischen. Beide geben sich entsetzt über die Offenheit ihres Sohnes im Umgang mit dem „jungen Mann mit dem Äußeren des NKVD-Mitarbeiters“ (Todorovskij 2009: 30:12) und mahnen ihn inständig zur Vorsicht.

Der Grund dafür soll die eigene traumatische Gulag-Erfahrung des Vaters sein, die auf den berüchtigten Prozess der Ärzte von 1948/1952 anspielt. In seinem Rahmen wurde eine Reihe prominenter jüdischer Medizinerinnen und Mediziner als Teil einer angeblichen zionistischen Verschwörung der Sabotage angeklagt und zum Tode verurteilt – ein schockierendes Beispiel für spätstalinistische Mischung aus allgemeiner Paranoia und Antisemitismus, dem auch hochangesehen Mitglieder des Jüdischen Antifaschistischen Komitees wie der Theaterregisseur Salomon Michoels, Dichter Perez Markisch, David Hofstein, Leib Kvitko u. a. zum Opfer fielen.

Trotz des historischen Bezugs entbehrt die Szene jedoch der Glaubwürdigkeit. Zum einen wirken die elterlichen Einschwörungen, vor allem die väterliche Geste auf einen gepackten Koffer, der für den Fall einer Verhaftung an der Eingangstür lagert, zu künstlich. Zum theatralischen Effekt trägt auch die beinahe wortlose Mutter, die während der ganzen Szene einen überzogen leidenden und dramatischen Gesichtsausdruck anlegt.



Abbildung 4: Episode mit Bobs Eltern (Todorovskij 2008; 29:50)

Vor dem Hintergrund des Familiendramas wirkt andererseits auch die Reaktion von Bob, der die Warnungen der verfolgten Eltern als Marotte abtut, extrem ungläubwürdig. Den Ernst der Lage sollen zwei jüdische Witze vergegenwärtigen, mit denen der Vater seine übervorsichtige Haltung erklärt. Bis heute wisse er nichts über den Grund seiner Verhaftung, ebenso habe der „Onkel Adolf“ (sic!) allein wegen seines „politisch falschen Namens“ gesessen, die „Tante Fira“ sei wegen des Stalin-Porträts verurteilt worden, das sie gegenüber einer Toilette aufgehängt hätte. Die Künstlichkeit dieser an sich ernsten, ja überlebenswichtigen Kommunikation wird neben dem Ton und Körpersprache auch durch das Spiel mit entsprechenden Genres verstärkt, z. B. durch die geschmacklosen Judenwitze, die die Absurdität der Verfolgung veranschaulichen sollen. Andererseits durch die der Szene vorausgehende lebenslustige Rock-n-Roll-Musik, die eine angemessene und vertrauliche Gesprächsstimmung karnevalisiert. Der einschlägige Soundtrack der Gruppe *Bravo*, die sich einen Namen in der Perestrojka mit ihrer Retrountherhaltungsmusik im Rock-n-Roll-Stil machte, bewirkt eine weitere Verharmlosung bzw. die historische „Dekontextualisierung“¹⁴ der repressiven Atmosphäre der Zeit. In diesem Fall handelt es sich sogar nicht nur um die scheiternde Vermittlung von Wissen zwischen dem amerikanischen und sowjetischen Kontext, sondern zwischen zwei Epochen der eigenen Kultur.

14 Vgl. hierzu die luciden Ausführungen von Nikita Braginskij (2012: 529–530) über die ahistorische („dekontextualisierende“) Wirkung von hemmungsloser Transposition von Perestrojka-Rock und groovigen Jazzband-Arrangements in die Vergangenheit.

Die mangelnde Achtsamkeit gegenüber den historischen und atmosphärischen Details wie dem geistig-politischen Klima der späten 1950er Jahre kontrastiert mit einer umso größeren materiellen Detailtreue. Die Besessenheit mit technischen Elementen (alte Radios, Grammophone, Autos oder Omnibusse etc.) oder Mode (Kleider, Hosen, Strümpfe, Krawatten, Hüte) absorbiert auch den Zuschauer, der kaum merkt, wie sich die totalitäre Sowjetunion plötzlich wie Amerika der 1950er, mal als Perestrojka anfühlt. Dieser Retro-Effekt ist gewollt und wird vor allem durch die zahlreichen musikalischen Soundtracks verstärkt, die allesamt von alternativen Rock-Bands der 1980er Jahre – *Mašina vremena*, *Čaj F*, *Kino* – etc. stammen, und die Amerikanisierung der sowjetischen Nachkriegszeit mit Semantiken aus der Gorbačev-Ära überlagern.

Todorovskijs zeitlich-musikalische Katachrese wird sogar mit einem gewissen Lokalpatriotismus begründet – da es ihm bewusst um die heimischen Quellen der Nonkonformismus gegangen sei, sollte sich der Soundtrack nicht auf die originale westliche Musik – Rock-n-Roll und Jazz-Hits jener Zeit beziehen (was authentisch gewesen wäre), sondern auf die subversive Kraft von Stiljagis ideologischen Erben – der blühenden russischen Rockszene der Perestrojka. Diese Freiheit, ein künstlerischer „Hooligan“ (sic!) zu sein und mit Epochen zu experimentieren, sei, so Todorovskij, auch vom Genre des Musicals gegeben (Levčenko 2008).

Jedoch bewirkt genau diese zeitliche ‚Hybridisierung‘ zuweilen das Gegenteil – der verwegene Cocktail der Musikstile und Epochen verwandelt die immer noch hochrepressive Chruščev-Zeit zu einem Katz- und Mausspiel mit den Behörden, das eher den Zuständen der späten Gorbačev-Regierung entspricht. Man braucht sich nur die bedrückende Atmosphäre (und tragische Finalen!) der Filmhits der Perestrojka – von *Assa* (Sergej Solov'ev, 1987), *Igla* (dt. Nadel; Rašid Numganov, 1988) oder *Menja zovut Arlekino* (dt. Ich heiße Arlekino; Valerij Rybarev 1988) in Erinnerung zu rufen, um die nostalgische Vorstellung der ‚goldenen‘ sowjetischen Jahre – der 1950er wie 1980er – als verführerischen Fake, ein Simulacrum zu entlarven. Dabei stiftet die Vermischung der Soundtracks paradoxerweise keine Kontinuität, sondern scheint die jeweils spezifische historische Differenz des Protests zu verwischen.

Wie bereits erwähnt, stilisieren die bunten Kleider, bemalten Hunde und aufpolierten sowjetischen Limousinen die dargestellte Epoche eher zu einem Äquivalent der USA. Die sowjetischen Behörden reagieren im Film erstaunlich lax auf die Provokationen und lassen sich ohne weitreichende Konsequenzen für die eigene Biographie herausfordern; die höchste Gefahr stellen geschorene Haare und aufgeschlitzte (Strumpf-)Hosen bzw. eine kollektive Schelte dar. Genau an diesem Punkt kippt die antiautoritäre Ausrichtung des Films paradoxerweise in

eine affirmative Haltung gegenüber dem Sowjetregime und seinem strukturellen Pendant in der Gegenwart – der restaurativen Regierung von Vladimir Putin. Außerdem konstruieren und zelebrieren *Stiljagi* auf dem machtpolitischen Höhepunkt der Sowjets zahlreiche Inseln der Freiheit. Und wer sagte, dass diese Zeit ‚so schlimm‘ war? War sie nicht die Epoche authentischer Gefühle, eines echten Gemeinschaftssinns und großer industrieller Leistungen?

Die Szenen aus der *kommunalka* (dt. Kommunalwohnung), einer typisch sowjetischen Wohnform – einer erzwungenen, häufig überfüllten Wohngemeinschaft, zeugen trotz aller Enge und miserabler Verhältnisse von einem großen Zusammenhalt. Dieser nostalgische Blick auf die Armut und Kollektivität macht aus dem Sowjetsystem einen zwar rauen, aber weisen Mentor in Menschlichkeit, Kreativität, Improvisationsfreude und einer sinnvollen Lebensführung – ein Topos unter den Stalin-Anhängern sowie Sowjetnostalgikern.¹⁵ Die optimistische Filmfinale – der Marsch der Subkulturen vor der Kreml-Kulisse suggeriert sogar, dass sich auch das aktuelle Regime mit ähnlichen, musikalisch-karnevalesken Mitteln zum alternativen, liberal-demokratischen Verhalten bezwingen ließe. An dieser Stelle kippt Todorovskijs Triumph der Freiheit und Differenz für Nikita Braginskij ins Gegenteil – der Marsch der „pseudoalternativen“ Subkulturen vor dem Kreml mit Mëls als Anführer kommt paradoxerweise der Ikonographie und Einheits-Rhetorik der herrschenden Partei *Edinaja Rossija* (dt. Einheitliches Russland) mit ihrem Anführer Vladimir Putin sehr nahe (Braginskij 2012: 533), die sich auch um die Kooptation der russischen Subkulturen und Jugendbewegung bemühten (Meerzon 2011: 503).

Die beschriebene Symptomatik – die Abspaltung der negativen Affekte wie Angst und Beklemmung angesichts der immer noch massiven Repression,¹⁶ aber auch die Reduktion der Komplexität bzw. Differenz der dargestellten Epoche, erinnert stark an Fredric Jamesons Diagnosen der amerikanischen Nostalgie- welle der 1980er Jahre. Die Konzentration auf das farbenfrohe Detail auf Kosten des historischen Kontexts erklärte er mit dem „psychotischen“ Charakter der Postmoderne mit ihrer Fixierung auf die Oberfläche statt Tiefe bzw. Historizität (Moderne):

[...] the breakdown of temporality suddenly releases this present of time from all the activities and the intentionalities that might focus it and make it a space of praxis; thereby isolated, that present suddenly engulfs the subject with indescribable vividness, a materiality of perception properly overwhelming, which effectively dramatizes the

15 Vgl. die Kritikpunkte in der Rezension von Dmitrij Matjuchin (2009).

16 Vgl. hierzu die Ausführungen von Sheila Fitzpatrick (2006) über den Umgang der Sowjetbehörden mit sog. „Nichtstuern“, „Parasiten“ oder Obdachlosen.

power of the material—or better still, the literal—Signifier in isolation. (Jameson 2000 [1984]: 210)

Unter diesem Gesichtspunkt erscheint der ursprüngliche Titel des Filmdrehbuchs von Jurij Korotkov – *Boogie auf den Knochen* in einem völlig anderen – doch eher allegorischen und sogar selbstdiagnostischen Licht. Er bildet nicht nur wörtlich die unter der Zeit der notorischen Mangelwirtschaft verbreitete Praxis des Amateurdubbings mithilfe aussortierter Röntgenaufnahmen ab (Tsipursky 2016: 349), sondern ließe sich auch als Ausgangspunkt einer Dekonstruktion von Todorovskijs Vorhaben nehmen. Zumindest im gleichen Maße, wie *Stiljagi* den Pathos einer informellen Alternative, des Protests und Nonkonformismus transportieren, erzeugt der frivole Umgang mit dem Nachspiel der Stalinzeit und Tauwetter tatsächlich den Effekt eines ‚Boogie auf den Knochen‘, einer viel zu leichtsinnigen, verharmlosenden Darstellung einer Zeit, in der noch Hunderttausende sowjetischer Bürger im Gulag steckten und jede offene Rebellion tragisch enden konnte.¹⁷ Wie der Umgang mit dem Nobelpreis (1958) für Boris Pasternaks *Doktor Živago* (1957) oder die „antiformalistische“ Kampagne veranschaulichen, war der Druck gegen die Andersdenkenden immer noch sehr hoch (Asher 2002: 206).

4 Fazit

Dieser Artikel begann mit einem Überblick über die Definitionen des Kontexts sowie seine Rolle in den Kulturwissenschaften, die anhand eines Films von Valerij Todorovskij illustriert wurde. Im Verlauf der Analyse zeigte sich, dass der Kontext zumindest aus kulturwissenschaftlicher Sicht nicht nur eine Macht, sondern eine Über- oder gar ‚Supermacht‘ beim Verstehen der Kultur darstellt. Das gilt besonders für solche *turn*-trächtigen Forschungsbereiche wie Postkoloniale Theorie, Globalisierungsforschung und Kulturtransfer, in denen dieser Einfluss durch solche terminologischen Neologismen wie „Indigenisierung“ (Appadurai), „Hybridisierung“ (Bhabha) oder „Bastardisierung“ (Rushdie) abgebildet wurde.

In seiner Rekonstruktion der Urszene des sowjetischen Rock-n-Roll bemüht sich Valerij Todorovskij ihre Hauptbotschaft zu vermitteln – das Pathos der

17 Geoffrey Hosking betont, dass in der Chruščev-Ära die vorsichtigen Versuche der Destalinisierung oder begrenzter Demokratisierung der Justiz dem Festhalten an repressiver Wirtschaftspolitik vor allem in ländlichen Gegenden gegenüberstanden (Hosking 2012: 114).

Befreiung der Jugendlichen von sozialen und politischen Zwängen, der Entgrenzung ihrer Kreativität und Sexualität. Dennoch findet im Film im Vergleich zur US-amerikanischen Vorlage eine deutliche Verschiebung statt. Während die amerikanischen Vorläufer einen ausgeprägten egalitären und populären Charakter aufweisen, der vor allem durch gesellschaftliche Emanzipation der Afroamerikaner, Demokratisierung der amerikanischen Gesellschaft und Entstehung einer modernen Musikindustrie grundiert wurde, bekamen diese Musikgenres in *Stiljagi* einen elitären und exklusiven Anstrich. Er manifestierte sich in Todorovskijs plakativem Bonmot über den Antagonismus zwischen den ‚grauen‘ und ‚grünen‘ Socken, die den (vermeintlichen) Gegensatz zwischen rebellischen Individuen und der ‚grauen Masse‘ der sowjetischen Bürgerinnen und Bürger symbolisieren sollten. Eine derartige Übersetzung neutralisierte subversive und egalitäre Semantiken dieser globalen Musikgenres und ihrer Subkulturen, auch indem sie ihre individualistische Botschaft radikalisierte. Für die Gentrifizierung des Rock-n-Rolls im Film spricht auch Mëls Hinwendung zum Jazz, der an seine Interpreten einen deutlich höheren professionellen Anspruch stellte als Rock-n-Roll.¹⁸

Das Herausfiltern der egalitären Botschaft in *Stiljagi* lässt sich aber nur in ihrem historischen Entstehungskontext – dem Ende der zweiten Amtszeit Vladimir Putins begreifen. Problematisch erscheinen dabei weniger das schwindelerregende „Umschmieden des russischen Buratino in einen bourgeoisen Stiljaga“ (Kostylev 2008) oder atemberaubende private Peripetien der Protagonistin Pol’za, als die nostalgische Filmatmosphäre: Trotz origineller Artefakte und Stilisierungen evoziert sie vor allem durch die Farbgebung eher die Ikonographie des amerikanischen Mythos der ‚goldenen‘ Nachkriegsjahre als die entbehrungsreiche sowjetische Nachkriegszeit. Eine derartige Amerikanisierung wird außerdem mit der Aufbruchsstimmung der Perestrojka vermengt, deren neuarrangierte und verjazzte Rock-Hits als Soundtrack in *Stiljagi* dominieren.

Aus dem an sich zeitkritischen Vorhaben Todorovskijs resultiert somit eine paradoxe, verharmlosende und verklärende Sicht der historischen Realität. Sie fügt sich sehr gut auch in die Welle einer „restaurativen Nostalgie“ (Svetlana Boym) nach der Sowjetunion, die die Regierung Vladimir Putins mit sich brachte

18 Die Stilisierung der Jazz-Szene im Sinne der antisowjetischen Dissidenz widerspricht übrigens auch den Befunden von Gleb Tshipursky, der mehrmals den Kontrast zwischen der ästhetischen Alternative und dem Mangel an politischen Ambitionen hervorhebt (Tshipursky 2016).

(Doneckij 2009).¹⁹ Neben zahlreichen Kriegsfilmern von *Tureckij Gambit* (dt. Türkisches Gambit; Džanik Fajzjev, 2005), über *Admiral* (Andrej Kravčuk, 2008) bis zu *28 panfilovcev* (dt. 28 Panfilov-Kämpfer; Andrej Šaljopa 2016), die die affirmative Wende gegenüber der imperialen und/oder sowjetischen Vergangenheit einleiteten, kam dieser Trend vor allem in der musikalischen TV-Show *Starye pesni o glavnom* (dt. Die alten Lieder über das Wichtigste) zum Ausdruck, die seit 1996 Remakes von sowjetischen Schlagern inszenierte und als traditionelle Silvestershow konzipiert wurde (Meerzon 2011: 481). Die ideologische Kontinuität zwischen beiden Projekten wurde auch durch die personelle gewährleistet – mit *Stiljagi* hoffte der einflussreiche Medienmanager und Produzent Konstantin Ernst an den Erfolg der Liedershow anzuknüpfen (Braginskij 2012).

Die Verengung der sozialen Basis des Rock-n-Rolls durch die Reduktion auf die Subkultur der *Stiljagi* schnitt nicht nur sein Oszillieren zwischen der populären Massen- und Kontrakultur, Non-Konformismus und Konformität weg, sondern führte zu seiner Entpolitisierung und übermäßigen Ästhetisierung dieses Musikgenres. Zwar sind Berührungspunkte zwischen dem Dandyismus und Politik historisch nichts Ungewöhnliches, dennoch, wie Jurij Lotman bereits am Beispiel des romantischen Dandys feststellt, sind beide Bereiche „unterschiedlicher Natur“ (Lotman: 1994, 133).²⁰

Lotmans Beobachtung über den theatralischen Charakter des Dandyismus deckt sich interessanterweise mit den Kritikpunkten von Fredric Jameson, der

19 Trotz vieler wichtigen Anregungen wie z. B. der Zuordnung zum *postmemory*-Trend reproduziert Yana Meerzons Auseinandersetzung mit *Stiljagi* die ambivalente Struktur des Films nun auf der analytischen Ebene. Einerseits behauptet sie, dass der Film den Gefahren einer Verklärung entkomme, andererseits stellt fest, dass er sich durch die aktuellen Machthaber im Kreml instrumentalisieren ließe: “In other words, Todorovsky’s film *Stilyagi* not only celebrates the Soviet musical underground as a tool of liberation and an expression of nonviolent resistance but also establishes present-day Russian youth as a target for new ideological narratives. It provides the Russian post-communist ideologists (Havel’s Kleins) with a propaganda tool directed at glorifying the experience of the powerless” (Meerzon 2011: 503).

20 „Der Dandyismus ist vor allem eben ein Verhalten und keine Theorie oder Ideologie. Darüber hinaus ist der Dandyismus auf den engen Alltagsbereich begrenzt. Daher wenn er nicht mit wesentlicheren Faktoren des sozialen Lebens (wie es beispielsweise bei Byron der Fall war) vermischt wird, berührt er lediglich obere Kulturschichten seiner Zeit. Untrennbar vom Individualismus und gleichzeitig in ständiger Abhängigkeit von Beobachtern, oszilliert der Dandyismus ständig zwischen dem Anspruch auf die Rebellion und verschiedenartigen Kompromissen mit der Gesellschaft“ (Lotman 1994: 133).

die historische Dekontextualisierung amerikanischer Nostalgie-Filme mit dem Fetischismus der kapitalistischen Postmoderne in Verbindung brachte – ein faszinierender Befund über die Konvergenzen der kapitalistischen und postsowjetischen Kultursituation.

Die Übermacht des lokalen Kontexts bei der Neutralisierung subversiver Codes des Rock-n-Rolls lässt sich ferner am Beispiel seiner antirassistischen Botschaft illustrieren, die seine Ursprünge im Blues und bei solchen afroamerikanischen Pionieren wie Little Richard oder Chuck Berry begleitete. Eine zentrale Bedeutung kommt dabei einer Schlüsselszene zu, in der Pol'zas Schwangerschaft von einem afroamerikanischen Touristen bekannt wird. Als die feuchtfreudige Menge von Verwandten, Freunden und Nachbarn das junge Elternpaar Pol'za und Měls mit ihrem dunkelhäutigen Nachwuchs erblickt, gerät sie zunächst in eine Schockstarre. Die allgemeine Verwirrung beendet (wieder) der kriegserprobte Vater, der das Kind kurzerhand als *naš* (dt. unser) bezeichnet – eine Attribution, die alle umstandslos übernehmen und damit seine Aufnahme ins (nationale) Familienkollektiv besiegeln.

Dennoch wirkt die sympathische Botschaft vor dem Hintergrund der interethnischen Spannungen im heutigen Russland wenig überzeugend: Für eine adäquate Auseinandersetzung mit Rassismus, Nationalismus und Xenophobie im lokalen Kontext wäre zumindest die Problematisierung des sowjetischen Nationalitätenproblems – der Lage der Kaukasier, Juden oder asiatischer Nordvölker – notwendig gewesen. Ihre Präsenz in zahlreichen Witzen verdeckte nur zu gut die Kehrseite des deklarativen sowjetischen Internationalismus mit seinen versteckten ethnischen Hierarchien und Vorurteilen.²¹

Die vorausseilende Nachsicht gegenüber Pol'zas Affäre und die freudige Akzeptanz des afrorussischen Babys sollten sicherlich den erfolgreichen Transfer der liberalen westlichen Werte nach Russland unterstreichen. Dennoch wird durch seinen plakativen, sexuell-körperlichen Charakter die kulturelle Übersetzung ‚entsublimiert‘ und verliert an allegorischer Überzeugungskraft.

Das Herausfiltern subversiver Botschaften wird außerdem durch fragwürdige Genderrepräsentationen flankiert. Die prominente Rolle, die männliche Filmprotagonisten Měl, Fred, Bob, aber auch Měls Vater spielen – belegt eindeutig, dass *Stiljagi* die androzentrische Orientierung des Rock-n-Rolls mit seinen „männlich-aggressiven“ (Hecken 2017: 38–39.) Formen und seinem Künstlerkult unkritisch weitertragen. Die Liebesgeschichte, die gemäß den

21 Man denke hier an solche melancholischen Komödien wie „Mimino“ (1977) von Georgij Danelija.

Genrekonventionen im Zentrum steht, wertet die Figur Pol'zas zwar auf, trotz der anfänglichen Handlungsmacht und Exotik bleibt sie während des ganzen Films nur ein erratisches Objekt des Begehrens, ihr Innenleben und Handlungsmotive genauso wenig nachvollziehbar wie der Seitensprung mit dem afroamerikanischen Touristen. Angesichts von Mëls opfervollem Werben wird Pol'zas Sexualität und Affäre durchaus im Sinne eines patriarchalen Weltbildes subtil irrationalisiert. Bemerkenswert, dass Mëls in diesem Fall sogar das Schicksal seines vom Krieg heimkehrenden Vaters wiederholt, der Mëls Mutter mit einem Liebhaber im Ehebett erwischen und vertreiben musste – beide Situationen lassen kaum Spielraum für eine weibliche Subjektivität zu, die nicht (allein) auf sexueller Anziehungskraft, sondern auch auf ideellen, sozialen oder beruflichen Qualitäten beruhte und verlässlich wäre

Pol'zas rapide Wandlung von Rock-n-Roll-Muse zu einer kinderbesessenen Nervensäge im Ehealltag entspringt ebenfalls einer patriarchalen Logik einer Spaltung – Idealisierung und Entwertung der Frauenfiguren. Die beherzte Aufnahme des dunkelhäutigen Babys stellt außerdem ein direktes Zitat aus einer der bekanntesten sowjetischen Komödien der 1930er Jahre – *Cirk* (dt. Der Zirkus, 1936) mit Stalins beliebtem Filmduo, bestehend aus der Schauspielerin Ljubov Orlova und aus ihrem Mann, dem Regisseur Grigorij Aleksandrov. Ob es Todosrovskijs postmodernes Bewusstsein der Tradition oder eben die Übermacht des kulturellen Kontexts ist, die die liberale Botschaft von *Stiljagi* mit einem Zitat aus der bekanntesten Propagandakomödie der Stalinzeit überschreibt, bleibt erstaunlich offen.

Literatur

- Abrams, Mayer H. 1999. *A Glossary of Literary Terms*. 7th Edition. Boston: Heinle & Heinle.
- Appadurai, Arjun. 1990. Disjuncture and Difference in the Global Cultural Economy. *Theory, Culture and Society* 7. 295–310.
- Asher, Abraham. 2002. *Russia: A Short History*. Oxford: One World.
- Bachmann-Medick, Doris. 2006. *Cultural turns: Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. Hamburg: Rowohlt.
- Bhabha, Homi K. 1994. *The Location of Culture*. New York: Routledge.
- Bielefeldt, Christian. 2017. Rock-n-Roll. In Thomas Hecken & Marcus S. Kleiner (Hgg.), *Handbuch Popkultur*, 25–30. Stuttgart: Metzler.
- Braginskij, Nikita. 2012. Stiljagi. In Nikita Braginskij & Ekaterina Vasil'eva (Hgg.), *Nojev Kovčeg ruskogo kino: Ot „Sten'ki Razina“ do „Stiljag“* [Arche

- Noahs des russischen Films: von „Sten’ka Razin bis „Hipster“, 528–533. Moskau: Globus.
- Condee, Nancy. 2000. Cultural Codes of the Thaw. In Abbott Gleason, Sergei Khrushchev Sergei & William Taubman (Hgg.), *Nikita Khrushchev*, 160–176. New Haven: Yale University Press.
- Dmitrieva, Marina. 2010. Jazz and Dress: *Stiliagi* in Soviet Russia and Beyond. In Gertrud Pickhahn & Rüdiger Ritter (Hgg.), *Jazz Behind the Iron Curtain*, 239–256. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Edele, Mark. 2002. Strange Young Men in Stalin’s Moscow: The Birth and Life of the *Stiliagi*, 1945–1953. *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* [Neue Folge], Bd. 50, H. 1. 37–61.
- Fitzpatrick, Sheila. 2006. Social Parasites: How Tramps, Idle Youth, and Busy Entrepreneurs Impeded the Soviet March to Communism. *Cahiers du Monde russe* Bd. 47, No. 1/2 (Jan. – Jun.) [Repenser le Dégel: Versions du socialisme, influences internationales et société soviétique]. 377–408.
- Hall, Stuart. 1994. Die Frage der kulturellen Identität. In Stuart Hall *Rassismus und kulturelle Identität: Ausgewählte Schriften 2*, 180–222. Hamburg: Argument.
- Hecken, Thomas. 2017. Rock. In Thomas Hecken & Marcus S. Kleiner (Hgg.): *Handbuch Popkultur*, 35–43. Stuttgart: Metzler.
- Hirsch, Marianne. 2008. The Generation of Postmemory. *Poetics Today* 29 (1). 103–128.
- Hosking, Geoffrey. 2012. *Russian History: A Very Short Introduction*. Oxford: Oxford University Press.
- Jameson, Fredric. 2000 [1984]. Postmodernism, or the Cultural Logic of Late Capitalism. In Michael Hardt & Kathi Weeks (Hgg.), *The Jameson Reader*, 188–232. Oxford: Blackwell.
- Keller, Thomas. 2011. Kulturtransferforschung: Grenzgänge zwischen den Kulturen. In Stephan Moebius & Dirk Quadflieg (Hgg.), *Kultur: Theorien der Gegenwart*, 106–119. Würzburg: VS.
- Kvjatkovskij, Aleksandr P. 1966. *Poëtičeskij slovar’* [Poetisches Wörterbuch]. Moskau: Sovetskaja encyklopedija.
- Lotman, Jurij. 1994. Russkij dendizm. In Ders. *Besedy o russkoj kul’ture. Byt i tradicii russkogo dvorjanstva (XVIII – načalo XIX veka)* [Die Gespräche über die russische Kultur. Der Alltag und Traditionen des russischen Adels], 123–135. St. Petersburg: Iskusstvo SPB.
- Lotman, Jurij. 2006 [1996]. Ponjatie granicy [Der Begriff der Grenze]. In Jurij Lotman, *Vnutri mysljaščich mirov* [Innerhalb der denkenden Welten], 257–268. St. Petersburg: Iskusstvo-SPB.

- Lücke, Martin. 2005. Verfemt, verehrt, verboten: Jazz im Stalinismus zwischen Repression und Freiheit. *Osteuropa* 55 (November). 67–78.
- Meerzon, Yana. 2011. Dancing on the X-rays: On the Theatre of Memory, counter-memory, and Postmemory in the Post-1989 East-European Context. *Modern Drama* 54(4) (2011). 479–510.
- Müller, Klaus Peter. 2013. Kontext. In Ansgar Nünning (Hg.), *Metzler Lexikon der Literatur- und Kulturtheorie: Ansätze-Personen-Grundbegriffe*. 5., aktualisierte und erweiterte Auflage, 400–401. Stuttgart: Metzler.
- Parker, Alan. 1982. *Pink Floyd – Another Brick in the Wall*.
- Prechtl, Peter. 1996. Kontext. In Peter Prechtl & Franz-Peter Burkard (Hgg.), *Metzler Philosophie Lexikon: Begriffe und Definitionen*. Stuttgart: Metzler.
- Salys, Rimgaila. 2016. Hipsters. In Rimgaila Salys (Hg.), *The Contemporary Russian Cinema Reader 2005–2016*, 114–135. Boston: Academic Studies Press.
- Strukov, Vlad. 2016. The Russian Cinema in an Ara of Globalization. In Rimgaila Salys (Hg.), *The Contemporary Russian Cinema Reader 2005–2016*, 9–35. Boston: Academic Studies Press.
- Tsipursky, Gleb. 2016. Jazz, Power, and Soviet Youth in the Early Cold War, 1948–1953. *The Journal of Musicology* 33(3) (Summer). 332–361.
- Weidhase, Helmut. 1990. Kontext[ualität]. In Günther Schweikle & Irmgard Schweikle (Hgg.), *Metzler Literaturlexikon: Begriffe und Definitionen*, 250. Stuttgart: Metzler.
- Young, Robert J. C. 2003. *Postcolonialism: Very Short Introduction*. Oxford: Oxford University Press.
- Zacharkin, Andrej. 1974. Kontekst. In Leonid I. Timofeev & Sergej V. Turaev, *Slovar' literaturovedčeskich terminov*, 155 Moskau: Prosveščenie.

Internetquellen

- Britanišskij Valdimir. 1996. Russkaja poëzija 1960-ch godov [Russische Dichtung der 1960er Jahre]. *Ruthenia.ru*. http://www.ruthenia.ru/60s/kritika/britanish_stud.htm (Abruf am 20. Juni 2019).
- Dondurej, Daniil. 2011. Neotvratimost' perezagruzki. Sistemnyj krizis v kino [Die Irreversibilität des Reloads. Die Systemkrise im Film]. *Iskusstvo kino* (Juli). <https://old.kinoart.ru/archive/2011/07/n7-article2> (Abruf am 12. August 2020).
- Doneckij, Saša 2009. „Stiljagi“: kodirovanoe poslanie [„Hipsters“: eine kodierte Botschaft]. *Pskovskaja lenta novostej* (15. Januar). https://m.forumpln.ru/culture/60454.html#pl__comments__header (Abruf am 15. August 2020).

- Kostylev, Anton. 2008. Recenzija na fil'm „Stiljagi“. [„Stiljagi“: ein Filmreview] *Film.ru* (26. Dezember). <https://www.film.ru/articles/splyashem-polza-splyas-hem> (Abruf am 15. August 2020).
- Leonova, Evgenija. 2009. Takaja smirnaja igra: „Stiljagi“, režiser Valerij Todorovskij [Ein solches zahmes Spiel: „Hipster“, der Filmemacher Valerij Todorovskij]. *Iskusstvo kino* (Januar). <https://old.kinoart.ru/archive/2009/01/n1-article9> (Abruf am 12. August 2020).
- Levčenko, Jan. 2008. „Nužna smelost', čtoby nadet' zelenyje noski!“ [„Man braucht Mut, um die grünen Socken anzuziehen!“] Interview mit Valerij Todorovskij. *Sobesednik.ru* (23. Dezember). <https://sobesednik.ru/post/stilyagi-49-2008> (Abruf am 12. August 2020).
- Matjuchin, Dmitrij. 2009. Kogda vse ljudi raznye. Otzyv na fil'm „Stiljagi“ [Wenn alle Menschen unterschiedlich sind. Ein Feedback auf den Film „Stiljagi“]. *Skepsis* (6. April). https://sceptis.net/library/id_2375.html (Abruf am 16. August 2020)
- MediaSetRu. 2009a. „Stiljagi“: Interview mit Dmitrij Dibrov – Stiljagi – Interview o fil'me [Ein Interview über den Film]. Youtube (14. Januar). <https://www.youtube.com/watch?v=HczyKQsrq4g> (Abruf am 13. August 2020).
- MediaSetRu. 2009b. „Stiljagi“: Interview mit Leonid Jarmol'nik. Youtube (14. Januar). <https://www.youtube.com/watch?v=Ds4ePCssUVc&t=1s> (Abruf am 11. August 2020).
- Naval'nyj LIVE. Naval'nyj. 2019. Putin otkazals'ja ot svoich dočerej [Putin sagte sich von seinen Töchtern los]. *Youtube* (20. Dezember). <https://www.youtube.com/watch?v=S4zTPx-yY68> (Abruf am 13. August 2020).
- Naval'nyj, Aleksej. 2016. Kto finansiruet doč' Putina [Wer finanziert Putins Tochter]. *Youtube* (18. Oktober). <https://www.youtube.com/watch?v=SH2bbxp46CQ> (Abruf am 13. August 2020);
- Naval'nyj, Aleksej. 2017. Kak press-sekretar' Putina kvartiru v Pariže kupil [Wie Putins Pressesprecher eine Wohnung in Paris erwarb]. *Youtube* (21. Dezember). <https://www.youtube.com/watch?v=dHGUT6sPCQI> (Abruf am 13. August 2020).
- Poluchin, Aleksej. 2017. „Teatral'noe delo“: Za čto arestovali Kirilla Serebrennikova [Der „Theater-Prozess“: Wofür wurde Kirill Serebrennikov verhaftet]. *Novoe vremja* (26. August). <https://novayagazeta.ru/themes/249> (Abruf am 14. August 2020).
- Ra'is. 2020. Hayat. *Youtube* (11. Juni). <https://www.youtube.com/watch?v=Dz-OnRXM7XY> (Abruf am 10. August 2020).

- Stiljagi. [ohne Datum]. Pressa. Interv'ju mit Vladimir Solov'ev. *Beliy.ru* (12. November o. J.). <http://www.beliy.ru/work/stilyagifilm/-id=204.htm> (Abruf am 12. August 2020).
- Todorovskij, Valerij. 2008. *Stiljagi*. Krasnaja strela. Good Films TV. Youtube (01. März 2019), <https://www.youtube.com/watch?v=fodY7ko7VqQ> (Abruf am 17. Dezember 2021).
- Tsipurskij, Gleb. 2009. „Sovkovyje“ metody? Istoričeskij opyt i novyj kurs gosudarstvennoj politiki [„Sowjetmethoden? Die historische Erfahrung und der neue staatspolitische Kurs“]. *Dviženie* (16. Februar). <http://dvizh.org/2009/02/16/1201> (Abruf am 12. August 2020).
- Vorob'eva, Irina. 2009. Osoboe mnenie: Interview mit Artemij Troickij. *Ėcho Moskvy* (06. Januar). <https://echo.msk.ru/programs/personalno/563726-echo/> (Abruf am 12.08.2020).

Christina Gansel

Kontext und Kontextualisierung – Wissensbezogene und wissenschaftliche Kommunikation in historischer Perspektive

Abstract: The following article addresses the distinction between text-internal and text-external features in a historical perspective in favor of context and contextualization. With reference to modernization processes in the 18th century, the example of knowledge compilation and scientific communication in tracts and treatises is used to show that modernizing systems perceive and constitute themselves in self-description. In this process, the co-introduced and introduced context of knowledge as well as the linguistic co-text generate the inherent logic of social systems, their patterns of communication and action. Context and contextualization are outlined from an interaction-oriented text-linguistic perspective and are linked to and underpinned by the categories of reflexivity and indexicality.

Keywords: contextualization, reflexivity, indexicality, modernization, tract

1 Einführung und Zielstellung

Der vorliegende Beitrag setzt sich mit Ansätzen zu Kontext und Kontextualisierung in der Textlinguistik auseinander, in denen die Unterscheidung von textinternen und textexternen Merkmalen zugunsten der Annahme der Schaffung und Erkennbarkeit situativer Merkmale im Text selbst aufgehoben wird. Ein solches Herangehen erscheint nun insbesondere auch für historische Texte und Textsorten interessant, für die außersprachliche, umgebungssituative oder beziehungsbezogene Faktoren nicht immer gegeben, recherchierbar oder nachvollziehbar sind. Die historisch verfassten Texte selbst sind es – so eine These in diesem Beitrag –, die Auskunft geben können und eine spezifische Situation zu erschaffen vermögen. Ausgehend von ethnomethodologischen und gesprächslinguistischen Konzepten zu Kontext, Kontextualisierung und Kontextualisierungshinweisen, Indexikalität und Reflexivität sowie Textualität bietet sich ein systemtheoretischer Hintergrund an, der Sinnkonstituierung mit Kommunikation verbindet und den Beginn der Selbstbeschreibung und damit Selbstkonstituierung funktional ausdifferenzierter Systeme im 18. Jahrhundert sieht. Im Zusammenhang mit Modernisierungsprozessen des 18. Jahrhunderts bilden Traktate und Abhandlungen sowie diesen beigegebene Paratexte einen Texttyp, der für die Entwicklung von Textsorten in wissenskompilierender und

wissenschaftlicher Kommunikation eine wichtige Rolle spielt. In den Texten erfolgt Selbstbeschreibung und Reflexion des eigenen Tuns, wird die Zugehörigkeit zu einem Handlungsbereich sichtbar gemacht, verarbeitete Irritationen führen zu Ansätzen für neue Textsorten. Ziel des Beitrags ist es, die folgende These zu überprüfen und anhand von Beispielen zu belegen: Kontextualisierung in historischer Perspektive auf Modernisierung im 18. Jahrhundert bezogen bedeutet, dass sich modernisierende Systeme in der Selbstbeschreibung selbst wahrnehmen und konstituieren. Der in Kommunikation (unbewusst und bewusst) mit- und eingeführte Wissenskontext und sprachlicher Kotext generieren die Eigenlogik sozialer Systeme, ihrer Kommunikations- und Handlungsmuster.

In den Abschnitten zwei und drei des Beitrags werden zunächst die Begriffe Kontext und Kontextualisierung in interaktionsorientierter und textlinguistischer Perspektive umrissen. Die Abschnitte vier und fünf konturieren bisherige Erkenntnisse im Rahmen der Reflexivität von Kommunikation in Traktaten des 18. Jahrhunderts. Abschnitt fünf verbindet Reflexivität mit Indexikalität anhand unterschiedlicher Kategorien wie dem Paratext *Widmung*, Autorschaft, Adressierung und Verwendung von Pronomen.

2 Kontext und Kontextualisierung interaktionsorientiert

Der Begriff *Kontext* begegnet in pragmalinguistischer Literatur in einer „engeren“ und einer „reichhaltigeren“ (Meibauer 2008: 8) Fassung. Die engere Fassung bezeichnet das als Kontext, was „in einer Äußerungssituation für die menschliche Verständigung relevant ist“ (Meibauer 2008: 8). Gemeint sind damit sozial-situative Faktoren eines kommunikativen Ereignisses wie Sprecherinnen und Sprecher sowie Hörerinnen und Hörer und deren soziale Beziehung zueinander, Zeit und Ort. Es ist jedoch davon auszugehen, dass nicht nur umgebungssituative Aspekte im Rahmen mündlicher oder schriftlicher Kommunikation von Relevanz sind, sondern Wissensbestände der Kommunikatorinnen und Kommunikatoren im Rahmen eines kommunikativen Ereignisses aktiviert werden: „Es ist eine ganz erstaunliche Fähigkeit von Menschen, die gerade relevante Wissensmenge so auf die jeweilige Äußerungssituation zu beziehen, daß sie sich gegenseitig verstehen können. Dem Zuschnitt ihrer Äußerungen kommt dabei eine wichtige Steuerungsaufgabe zu.“ (Meibauer 2008: 9) Unter Einbeziehung des Wissens wird über die umgebungssituativen Faktoren hinaus der Kontext angereichert durch kognitive Perspektiven, und die Gestalt der Äußerung selbst ist als sprachlicher Kontext (als Kotext), als sprachliche Umgebung zu interpretieren. Somit kann festgehalten werden, dass die Pragmatik ein dreiteiliges Kontextmodell entwickelt hat, das den sprachlichen Kontext (Wort, Satz,

Textabschnitte), den situativ-sozialen Kontext (Handlungs- und Kommunikationsbereich, Handlungsrollen, Textproduzenten) sowie den Wissenskontext (Hintergrundwissen, Weltwissen) einschließt.

Besondere Prominenz hat die Erweiterung des Kontextbegriffes mit dem Begriff Kontextualisierung erfahren, der in der interpretativen Soziolinguistik und Interaktionsanalyse seit den Forschungen von Jenny Cook-Gumperz und John Gumperz in den 1970er Jahren Bedeutung erlangt hat. Kerngedanke des Konzepts der Kontextualisierung ist es, dass sprachliches Handeln nicht nur durch einen äußeren material gegebenen Kontext oder spezifisches Kontextwissen beeinflusst ist, sondern sprachliches Handeln selbst den Kontext aufbaut. Auf Gesprächssituationen bezogen bedeutet dies, dass Sprecherinnen und Sprecher ihre Äußerungen in einen Kontext stellen und darüber Verstehen ermöglichen. Auer formuliert diesen Zusammenhang mit Bezug auf Garfinkels (1967) Reflexivitätsgedanken und die Ethnomethodologie: „für die Interaktionsteilnehmer besteht die Aufgabe darin, (sprachliche) Handlungen auszuführen *und* zugleich interpretierbar zu machen, indem ein Kontext konstruiert wird, in den sie sich einbetten“ (Auer 1986: 23). In einem Gespräch ist es also Aufgabe der Beteiligten, Sinn herzustellen und diesen zu deuten. Wie Eickelpasch feststellt, gelten in der Ethnomethodologie gerade „gesellschaftliche Sinndeutungsverfahren [...] als konstitutiver Bestandteil der Alltagspraxis“ (Eickelpasch 1982: 7). Die Herstellung sozialer Sinnbezüge erfordert zugleich Methoden der Sinnherstellung und Sinnendarstellung, die „alle synthetisierenden Akte des Sehens, Wahrnehmens, Beschreibens, Darstellens, Erklärens“ (Eickelpasch 1982: 16) einschließen. Die Akte des Deutens und Erklärens sind selbst „konstitutiver Teil“ (Eickelpasch 1982: 17) der Situation, worin ihr reflexiver Charakter besteht.

In seinem Beitrag zur *Kontextualisierung* verweist Auer (1986: 23) auf die Schwierigkeiten, die für eine wissenschaftliche Analyse mit einem derartigen „kognitiven Kontextbegriff“ in Verbindung stehen, wenn nicht mehr objektiv gegebene situative Faktoren wie Ort oder Zeit oder soziale Rollen lediglich als Kontext festgestellt werden können, sondern diese in sprachlichen Äußerungen nachzuweisen sind. Für die Forschung formuliert Auer (1986: 24): „Die Strategien, mittels derer ihn die Teilnehmer konstruieren, sind ein eigenständiges Thema der Forschung.“ Insbesondere der Gesprächsforschung der vergangenen Jahrzehnte ist es gelungen, den „dialektisch-reflexiven Zusammenhang zwischen Kontextabhängigkeit und Kontextkonstitution zu fassen“ (Auer 1986: 24) und die Ebenen der Kontextualisierung – Handlungstyp, Beziehungstyp und Teilnehmerstatus – anhand verbaler und nonverbaler Mittel sichtbar zu machen. Als Kontextualisierung versteht Auer (1986: 249) Verfahren „mittels derer die Teilnehmer an einer Interaktion für Äußerungen Kontext konstituieren“. Dazu

werden sprachliche oder nicht-sprachliche Mittel eingesetzt, die als Kontextualisierungshinweise bestimmt werden und dazu dienen, „Schemata aus dem Hintergrundwissen [frames, d. Vf.] verfügbar zu machen“ (Auer 1986: 24). Als Kontextualisierungshinweise gelten in der Gesprächsforschung und in der interaktionalen Analyse vor allem gestische oder prosodische Mittel, Varietäten oder das Repertoire der am Gespräch Teilnehmenden. Aus dieser Perspektive definiert Auer Kontextualisierung zusammenfassend „als eine dreistellige Relation [...] zwischen Ausdrucksmitteln (Idiomatik, Gestik, Prosodie etc.), der Bedeutung (Interpretation) bestimmter Handlungen und Wissensbestände (*frames*), die diese Interpretation ermöglichen, indem sie als ihr Kontext relevant gemacht werden“ (Auer 1999: 174 [Herv. i. O.]). Brinker und Sager stellen im Sinne ethnomethodologischer Grundlagen und mit Bezug auf die Gesprächsanalyse fest, dass die „reflexiven Verfahren der Gesprächsteilnehmer [...] für den Analytiker fassbar [werden] durch die Indexikalität sprachlicher Äußerungen“ (Brinker und Sager 2001: 120). Sie unterscheiden in diesem Zusammenhang thematische, aktionale und personale Indexikalität.

3 Kontext und Kontextualisierung in textlinguistischer Perspektive

Da es in diesem Beitrag nun nicht um Gespräche, sondern um Texte und mit-hin um historische Texte geht, ist im Folgenden zu fragen, ob und inwiefern das Konzept der Kontextualisierung auf Texte anzuwenden ist. Kontextualisierung – so die Annahme – würde bedeuten, dass der Text selbst auf außertextliche Gegebenheiten verweist und mit sprachlichen Mitteln Kontext schafft. Demgegenüber steht die in der Textlinguistik seit Langem übliche Trennung von textinternen und textexternen Merkmalen.

Deshalb ist zunächst die in der Geschichte der Textlinguistik und im Zusammenhang mit der Beschreibung von Textsorten vorgenommene Trennung von textinternen und textexternen Merkmalen zu berücksichtigen. Textinterne Merkmale haben ihr Fundament in der Tradition textgrammatischer Analysemodelle und sehen Kohäsion, Kohärenz, Formulierungsmuster oder auch die Architektur des Textes als ein Bündel textinterner Merkmale.

Mit der Herausbildung kommunikativ-pragmatischer Textauffassungen gelangen Gegebenheiten der Situation in den Blick und so fragen Heinemann und Viehweger (1991: 154), „welche Bereiche des ‚Situativen‘ für eine Textklassifikation als relevant anzusehen sind“. Eher vorsichtig listen sie die Wahrnehmungssituation, soziale Beziehungen, unterschiedliche Institutionen oder auch Gesellschaftsformen auf, von denen sie zurückhaltend und einschränkend

meinen, dass diese über den Kompetenzbereich linguistischer Forschungen hinausgehen und soziologische Untersuchungen zu Beginn der 1990er Jahre nicht vorliegen würden. In dieser Diktion sind textexterne Merkmale als Kontext im Sinne einer „statischen Größe“ oder als „Etikett für außersprachliche Faktoren“ (Schmitt 1994: 327–331) zu verstehen. Darüber hinaus wird Situatives dennoch als Situationswissen der Kommunizierenden verortet und als Wissen über Handlungsfelder, Tätigkeitsabläufe, Kommunikationsbereiche, Institutionen und Gesellschaftsformen präzisiert (vgl. Heinemann und Viehweger 19991: 154).

Dass eine klare Zuordnung von Textmerkmalen als intern oder extern nicht unproblematisch ist, wird nun in der Textlinguistik seit längerer Zeit diskutiert. So problematisierten bereits Gülich und Raible (1972: 3), dass textexterne Merkmale durchaus in einem Text thematisiert werden können. Im Zusammenhang mit einer Ordnung der Textualitätskriterien diskutiert weiterhin Krause die für ihn wichtigsten Kriterien Funktionalität, Ganzheitlichkeit und Intertextualität auch mit Bezug auf ihre Klassifikation als interne oder externe Merkmale des Textes. Er verwendet einschränkend das Attribut „primär“. In diesem Sinne werden Situativität, Intentionalität, Akzeptabilität und Informativität als „primär extratextuelle Merkmale“, Kohäsion, Kohärenz, Strukturiertheit und relative Abgeschlossenheit als „primär intratextuelle Merkmale“ und Intertextualität als primär intertextuelles Merkmal bestimmt (Krause 2000: 54).

Das Textualitätskriterium *Funktionalität* (primär textextern, Krause [2000: 54]) enthält die Unterordnung von Intentionalität, die unter Rückgriff auf die Sprechakttheorie durch textinterne sprachliche Mittel indiziert wird, so dass der Funktionsbegriff in der Textlinguistik sowohl auf textinterne als auch auf textexterne Merkmale bezogen wird. Gansel und Jürgens (2009: 81–82) hingegen nehmen eine Differenzierung in Bereichs-, Text- und Bewirkungsfunktion vor, um der Differenz des Funktionsbegriffs auf der Basis von textexternen und textinternen Merkmalen gerecht zu werden.

In ihrer Textlinguistik greift Adamzik (2016) in der Diskussion des Textbegriffs und der produkt- bzw. prozessorientierten Zuschreibung von Textualität textinterne und textexterne Merkmale problemorientiert wieder auf. Dabei führt sie zum Konzept der Kontextualisierung, das auch für Texte anwendbar erscheint. In einem ersten Schritt wird mit Habscheid (2009) als wahrnehmbares Merkmal des Produktes Text die sich in ihm manifestierende stattgefundene und wiederholte Kommunikation gesehen. Mit Bezug auf Habscheid (2009) führt sie weiterhin aus, dass in und durch Kommunikation Sinn hergestellt wird, der auf „Anzeigehandlungen“ beruhe, „in denen man unschwer die *Kontextualisierungshinweise* aus der Gesprächsanalyse wiedererkennt“ (Adamzik 2016: 90 [Herv. d. Vf.]).

Habscheid selbst formuliert in folgender Weise: „Kommunikativ Handelnde müssen zugleich Inszenierende ihrer Handlungen sein und in ihren Texten systematisch anzeigen, wie die Kommunikationspartner die Handlungen verstehen sollen“ (Habscheid 2009: 8). In Hinsicht auf historische Texte, wie Traktate des 18. Jahrhunderts es sind und wie sie in diesem Beitrag weiterhin eine Rolle spielen sollen, ist dieser Satz nur zu unterstreichen. In Paratexten wie den Vorworten der Autoren, Übersetzer oder Drucker bzw. Verleger wird beständig reflektiert, aus welchen Gründen, zu welchem Zweck oder mit welchem Bezug auf Vorläufertexte ein Text entstanden, übersetzt und gedruckt worden ist. Zudem wird indirekt reflektiert, ob die Leserschaft es mit einem religiösen, wirtschaftlichen oder wissenschaftlichen Text zu tun bekommt.

In Reflexion des Modells von Hausendorf und Kesselheim (2008), das Textualität als Zuschreibung durch Rezipienten konzeptualisiert und Textualitätsquellen, -merkmale sowie -hinweise einschließt, nimmt Adamzik dieses Modell als Gegenmodell zu den Textualitätskriterien bei de Beaugrande und Dressler (1981) wahr und vermerkt wiederum Analogien zwischen Kontextualisierungshinweisen und Textualitätshinweisen (Adamzik 2016: 104–105). Als störend und unklar empfindet Adamzik die Zuschreibung mancher textuellen Merkmale als gesetzt, andere gebildet mit dem Suffix *-bar*. So heißt es bei Hausendorf und Kesselheim (2008: 23 [Herv. d. Vf.]): „Ein Text ist also, vereinfachend gesagt, ein *lesbares* Etwas, das *begrenzbar* [1], in seinen Erscheinungsformen verknüpft [2] und thematisch zusammengehörig [3], pragmatisch nützlich [4], musterhaft [5] und auf andere Texte *beziehbar* [6] ist.“ Schließlich verweist Adamzik (2016: 135) darauf, dass die mit Kommunikationsbereichen verbundenen Stilzüge und Funktionalstile als Kontextualisierungshinweise gelten können und unschwerlich als solche erkennbar sind. Mit einer Terminologie wird ein wissenschaftlicher Bereich, mit Preisen in Katalogen die Wirtschaft, mit der Formulierung „wolkig bis heiter“ oder „-5 Grad Celsius“ ein meteorologischer Sachverhalt deutlich.

In Weiterentwicklung des Konzepts von 2008 implementieren Hausendorf et al. (2017) in *Textkommunikation. Ein textlinguistischer Neuansatz zur Theorie und Empirie der Kommunikation mit und durch Schrift* das Konzept ‚Lesbarkeit‘ mit einem Arrangement von Textualitätskriterien (vgl. Hausendorf et al. 2017: VIII). Mit dem Konzept ‚Lesbarkeit‘ wird dabei nun der Aspekt der Möglichkeit von Kommunikation in Anknüpfung an systemtheoretische Positionen verstärkt. In systemtheoretischer Fundierung wählen Hausendorf et al. (2017: 8 [Herv. i. O.]) den Zugang über Kommunikation „im Sinne eines genuin *sozialen Prozesses*“ und beschränken sich auf schriftsprachliche Kommunikation, die als Textkommunikation bezeichnet wird. Luhmann in diesem Zusammenhang Rechnung tragend, kann also formuliert werden: „Der elementare, Soziales

als besondere Realität konstituierende Prozeß ist ein Kommunikationsprozeß“ (Luhmann 1988: 193). Mit dem Konzept von Hausendorf et al. (2017) wird das Ziel verfolgt, die Trennung von textinternen und textexternen Merkmalen zu überwinden. Lesbarkeit und Kommunikation werden zusammengeführt, denn Lesbarkeit führt zu Verstehen und Verstehen impliziert Anschlusskommunikation. Auch in diesem Konzept wird zwischen Lesbarkeitsquellen, Lesbarkeitsmerkmalen und Lesbarkeitshinweisen unterschieden. Lesbarkeitshinweise sollen die Wahrscheinlichkeit textueller Kommunikation erhöhen (vgl. Hausendorf et al. 2017: 45), denn mit Luhmann wird davon ausgegangen, dass Kommunikation aufgrund ihrer Komplexität etwas sehr Unwahrscheinliches ist. Mit Bezug auf die Konstituierung sozialer Systeme durch Kommunikation formuliert Luhmann nämlich: „Die immanenten Unwahrscheinlichkeiten des Kommunikationsprozesses und die Art, wie sie überwunden und in Wahrscheinlichkeiten transformiert werden, regeln zugleich den Aufbau sozialer Systeme. Man hat den Prozeß soziokultureller Evolution zu begreifen als Umformung und Erweiterung der Chancen für aussichtsreiche Kommunikation, als Konsolidierung von Erwartungen, um die herum die Gesellschaft dann ihre sozialen Systeme bildet“ (Luhmann 1988: 219). In diesem Sinne sollen Lesbarkeitshinweise im Verständnis von Hausendorf et al. erklären, „dass und wie durch Texte und mit Texten bestimmte Lesarten und -weisen möglich und hochgradig wahrscheinlich gemacht werden“ (Hausendorf et al. 2017: 58). Als Lesbarkeitsquellen werden bestimmt: Sprache und Schrift, Wahrnehmbarkeit im Rahmen der Lektüresituation und Vertrautheit mit dem jeweiligen Lektürekontext (vgl. Hausendorf et al. 2017: 69–72). Als Lesbarkeitsmerkmale gelten: Begrenzbarkeit, Verknüpfbarkeit, thematische Zusammengehörigkeit, pragmatische Nützlichkeit, Intertextualität und Musterhaftigkeit. Mit diesem Konzept werden textuelle Merkmale also weiterhin differenziert.

Diesen Abschnitt zusammenfassend kann folgendes Fazit gezogen werden: Indexikalität und Reflexivität, Textualität und Lesbarkeitshinweise in spezifischer Weise aufeinander bezogen tragen dazu bei, (eine spezifische Art von) Kommunikation wahrscheinlicher zu machen. Welches waren nun im 18. Jahrhundert aussichtsreiche Kommunikationen für die wissensbezogene oder die wissenschaftliche Kommunikation unter Berücksichtigung der benannten Aspekte?

Gut erforscht sind in diesem Zusammenhang die Leistungen für die Entwicklung des Deutschen als Wissenschaftssprache solcher ‚großen Autoren‘ wie: Gottfried Wilhelm Leibniz zur Verbesserung der deutschen Sprache, Christian Wolffs, der die terminologischen Grundlagen der deutschen Philosophie prägte, Bewusstsein, Bedeutung, Aufmerksamkeit als wissenschaftliche

Begriffe für die Philosophie prägte und Hauptarten der Erkenntnis festlegte, oder Carl von Linnés systematische Klassifikation und Nomenklatur in seiner *Systema Naturae* oder letztlich Darstellungen zu Johann Wolfgang von Goethes *Naturlehre*.¹

Nachfolgend geht es jedoch nicht um die großen Namen, sondern um Autorinnen und Autoren von zahlreichen Traktaten und Abhandlungen, die durch die Möglichkeiten der Digitalisierung sichtbar werden und in deren Texten wichtige Schritte einer evolutionären Entwicklung wissenschaftlichen Schreibens markiert und damit kontextualisiert, d. h. als Kontext geschaffen werden.

4 Textualität von Traktaten des 18. Jahrhunderts

Im folgenden Abschnitt geht es um Aspekte der Textualität, wie sie im vorausgegangenen Abschnitt beleuchtet wurden, und deren Anwendung auf Traktate und Abhandlungen des 18. Jahrhunderts. Zunächst könnten Traktate von einem engeren äußeren Kontext her nach Thema, Autor bzw. Autorin², Übersetzer bzw. Übersetzerin, Drucker, Jahr der Veröffentlichung, Handlungsrolle, in der der Text verfasst wurde, Zweck der Veröffentlichung, Adressaten beschrieben werden. Dabei handelt es sich um Daten, die aus den Titelblättern entnommen werden können, aber auch in den Paratexten zum eigentlichen Basistext vorfindlich sind (vgl. dazu Gansel 2019a).³ Titelblätter von Traktaten haben mit ihren

-
- 1 Siehe dazu ausführlich die jüngst von Jürgen Schiewe (2020) herausgegebene Zusammenstellung der Arbeiten von Uwe Pörksen *Zur Geschichte deutscher Wissenschaftssprachen*, in der Aufsätze, Essays, Vorträge oder Abhandlungen zu den genannten Autoren vereint sind.
 - 2 In der folgenden Arbeit mit den historischen Texten wurden die vorgegebenen geschlechtsbezogenen Bezeichnungen beibehalten. Mit Barbara Widenmann konnte lediglich eine Autorin aufgenommen werden, die ihre Hebammenwestern auch in weiblicher Form anspricht. Adressierte Personen werden in allen weiteren untersuchten Texten der männlichen Autoren der Traktate und Abhandlungen des 18. Jahrhunderts als „Herren“ oder mit dem generischen Maskulinum und der entsprechenden Pluralform (z. B. Gelehrter/Gelehrte, Leser, Wissenschaftler) bezeichnet. Die historische Perspektive behält diese Formulierungen bei.
 - 3 Auch Markewitz (2017) orientiert in seiner umfassenden und erschöpfenden Monographie *Das Schulprogramm als Textsorte zwischen Erziehungs- und Wissenschaftssystem* auf Titelblätter und die in ihnen verfügbaren Hinweise auf zeitlich-situative textexterne Merkmale. Diese erweisen sich als zeitlich, kontextbezogene Einbettung des Schulprogramms, raumbezogene, produzenten- und rezipientenbezogene Aspekte des situativen Kontextes, in dem die Textsorte erscheint (vgl. Markewitz 2017: 265–280).

teilweise ausführlichen Hinweisen auf situative Merkmale Informations-, Orientierungs-, Identifizierungs- und Werbefunktion (vgl. Götz 2016: 223).

Konstatiert werden kann, dass Traktate gerade im 18. Jahrhundert auf bereits früher publizierten Traktaten beruhen, die aus dem Lateinischen oder moderneren europäischen Fremdsprachen ins Deutsche übersetzt und bearbeitet wurden. Drucker verweisen in den Ansprachen an die „Leser“ (Paratext) darauf, dass der Wunsch nach Abdruck bestand oder der Text vergriffen oder aber neues Wissen im Anschluss an bereits vorhandenes zu reflektieren gewesen sei. So könnte in der Tat mit Rücksicht auf Hausendorf et al. (2017) formuliert werden, dass Traktate durch den Druck der Wahrnehmbarkeit zugeführt, lesbarer – durch Übersetzung, Verbesserung der Gliederung oder Wissenserweiterung – gemacht und in den Anschlusskommunikationen in ihnen und an sie sich ein Aspekt wissenschaftlicher Kommunikation zeigt. Kommunikation und insbesondere moderne wissensbezogene Kommunikation wird durch Traktate und Abhandlungen wahrscheinlicher⁴.

In einem kurzen Durchgang durch die Lesbarkeitsmerkmale nach Hausendorf et al. (2017) lässt sich festhalten, dass Traktate des 18. Jahrhunderts über eine begrenzte Seitenzahl verfügen und in Buchform gedruckt erscheinen (Begrenztheit), sie werden durch ein Thema zusammengehalten, wobei es insbesondere um die Wissensanreicherung und Wissenskompilierung zu einem naturkundlichen, philosophischen, rechtlichen oder medizinischen Thema geht. Musterhaftigkeit zeigt sich beispielsweise in der Verknüpfung von Paratexten (Vorrede, An den geneigten Leser usw.) und Basistext (eigentliche Abhandlung). Wenn pragmatische Nützlichkeit den Sinn der Textkommunikation anspricht und das sinnhafte soziale Geschehen meint, kann für Traktate des 18. Jahrhunderts formuliert werden, dass sie Wissen für einen bestimmten Bereich der sich modernisierenden Gesellschaft bearbeiten, bereitstellen und dieses Wissen in einen Aspekt der Nützlichkeit für diesen Bereich überführen und ihn damit mitkonstituieren⁵.

Weiterhin spielt Intertextualität für die wissensakkumulierende und wissenschaftliche Kommunikation eine große Rolle. In Gansel (2021) wird untersucht,

4 Siehe dazu ausführlicher Christina Gansel (2019a, 2019b, 2021).

5 So wird beispielsweise in aneinander anschließenden Traktaten und Abhandlungen zur Bienenkunst/Bienenzucht der Wechsel des Morphems *nützlich** zu wirtschaftlichen Reflexionen über Preise und Gewinn, den man aus der Produktion von Honig in Deutschland ziehen kann, vollzogen. Eine sehr allgemeine Formulierung zur Nützlichkeit von etwas wird für einen Bereich der Gesellschaft spezifiziert. Siehe dazu ausführlich Gansel (2019b).

welche Formen von Intertextualität Traktate und Abhandlungen des 18. Jahrhunderts ausprägen. Zur Operationalisierung von intertextuellen Bezügen wird dabei auf die Konzepte Krauses (2000) und Genettes (2018) zurückgegriffen.

Anhand einer Auswahl von Traktaten und Abhandlungen des 18. Jahrhunderts konnte die Festigung der Systemreferenz wissensbezogener und wissenschaftlicher Kommunikation nachvollzogen werden. Im Rahmen einer Operationalisierung von Text-Text- und Text-Textmuster-Bezügen haben sich Genettes Typen der Transtextualität als produktiv erwiesen. Wie in Gansel (2021) gezeigt werden konnte, kommt in zeitlicher Reihenfolge und Gewichtung transtextueller Intertextualität/Hypertextualität (Übersetzung, Bearbeitung und Ergänzung), Paratextualität (Umgebungstexte: Glossen, Würdigung, An die Leser, Geneigter Leser, Der Verleger), Architextualität (Textsortenbenennungen) sowie referentieller Intertextualität (Formen des Zitierens) und Metatextualität (Reflexion und Kommentierung der binären Codierung wahr/falsch) eine herausragende Rolle für die Abgrenzung neuen Wissens von altem Wissen zu. Ebenso ist die Diskussion wissenschaftsmethodischer und -praktischer Fragestellungen deutlich gegeben. In der Gesamtheit tragen die genannten Typen in ihrer Entwicklung zur Konstituierung des Äußerungsmodus der wissensbezogenen- und wissenschaftlichen Kommunikation und zur Textvernetzung in der Wissenschaft bei.⁶ Intertextualität kann somit als ein wesentliches thematisch ausgerichtetes Kontextualisierungsverfahren angesehen werden, das wissenschaftliche Kommunikation wahrscheinlicher macht. Der Verweis auf genutzte Darstellungen sowie die Vermeidung des Plagiats durchzieht die Paratexte der Traktate und Abhandlungen des 18. Jahrhunderts und ist auch noch zu seinem Ende präsent, wie Georges Adams in seiner Vorrede der Abhandlung über Elektrizität zeigt:

Und obgleich die Befchaffenheit und die engen Grenzen meines Plans keinen Reichthum an Bemerkungen und keine umfändliche Anführung aller Kleinigkeiten zuließen, fo wird doch, wie ich hoffe, wenig Brauchbares und Wichtiges ganz übergangen worden feyn.

Da ich mich nicht gern eines Plagiats beschuldiget fehen möchte, fo bekenne ich mit Vergnügen die Unterfützung, welche mir verfchiedene über meinen Gegenstand ausgearbeitete Schriften gewährt habe. Mit uneingefchränkter Freyheit habe ich aus diesen Schriften ausgewählt, was ich zu meiner Abficht dienliches darinn gefunden habe. Befonders habe ich Herrn Banks für die Gefälligkeit zu danken, mit welcher er mir die Memoires de l'Academie de Berlin vom Jahr 1780 zum Gebrauch bey meiner Arbeit überlassen hat. (Adams 1785: 3)

6 Siehe dazu Gansel (2021).

Zudem reflektiert der Autor Grundsätze wissenschaftlichen Arbeitens und des Voranschreitens von Erkenntnis in Relation zu Theorie und Hypothesen in der Eigenlogik der Wissenschaft:

Unfere Kenntniffe find noch so eingeschränkt, und die Geheimnisse der Natur so tief verborgen, daß es schwer zu bestimmen bleibt, ob die angenommene Theorie in der Wahrheit gegründet und der Natur gemäß sey, oder ob uns die Physiker der künftigen Zeit als bloße Kinder ansehen werden, die sich mit unvollkommenen Meinungen und schlecht überdachten Hypothesen befriediget haben. (Adams 1785: 2)

Die Reflexion der Systematisierung bzw. systematischen Darstellung von Erkenntnissen zeigt sich bereits in *Christian Weisens Oratorisches Systema* (1707), das einen Paratext enthält, der mit „An den geneigten Leser“ überschrieben ist und in dem sich der Autor selbst über sein Werk und dessen Einordnung äußert:

Ich bringe nunmehr alle Bücher in Ordnung, welche bißhero von oratorischen Sachen sind geschrieben worden. Denn ich habe mit dem Systemate nicht länger anstehen wollen, welches zu einer guten Ordnung etwas großes helfen sol. [...] *Zwar ein Systema muß im schreiben wol bedacht, und im lesen wol gebraucht werden.* Denn woferne alles drinne stehen sol, so muß etwas darbey seyn, damit sich *junge Leute* vor der Zeit nicht confundiren dürffen. Und eben in diesen Absehen habe ich im ersten Theil die leichten und schweren Fragen sehr fleißig unterschieden.

[...]

Sonsten darff niemand gedencken, als wenn ich die vorigen Bücher auff einmahl hiedurch niedergeschlagen hätte. Denn was die Exempel und manchen Handgriff betrifft, dasselbe wird an vielen Orten weitläuffiger ausgeführet, als in einem kurtzen Systemate nicht möglich ist. Darum *gebrauche man dieses Buch zur Ordnung*, die anderen zur bequemen Erleuterung. (Christian Weise, *Oratorisches Systema*, S. 4–5 [Herv. d. Vf.]

Das an die Jugend gerichtete Buch kann als Lehrwerk durch Lehrer (an den gewissenhaften *informatorem* gerichtet) und Schüler genutzt werden und liefert eine Systematik all dessen, was über mündliche Rede von Weise vorher verfasst wurde. Die Hervorhebungen signalisieren die Intention des Verfassers, gewonnene Erkenntnisse für die Einrichtung der Schule (Jugend, Bildung) zu transformieren. Dafür wird die systematische Aufbereitung von Erkenntnissen als besonders wichtig erachtet. Der Abschnitt ist Ausdruck und Beleg für die Reflexivität des Autors, wissenschaftliche Erkenntnisse für die Bildung und damit für das sich entwickelnde Erziehungssystem bereitzustellen. Ein folgender Abschnitt geht kritisch mit den Verlegern um und zeichnet ein Bild von deren Unvollkommenheit zum Ende des 17. und am beginnenden 18. Jahrhundert, die Weise betroffen macht (er schämt sich):

Wie wohl ich muß mich oft schämen, wenn ich viel curieuse Bücher von den Meinigen wieder aufgelegt sehe, daß alles so schlecht corrigiret, und mit den heßlichsten Shalmtibus verstellert ist. Ich kann auch von denselben Verlegern kein estim machen, die sich mit allen liederlichen und unvollkommenen Druckereyen verwirren, da nicht einmahl die gehörigen Schrifften vorhanden seyn. (Weise 1707: 5)

Aus dieser Reflexion resultiert eine zweite Intention. Er moniert die im 18. Jahrhundert durchaus üblichen Raubkopien in schlechter Qualität als eine Störung⁷, die er als Irritation für sich selbst verarbeitet und an seine Einführung anschließend eine Aufzählung seiner Werke unter den Stichworten „Geistliche Sachen“, „Lateinische Sachen“, „Deutsche Sachen“ anfügt. Zum Schutz der eigenen Leistung listet Weise seine Werke sortiert nach inhaltlichen und sprachlichen Gesichtspunkten minutiös auf und bekundet damit seine Autorschaft, indem er das Muster einer Publikationsliste – und damit einer für den Bereich der Wissenschaft durchaus wichtigen Textsorte – entwickelt.

5 Reflexivität und Indexikalität in Traktaten des 18. Jahrhunderts⁸

5.1 Reflexivität

Die in Abschnitt vier präsentierten Beispiele zeigen, dass problembehaftete Situationen, wie es Raubkopien waren, zu neuen Textsorten führen können, die Vermittlung von Wissen neue Textsorten für spezifische Adressaten erforderte und zahlreiche Reflexionen der Traktatschreibenden das System Wissenschaft mitkonstituieren, sie reflektieren, was Wissenschaft ausmacht. Ein weiteres Ergebnis der Reflexion, dass die Abhebung neuen Wissens von altem, bekanntem Wissen eine Dokumentation erfordert, zeigt sich in der Erstellung und Entwicklung von Literaturverzeichnissen. Ein aufschlussreiches Beispiel dafür ist der Traktat von M. Caspar Höffler über *Rechte Bienen=Kunst*⁹, der in mehreren Auflagen und aneinander anschließenden Bearbeitungen publiziert wurde. Es liegt eine bereits

7 Die Theoretisierung über Rechte an geistigen Leistungen beginnt erst im frühen 18. Jahrhundert.

8 Verschiedene der in diesem Beitrag markierten Positionen zu den einbezogenen Traktaten sind im Masterseminar zur Geschichte von Textsorten im digitalen Sommersemester 2020 am Institut für Deutsche Philologie der Universität Greifswald diskutiert und präsentiert worden. Mein Dank gilt den Studierenden des Seminars Fiona Makulik, Alisa Otte, Helge Kupz, Gregor Möller und Aly Younes.

9 Als Digitalisat verfügbar unter: <http://dl.ub.uni-freiburg.de/diglit/hoeffler1700> (Abruf am 10. März 2020)

1700 erledigte Ausgabe von Christoph Schrot vor, in deren Titelblatt die Publikation des Traktats von Jacobi mit dem Jahr 1568 (*Anno 1568 publicirten Tractat*) vermerkt ist, Höfflers Ausgabe auf 1614 datiert ist und darauf verwiesen wird, dass Schrot „Anitzo aber in richtiger Ordnung verfasst/von unnöthigen entlediget/in vielen mercklichen vermehret und verbessert“ hat. Das Titelblatt verweist auf die 3. Auflage. Verfolgt man die Aufnahme von Höfflers *Bienen=Kunst* weiter, so erscheint sie in weiteren Auflagen. Die Ausgabe von 1741 ist die vierte Auflage, 1753 erscheint eine weitere Ausgabe (sechste Auflage) unter dem Titel *Höfflers Anweisungen zur Bienenzucht, welcher vorgesandt Herrn Maraldi Anmerkungen über die Bienen, mit Holzschnitten. Leipzig*. In weiteren Monographien, die dann über das Titelblatt hinaus auch auf Literatur verweisen, wird Höfflers Bienenkunst vermerkt, so in einem Band zur Bienenzucht von 1779 (in der 2. Auflage 1805) mit dem Titel *Vollständiger Unterricht in der Bienenzucht: nebst einem Repertorium der vorzüglichsten über die Bienenzucht herausgegebenen Schriften / entw. Von Johann Christian Gotthard*. Die angeführte Literatur ab Seite 213 erfolgt sachlich geordnet und beginnt mit Literatur über die Naturgeschichte der Bienen. In K.G. Raschigs *Neuestes vollständiges Handbuch der Bienenkunde und Bienenzucht, nebst einer Anleitung zur vortheilhaftesten Verwendung des Wachses und des Honigs. Als Anhang ein Bienenkalender und eine Übersicht der Literatur der Bienenzucht* (1829) finden sich nun in der chronologisch angeordneten Literaturliste beginnend zwei Verweise auf die Ausgaben der Höfflerschen Bienenkunst/Bienenzucht. Der historisch verbürgte Traktat ist also – so kann geschlussfolgert werden – ein grundlegendes Werk in Hinblick auf die Entwicklung der Bienenzucht. An die in ihm formulierten Erkenntnisse wird angeschlossen und er wird genutzt, um Wissen anzureichern. Von ihm aus wird die Bienenzucht fortgeschrieben. Mit voranschreitenden Erkenntnissen erfolgt ebenso der Wechsel von der ursprünglichen Bezeichnung Bienenkunst zu Bienenzucht. Kunst ist hier zunächst zu verstehen mit Bezug auf das 16. Jahrhundert als „Gemachtes“; später „Wissen, Kenntnis“; „menschliche Befähigung, Fertigkeit, Kompetenz“ (Pfeifer 1989: 946). Es wird offensichtlich im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts durch „Zucht“ ersetzt im Sinne von „planmäßig und auswählend Pflanzen oder Tiere heranziehen“ (Pfeifer 1989: 2045). Der Beginn des historischen, chronologisch geordneten Literaturverzeichnis mit dem Traktat Höfflers signalisiert zudem, dass die Abkehr von Darstellungen zu Bienen aus der Bibel wie sie in dem Ursprungstraktat und seiner Vorrede noch zu finden war, vollzogen wurde. Damit ist im Erkenntnisgewinn auch die Trennung zweier funktionaler Bereiche nämlich die von Religion und Wissenschaft vollzogen.

Die Wahrnehmung dieser Differenz soll in einem weiteren Beispiel beobachtet werden. Die Hebamme Barbara Widenmann hat mit Hilfe ihres Mannes eines der ersten Hebammenlehrwerke verfasst, das 1735 erschien¹⁰: *Kurtze/ Jedoch hinlängliche Anweisung Christlicher Hebammen*. Die Deklarierung als „Anweisung“ bringt diesen Text in die Gattung eines medizinpraktischen Lehrbuches, das die „geschworene Hebamme“ und „Führerin derselben“¹¹ in Augsburg veröffentlicht hat. Den eigentlichen Anweisungstexten gehen Paratexte voraus, die als *Widmung*, *Vorrede* und *Summarischer Inhalt* gekennzeichnet sind. Barbara Widenmann verweist in ihrem Widmungstext auf Gott *und* die Wissenschaft: „in gnädiger Erwägung meiner von GOTT mir in der Hebammen=Wissenschaft verliehenen und durch unermüdlichen Fleiß so wohl bey hohen / als niederen Standes=Personen auf dem Land und in der Stadt erworbenen Experiencz“ (Widenmann 1735: 8). Für den Unterricht von Hebammen und wissend, dass „gründlich=geübte Hebammen“ eine große Verantwortung gegenüber „der gebährenden Mutter / und des erzeugten Kindes Leben nächst GOTT“ haben, verfasste sie „diß gegenwärtige geringe / jedoch versichert nutzliche Wercklein dem allgemeinen Wesen zum Besten durch den öffentlichen Druck bekannt machen“ (Widenmann 1735: 10–11).

Das Werk dient nicht dem Erkenntnisgewinn der Autorin, sondern der Wissensweitergabe und der Kundgabe ihrer Erfahrungen als Selbstgebärende (sie hat 15 Kinder geboren) und als Hebamme, die zahlreiche Entbindungen unterstützt hat. Dennoch bleibt ihr Bezug zur Religion, indem sie ihre Verantwortung gegenüber Gott äußert. In ihrer Vorrede an ihre Hebamenschwestern nutzt sie den Code des Systems Religion (positiv/negativ; gut/böse), um auf die Gewissenhaftigkeit in ihrem Beruf und die erforderlichen Kompetenzen zu verweisen, indem sie verdeutlicht, dass Inkompetenz als mit dem Bösen verbunden betrachtet werden könne und zu keiner seegensreichen Berufsausübung führe:

Jenen Hebammen aber/ welche ihrem Beruff gewissenhaft vorzustehen nicht gelernet/ noch auch ietzo erst zu erlernen ernstlich sich angelegen seyn lassen/ denen/ **sage nicht ich/** sondern der Gegen-Satz aus Gottes Wort/ thut er/ an statt Gutes/ Böses/ an statt des Bauens/ reisset er **ihnen** die Häuser nieder/ oder/ welches eben so viel ist/ er lässet **sie** bey aller ihrer Arbeit zu keinem Seegen gelangen. (Image 00012 [Herv. d. Vf.]

10 B. Widenmann, *Anweisung Christlicher Hebammen*. <http://daten.digital-sammlung.de/0001/bsb00010442/images/> (Abruf am 24. Februar 2020. Die Nachweise im Text entsprechen der Bildzahl im Digitalisat.)

11 S. Titelblatt, *Anweisung Christlicher Hebammen*, Bild 2.

Die Grenzziehung erfolgt gleichfalls ob ihrer eigenen praktischen Orientierung zu den Gelehrten, wenn es beispielsweise um die Erklärung von Fehlbildungen geht. Mit den Personalpronomen *wir* und *sie* wird diese Grenzziehung markiert:

Wir wollen uns aber hier nicht darmit aufhalten/ wie diese Gewächse wachsen/ woher und aus was Ursache sie entstehen/ und was dergleichen Tieffsinngigkeiten mehr seynd. Dieses und dergleichen alles gehet die Gelehrte an. *Wir* wollen solches gleichwohlen **sie** ausmachen lassen. *Uns Hebammen* aber liegt hierinn allein ob... (Images 00097-00098 [Herv. d. Vf.]

Zusammenschauend und abstrahierend zu den aufgeführten Beispielen und Belegen kann Reflexivität mit Blick auf die historische Textform Traktat als das Überschreiten kommunikativer Grenzen bzw. die Reflexion dessen verstanden werden, was und auf welche Weise kommuniziert wird. In den untersuchten Traktaten kann ein Reflexivwerden von Kommunikation hin zur Moderne beobachtet werden (Gansel 2019a, 2019b). Von daher lassen sich Traktate einerseits als von Bewusstseinen produzierte Texte beobachten, andererseits werden selbstreferenzielle Bezüge zu sozialen Systemen sichtbar, die „Sinn für soziale Operationen verfügbar machen“ (Bohn und Petzke 2013: 135).

Niklas Luhmann unterscheidet drei Formen der Selbstreferenz, in denen die Zuordnung zu einem *Selbst* vorgenommen werden kann: basale Selbstreferenz, Reflexivität, Reflexion. „Von basaler Selbstreferenz wollen wir sprechen, wenn die Unterscheidung von *Element* und *Relation* zu Grunde liegt“ (Luhmann 1988: 600 [Herv. i. O.]). Die Hebamme Widenmann verdeutlicht beispielsweise in ihrer Vorrede, dass ihre Erfahrungen aus der Geburt der eigenen Kinder erwachsen, dass sie selbst keine Wissenschaftlerin sei und ihr Mann, der Arzt war, sie deshalb beim Schreiben des Lehrbuches unterstützt hat. Ebenso ist die Auflistung der eigenen Werke durch Weise eine solche basale Selbstreferenz jedoch mit Folgen für weitere Selektionen.

Von Reflexivität kann gesprochen werden, wenn Ereignisse in der Differenz von Veränderungen in vorher/nachher beobachtet werden, so wenn der Kommunikationsverlauf kommentiert wird (beispielsweise im Andersschreiben/ Umschreiben von Traktaten bei Erkenntnisfortschritt).

Reflexive Prozesse können entsprechend Strukturen, also auch die Strukturen von Kommunikation verändern. Das bedeutet letztlich, dass bestimmte Grundformen der Kommunikation selektiert werden und für weitere Kommunikationen zur Verfügung stehen. Reflexion nun basiert auf der Wahrnehmung der System/Umwelt-Differenz, erst in dieser Form wird Selbstreferenz als Systemreferenz deutlich (z. B. die Markierung der Differenz von Gott, Wissenschaft und Hebammenpraxis), in der nun auch sprachlich Differenzen bezeichnet und in

der Kommunikation als Selbstbeobachtung und Selbstbeschreibung erkennbar werden. Wird zudem die System/Umwelt-Differenz in die Kommunikationen des eigenen Systems einbezogen, entsteht Rationalität. „Rationalität kann mithin nur über Reflexion erreicht werden, aber nicht jede Reflexion ist rational“, notiert Niklas Luhmann (1988: 617).

Was Luhmann hier formuliert, lässt sich exemplarisch an den bereits an anderer Stelle untersuchten Traktaten belegen. Traktate des 18. Jahrhunderts erarbeiten durch ihren reflexiven Charakter die Aushandlung der Rationalität eines sozialen Systems mit. Sie bilden selbstverständlich keine Theorien, sind jedoch an basalen systembezogenen Operationen als wissenschaftliche Kommunikationen beteiligt.

5.2 Indexikalität

Auch wenn die Reflexivität, wie bereits verdeutlicht wurde, durch sprachliche Mittel indiziert wird und es in diesem Beitrag um Textkommunikationen geht, soll dennoch weiterhin und in einem zweiten Schritt auf die in der Gesprächsanalyse vertieften interaktiven Verfahren (vgl. Brinker und Sager 2001: 116–137) zurückgegriffen werden. In Reflexivität sehen Brinker und Sager die Metasprachlichkeit von Aussagen, und reflexive Verfahren werden durch die Indexikalität sprachlicher Äußerungen fassbar (Brinker und Sager 2001: 120). Reflexivität und Indexikalität gehen also – so könnte man sagen – Hand in Hand. So wie in der zitierten Passage aus Adams (1785): Mit dem Prädikat „wird übergangen worden sein“ drückt Adams die Versicherung der soliden Wiedergabe des Forschungsstandes aus; das Plagiat wird als zu negierende Praktik in der Wissenschaft gekennzeichnet und in seinem Buch mehrmals zurückgewiesen, ohne dass zitiert würde oder ein Literaturverzeichnis vorhanden ist.

Ausgehend von Interaktionssituationen und damit von Gesprächen unterscheiden Brinker und Sager thematische, aktionale und personale Indexikalität, die in diesem Beitrag für Textkommunikationen produktiv gemacht werden sollen. Dies bietet sich für Traktate des 18. Jahrhunderts an, da sie gerade im Rahmen ihrer Paratexte einen starken interagierenden, Rezipienten ansprechenden und das eigene Handeln reflektierenden Charakter tragen. Für den sinnkonstituierenden Prozess der Textkommunikation muss ein Thema nutzbringend verwendet werden können. Darauf bezogen wird von Themenprägnanz gesprochen. Personale Indexikalität bedeutet einmal Absicherung der Intentionalität, zum anderen sichert sie die Adressierung des Textes. Die aktionale Indexikalität schließt neben gültigen Interaktionsnormen die Bedeutsamkeit der Äußerungen

relativ zu einem bestimmten sozialen Bereich bzw. zu einem sozialen System der Gesellschaft ein (Brinker und Sager 2001: 134–135).

Da in den vorangegangenen Ausführungen Themenprägnanz im Sinne der Anreicherung von Wissen in einem Erkenntnisfeld (z. B. Bienenzucht, Geburtshilfe) bereits angesprochen und in den Ausführungen zu Reflexivität die aktionale Indexikalität offensichtlich wurde, konzentriert sich der letzte Abschnitt auf die personale Indexikalität und schließt dabei Widmungen als Paratext zur Beziehungsgestaltung sowie die Verwendung des Personalpronomens in der ersten Person Singular oder Plural *ich/wir* in Verbindung mit Autorfiguren ein. Es handelt sich dabei um zwei weitere Faktoren, die das Wissen um die Art und Weise, wie über Wissen und in der Wissenschaft kommuniziert werden muss, signalisieren. Sie sichern Anschlusskommunikation und sind weitere Indikatoren dafür, dass Kontext in der Textkommunikation selbst hervorgebracht wird. Die Selbstbezüglichkeit zum System Wissenschaft wird im Text selbst auch durch diese Indikatoren geschaffen. In diesem Kontext ist zu betonen, dass die personale Indexikalität nicht immer klar von der aktionalen zu trennen ist.

5.2.1 Paratext Widmung zur Beziehungsgestaltung

Im folgenden Abschnitt soll exemplarisch anhand von drei Beispielen gezeigt werden, wie sich einmal gültige Interaktionsnormen in Widmungen und damit Würdigungen, die als Paratexte Vorreden der Traktate vorangestellt wurden, wandeln.¹² Auf mehreren Seiten formulierte Widmungen lassen sich als Textkommunikationen der Beziehungsgestaltung einordnen. Sie erweisen sich nicht nur als Reflex eines bestimmten starren gesellschaftlichen Kontextes, ihre Wandlung in der Ansprache bestimmter Personen oder in Bezug auf Gott ist Ausdruck der Herstellung eines sich wandelnden Kontextes.

Das erste Beispiel, der Traktat von der *Bienen=Kunst* (später Bienenzucht), bildet – wie bereits notiert – in seiner Editions Geschichte und seiner Relevanz für den naturkundlichen, wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn zu Bienen ein prototypisches Beispiel für die in der zusammenfassenden Tabelle 1 angesprochenen Faktoren zur Kontextualisierung wissensbezogener Kommunikation. Der 1741 vom Verleger M. Christoph Schrot herausgegebene Traktat über die

12 Es sei angemerkt, dass die bisher untersuchten Traktate und Abhandlungen des 18. Jahrhunderts Gansel (2019a, 2019b, 2021) kaum Widmungen enthielten und deshalb die drei zur Verfügung stehenden Beispiele genutzt werden. Es kann also davon ausgegangen werden, dass die Form der Widmung, wie sie hier in Erscheinung tritt, nicht mehr benötigt wird. Die Textsorte selbst geht dennoch nicht verloren.

Bienenkunst wurde bereits in Gansel (2019b) zur Erfassung reflexiver Momente wissenschaftlicher Kommunikation herangezogen. An dieser Stelle soll zunächst auf den benannten Zweck des Traktats und seinen Adressaten verwiesen werden, der recht eng geführt wird. So heißt es im Titel [Herv. d. Vf.]: *Woraus ‚ein fleißiger Haus=Vater‘ gründlich lernen kann, wie eine Bienen=Zucht anlegen, solche in Person wohl abwarten, und fruchtbarlich geniessen können.*

In der Ausgabe von 1700 ist der Vorrede Schrots, der Pastor war, eine Widmung für die Obrigkeit vorangestellt. Diese stammt aus dem Jahr 1659 und ist von Schrot unterzeichnet. Sie wird in der Ausgabe von 1741 allerdings nicht mehr eingebunden. Die Anrede lautet wie folgt:

Dem Hoch-Edelgeborenen / Gestrengen und Besten/ Herrn Kurtz Bösen/ uss Salitz/ Reinharts/Hänichen und Menckersdorff/ u. Churfl. Durchl. zu Sachsen/ u. hochwohlbestalten Rath / der Chur Sachsen Erbmarschall/ u. wie denn auch der Löblichen Landschaft des Herzogthums Altenburg Directorn, & Meinem insonders hochgeehrten Herrn respectue Gevatter und hochgeneigten Patron. Von Gott dein Vater Gnade / Friede / Segen / glückliche langlebige Regierung durch Christum JEsu / in Krafft des heiligen Geistes neben meinem andächtigen Gebet zuvor. Hoch=Edler Herr Hoff=Rath/ u. respectue Gevatter.¹³

Diese Anrede führt in eine „Zu=Schrift“ religiösen, die Obrigkeit verehrenden Inhalts. „Oh wie gar viel Gaben / muß der Hausstand haben. Daß in der christlichen Kirche diß mit Warheit gesungen werde / erhellet klärlichen / wenn man anstrebet den I. den geistlichen Lehrstand [...]. 2. Den weltlichen Regentstand [...] 3. Den häußlichen Nehrstand“ (Höffler 1700: 2–5).

Die Ausführungen ehren Gott und den Regenten. Erkennbar ist eine Argumentation dahingehend, dass in Bezug auf die angesprochenen Personen und die religiöse Ansprache die Bienenzucht die Obrigkeit zu ehren und Gott zu gefallen erfolgt. Eine andere dominante Zwecksetzung ist noch nicht erkennbar. Die Würdigung ist Produkt und Indikator für eine stratifizierte Gesellschaft und die Dominanz der Gottbezogenheit allen Schaffens.

Etwa 50 Jahre später erweist sich die Perspektive als eine ganz andere. In seiner Vorrede zu dem Werk *Dreimal sieben Vortheile in der Bienenzucht mit 60 Beispielen für Ober- und Niedersachen. Aus meist eigener Erfahrung* benennt der Autor Georg Stumpf (1795: VII) in Ausweitung auf die Wirtschaft die „Landwirthschaft“ und die „deutschen Staaten“ als Adressaten für die Beachtung der Bienenzucht als Wirtschaftszweig. Die Zwecksetzung folgt nun in völliger

13 Erstes Blatt der Ausgabe von 1770 der Würdigung, die aus vier Seiten besteht.

Abhebung vom geistlichen Lehrstand, von einem weltlichen Regenten oder einem lediglich häuslichen Nährstand:

Man giebt sich viel Mühe, die Landwirthschaft in Aufnahme zu bringen, alle mögliche Produkte selbst zu erzeugen, Manufakturen und Commerzien zu erweitern, um den Ausfluß des Geldes [in andere Staaten, d. Vf.] zu verhindern, allein an die Verbesserung und Vermehrung der Bienezucht will man nicht ernstlich und sorgfältig denken.

Auch das Lehrbuch von Barbara Widenmann enthält als ersten Paratext die vorangestellte Widmung. Zunächst erfolgt die Ansprache der zu würdigenden Personen (in diesem Falle Herren):

Denen Hoch=Wohl=Edel=Gebornen/Hoch=Edlen/Gestrengen Herren/ Herrn Joseph Wilhelm Langenmantel/ von Westheim u. Dann [...] Wie auch Herr Frantz Joseph Ignatius Imhof / v. Spihlberg und Herr [...] Sämtlichen des Innern Raths/ und Resp. Perpetuirlich=und alternirenden Herren Bau=Meistern dieser des Heil. Römischen Reichs Stadt Augspurg. u.u. Meinen Gnädig=gebietenden und Groß=günstigen Herrn. Hoch=Wohl=Edel=Geborne/Hoch=Edle/ Gestrengel/ Gnädig=gebietende/ Groß=günstige Herren (Widenmann 1735: 4–5)

Die Würdigung erfolgt in Hinsicht auf „Ein Wohl=Löbl. Bau=Amt“, das

von sich selbst die eyferigste Vorsorge für das allgemeine Wohlseyn höchst=rühmlich zu tragen pfelet [...] mithin auch zum Besten der Nothleidenden taugliche und qualificirte Personen auszufinden trachtet [...] Um so gnädiger und hochgeneigter hat auch Ein Wohl=Löbl. Bau=Amt solche hohe Gnade mir/ als Dero demüthigsten Dienerin/ im Werck bezeuget und angedeyen lassen. (Widenmann 1735: 6–7)

Barbara Widenmann würdigt, dass das Bauamt sie mit einer Hebammenstelle bedacht und als Hebammenführerin „denominiret“ hat¹⁴ und drückt mit „unterthänigster Danck=Abstattung“ gegenüber „dem Wohl=Löbl. Bau=Amt“ ihren Dank für die Zuschreibung dieser Funktion aus (Widenmann 1735: 10–11). Sie dankt also einer städtischen Institution, welches sie als „Wohl=Löbl. Bau=Amt“ – als zu lobendes Bauamt – preist, sie sieht sich selbstreferentiell als Angehörige einer Wissenschaft, dies dominiert gegenüber einem gottgefälligen und gottesfürchtigen Tun. Zwar betont die Autorin, dass Gott ihr die Hebammenwissenschaft verliehen hätte, sie fügt jedoch ihren eigenen Fleiß und ihre Praxis als Hebamme hinzu und widmet das Lehrwerk den Herren des Bauamtes,

14 Das Bauamt gehört im 18. Jahrhundert neben dem Einnehmeramt (z. B. Steuern) in Augsburg zum Ämterwesen der Stadt (https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Augsburg_Reichsstadt_Territorium_und_Verwaltung#.C3.84mterwesen, letzter Zugriff 28.06.2020). Es war u. a. für Wasserbauten, städtische Gebäude und Hebammen zuständig.

die nicht als Obrigkeit, sondern als institutionelle Funktionsträger einzuordnen sind.

Das dritte Beispiel belegt die Beziehung zwischen Wissenschaftlern und kennzeichnet durch die verwendete Lexik die entsprechende Teildisziplin im System der Wissenschaft (insbesondere der Chemie und der Naturwissenschaft) in seiner Selbstbezüglichkeit. Dem *Chemischen Journal für die Freunde der Naturlehre, Arzneylehrtheit, Haushaltungskunst und Manufacturen. Entworfen von D. Lorenz Crell, der theoretischen Arzneylehrtheit, und der Materia medica ordentlichem öffentlichem Lehrer auf der Julius Carls Universität. Vierter Theil. Lemgo, im Verlage der Meyerschen Buchhandlung, 1780* ist eine vier Seiten umfassende Widmung und Würdigung vorangestellt, sodann folgen „Chemische Abhandlungen“. Die Widmung von Crell gilt „Dem Herrn D. Friedrich August Cartheuser Hochfürstl. Hessen=Darmstädtischen Ober=Berggrathe, der Arzneylehrtheit und der Naturlehre Professor zu Gießen, der Landgräfl. Hessischen Acad. der Wissensch. Und des Churfürstl. Maynz. und anderer gelehrten Gesellschaften Mitgliede“ (Crell 1780: 1). Mit dieser Widmung wendet sich der Wissenschaftler an den Wissenschaftler. Die Widmung ist Ausdruck wissensbezogener Kommunikation, indem sie die Leistungen des Angesprochenen in umfangreichen Nominalkonstruktionen würdigt:

der große Umfang Ihrer Kenntnisse in der gesamten Naturwissenschaft, in Ihren belehrenden Schriften, so zahlreiche Beweise, ganz vorzügliche Hochachtung von allen Naturkundigen, besonders den Chemisten und Aerzten, chemische Kenntnisse zur Eintheilung und Untersuchung der Mineralien, einer der ersten Plätze, diese ungemeynen Verdienste um die Chemie, durch ihre praktische Anwendung auf das gemeine Beste, und durch die Bildung vieler jungen geschickten Scheidekünstler, Dank von allen Liebhabern dieser Wissenschaft gegen Sie. (Crell 1780: 1–3 der Widmung)¹⁵

Die drei Widmungsbeispiele zeigen den Übergang von einer stratifizierten, im Tun gottgefälligen und gottesfürchtigen hin zu einer funktional ausdifferenzierten Gesellschaft, in der das entsprechende System Wissenschaft selbstreferentiell indexikalisiert wird. Die Beispiele zeigen, dass die Widmung als paratextuelle Textsorte nicht verlorengelht, vielmehr zeigt die funktional bestimmte Adressierung den gesellschaftlichen Wandel an und sanktioniert obrigkeits- und

15 Während der Widmungstext der neuhochdeutschen Syntax verpflichtet ist (moderate Satzlänge, Wechsel von Hypotaxe und Parataxe, postpositive Genitivattribute, Passivkonstruktionen, Infinitivkonstruktionen) und ein klarer Stil kennzeichnend ist, geht die Widmungsadressierung etwas hinter diesen Stand zurück, indem Genitivattribute vorangestellt werden und der Text mit der Respekt bezeugenden Formel *Dero gehorsamster Diener* endet.

gottbezogene Würdigungen. Der Anschluss an die Gemeinschaft von Forschenden erhöht offensichtlich die Wahrscheinlichkeit wissenschaftlicher Kommunikation.

5.2.2 ICH, WIR, *Eigenreferenz*¹⁶

Deml verweist mit Bezug auf die aktuelle Forschung darauf, dass es in wissenschaftlichen Texten „zu einer differenzierten Betrachtung des *ich*- und *wir*-Gebrauchs gekommen ist“ (Deml 2015: 74) und gerade in neueren wissenschaftlichen Texten der Gebrauch von *ich* in Abhängigkeit von der wissenschaftlichen Textsorte und der Fachdisziplin präferiert wird. Im historischen Kontext stellt Deml (2015) die Bedeutung der verwendeten Personalpronomen in der ersten Person Singular und Plural zusammen. Für das 18. Jahrhundert ermittelt sie im Rahmen ihrer Untersuchungen zu „wissenschaftlichen Artikeln“ die folgenden Gebrauchspräferenzen: der *ich*-Gebrauch liegt quantitativ weit über dem *wir*-Gebrauch, der Gebrauch von *wir* für Autorenkollektive kann ausgeschlossen werden. Der *wir*-Gebrauch könne auf den Autor selbst referieren, auf eine Gruppe oder auf den Autor selbst und eine Gruppe der Leser. Der *pluralis majestatis* wird von Deml für wissenschaftliche Artikel des 18. Jahrhunderts eher ausgeschlossen. Grundsätzlich fördern die von uns untersuchten Traktate und Abhandlungen in Hinsicht auf den Gebrauch der Pronomen Ähnliches zutage. Betrachtet man nun einige Beispiele und Einschätzungen Demls unter Berücksichtigung des Gebrauchs von *wir* als Kontextualisierungshinweis, könnte jedoch ebenso zu anderen Ergebnissen gelangt werden. So zu folgenden beiden Beispielen:

- a) (150) *Hr. Woulfe schlug einen ähnlichen Weg ein, um diese Absicht zu erreichen, von welcher er uns in einem Briefe an Hrn. Ellis Nachricht giebt.* (Gmelin, 25, 28–26, 2) (Deml 2015: 174 [Herv. i. O.])
- b) (153) *Um die Wahrheit dieser Theorien zu erforschen, müssen wir prüfen: (...)* (Gren, 5, 9–10) (Deml 2015: 174 [Herv. i. O.]

16 Auflexikalische Eigenbenennungen der Textproduzenten und Fremdbenennungen der Rezipienten kann in diesem Beitrag nicht mehr eingegangen werden. Zu beobachten ist, dass von Wissenschaft und Wissenschaftlern kaum die Rede ist, vielmehr tauchen die Lexeme *Gelehrter*, aber auch in Hinsicht auf ein breiteres *Publikum* als das der Gelehrten *Freunde* oder *Liebhaber* auf. Die Lexeme *Freunde* und *Liebhaber* deuten darauf hin, dass mit derartigen Adressierungen noch nicht die im Kern der Wissenschaft tätigen Personen angesprochen sind, sondern die Zugänglichkeit zu Wissen für ein breites Publikum perspektiviert wird.

Bezüglich des Beispiels unter a) schwankt Deml zwischen Einzelpersonenreferenz und Referenz auf die Forschergruppe. Beachtet man jedoch, dass Briefe im 18. Jahrhundert durchaus zum wissenschaftlichen Austausch genutzt wurden, kontextualisiert *wir* die Forschergruppe selbst. Denn letztlich werden drei Personen benannt – *Gmelin* als Autor des zitierten Textes, *Woulfe* als Briefschreiber, Adressat *Ellis*. Als konventionelle Implikatur schwingt mit, dass der Brief auch anderen Forschern über einen Sachverhalt Auskunft gab und er auch von namentlich Nicht-Adressierten gelesen bzw. diesen zur Verfügung gestellt wurde¹⁷. In Bezug auf b) begründet Deml (2015: 174–175) die Referenz auf einen Einzelforscher mit dem „Bescheidenheitsplural“, vermutet im *wir* jedoch auch die Forschergemeinschaft. In Hinsicht auf *wir* als Kontextualisierungshinweis ist aus unserer Sicht wiederum die Selbstreferenz auf das Wissenschaftssystem und damit auf die Forschergemeinschaft gerichtet. Es handelt sich um ein reflexives *wir*, das die Forschergemeinschaft mit der Verwendung des Modalverbs *müssen* in die Pflicht nimmt, im Sinne des symbolisch generalisierten Mediums der Wissenschaft, nämlich *Wahrheit*, vor dem Hintergrund von Theorien als Programmen der Wissenschaft zu reflektieren. Das reflexive *wir* der Forschergemeinschaft operiert hier nun in der Rationalität des Wissenschaftssystems.

Für die in Gansel (2019a, 2019b, 2021) und in diesem Beitrag untersuchten Traktate und Abhandlungen des 18. und frühen 19. Jahrhunderts kann wie bei Deml (2015) herausgestellt werden, dass das Personalpronomen in der ersten Person Singular dominiert. Es werden „eigene Einschätzungen und Bewertungen“, „Erkenntnisse und Handlungen, die zu Erkenntnissen führen“ oder die „Beschreibung der Art und Weise des Vorgehens“ durch die Verwendung von *ich* signalisiert (Deml 2015: 175–176). Das verwendete *ich* kontextualisiert die beginnende Beschreibung und Reflexion wissenschaftlichen Arbeitens mit Referenz auf sich selbst und das eigene methodische Vorgehen oder metasprachliche Äußerungen in Hinsicht auf vorhandene Publikationen.

Die Dominanz des *ich*-Gebrauchs in den von uns untersuchten Traktaten korrespondiert mit den von Steiner (2002: 106) ausgemachten Autorschaftsinzenzenierungen um 1800, die „einem stark individuell empfundenen Legitimationsdruck“ entsprechen und bereits durch das 18. Jahrhundert hindurch präsent sind, wie wir feststellen konnten. Dabei darf nicht unberücksichtigt bleiben, dass es der Autorin und den Autoren in der Tat um die eigenen Gedanken, Wahrnehmungen und Erfahrungen geht, die sich im Laufe des 18. Jahrhunderts

17 S. dazu in diesem Beitrag auch Alexander von Humboldts *Ueber Grubenwetter und die Verbreitung des Kohlenstoffs in gnostischer Hinsicht* (1795).

erst allmählich zu aneinander anschließendem Erkenntnisgewinn anschließen und erst allmählich zur Verallgemeinerung werden. Einen wesentlichen Beitrag dazu leisten Literaturverzeichnisse, direkte Zitate und nachvollziehbare Literaturverweise. Lediglich letztere sind in den hier untersuchten Traktaten zu finden.

Vor diesem Hintergrund kann der *ich*-Gebrauch mit der von Steiner (2002) ausgemachten „symbolischen Autorfigur“ in Verbindung gebracht werden. Vor allem in den Paratexten wird diese Autorfigur sichtbar, wenn sie sich selbst narrativ vorstellt und ihre Kompetenz als Hebamme herausstellt (Widenmann), Anspruch auf ein Themenfeld erhebt (Weise, Frisch, Adams, Humboldt) oder im Austausch die Zustimmung der Forschungsgemeinschaft einholen möchte (Humboldt). Authentizität und beglaubigte Sinnhaftigkeit stehen bei dieser Autorfigur im Vordergrund. Steiner (2002: 100) hebt hervor, dass ebenso die „ikonische“ und die „indexikalische Autorfigur“ charakteristisch für das 18. Jahrhundert und die Übergänge fließend seien.

Um abschließend ein prominentes Beispiel zu wählen, seien einige Anmerkungen zum Gebrauch von *ich* und *wir* in Alexander von Humboldts (1795) *Ueber Grubenwetter und die Verbreitung des Kohlenstoffs in gnostischer Hinsicht* angebracht. Der 21 Seiten umfassende Text beruht auf einem Brief, der sodann in einem Sammelband als wissenschaftlicher Artikel bzw. als wissenschaftliche Abhandlung zur Veröffentlichung gelangte. Formen der Deagentivierung sind in dem Text nicht zu beobachten. Mit dem Indefinitpronomen *man* wird auf andere Gelehrte referiert. Humboldt spricht stets in der ersten Person Singular von sich, seiner Forschung, Erkenntnis und seiner Meinung, seinen Gedanken und Fragen (z. B. „wenn ich mich nicht verzählt habe“). *Ich* wird in 73 Fällen verwendet. Er spricht von „meinen Versuchen“ (Humboldt 1795: 102, 103, 108, 114, 118) oder „meinen Vermutungen“ (Humboldt 1795: 112) oder „meinen Beobachtungen“ (1795: 99).

Mit *wir* sind unterschiedliche Gruppen gemeint: z. B. a) Wissenschaftler, die gemeinsam etwas wahrnehmen: „In der dephlogistisirten salzsauren Luft sehen *wir* ja vor unsern Augen feste Körper, (wie die reine Kohle des Diamants,) luftförmig werden, und aus dem Luftzustande zusammengerinnen“ (Humboldt 1795: 100–101 [Herv. d. Vf.]); b) Menschen eines Lebensraumes und Zugehörige zu einer Region: „*Wir* Menschen, die wir auf dem Boden eines Luftmeeres wohnen“ (Humboldt 1795: 105 [Herv. d. Vf.]); „Ich freue mich unendlich, daß ein Mann von Ihrem Talente sich an die Untersuchung *unsrer* Wetter macht.“ (Humboldt 1795: 99 [Herv. d. Vf.]); c) Herr Killinger und Humboldt: „*Wir* ließen die Blende hinter uns schließen. Die Beängstigung, die *wir* fühlten, war sehr groß“ (Humboldt 1795: 107 [Herv. d. Vf.]).

Humboldts Artikel beginnt mit der höflichen Ansprache (*Sie*), dabei kann zunächst Professor Lampodius gemeint sein, an den der Brief ursprünglich gerichtet war. In dem Sammelband ist es nun vage, ob nicht auch andere Forscher (Geognostiker) in das Pronomen eingeschlossen sind.

So wenig ich auch gestimmt bin, meine erst seit fünf Jahren ununterbrochen fortgesetzten geognostischen Beobachtungen zu vereinzeln, und in ihrer jetzigen Unreife bekannt zu machen; so kann ich doch, nach so langem öffentlichen Stillschweigen, dem Wunsche nicht widerstehen, mich mit *Ihnen* über *Ihre* scharfsinnigen chemischen Bemerkungen, (im N. Bergm. Journal B. I. S. 79.) zu unterhalten. Ich freue mich unendlich, daß ein Mann von *Ihrem* *Talente* sich an die Untersuchung unserer Wetter macht. (Humboldt 1795: 99 [Herv. d. Vf.]

Der Austausch, die Unterhaltung, wird zwar zunächst an einer Person orientiert initiiert, in der Veröffentlichung des Briefes als Artikel verändert sich möglicherweise die Bedeutung der höflichen Anrede *Sie* wie in dem folgenden Beispiel, das bereits auf Interdisziplinarität anspielt: „Sie sollen nächstens in Hrn. Grens Journal etwas geognostisches über Hagelkörner lesen, die ich mit sechsseitigen, 3 Linien langen, Tafeln, (vollkommene Schwerspathkrystallisation,) besetzt fand. So müssen Chemie, Physik und Geognosie sich die Hände bieten.“ (Humboldt 1795: 101) Die Anrede *Sie* verweist auf eine Person, implizit mitgemeint sein kann jedoch aufgrund der Einbindung in einen wissenschaftlichen Artikel eine Gruppe von Forschern. Im Übergang vom wissenschaftlichen Brief zum wissenschaftlichen Artikel verändert sich der Adressatenkreis von einer Einzelperson/einem Einzelforscher zu einem erkennbaren Forscherkollektiv. Dies ist als ein kritischer Punkt zu vermuten, in dem zu *man* und zu Formen der Deagentivierung übergegangen werden kann.

In Hinsicht auf Alexander von Humboldt wurde festgestellt, dass in seinem Text über die Grubenwetter über die symbolische Autorfigur hinaus, in der er sich als epistemische Autorität darstellt, auch die ikonische und die indexikalische Autorfigur in Erscheinung (z. B. „Warum ist man nicht überall aufmerksam darauf?“, „Wenn ich mich nicht verzählt habe?“ [Humboldt 1795: 103]) treten. Die rhetorischen Fragen indexikalisieren hier die Selbstreflexivität des Autors. Zur ikonischen Autorfigur heißt es bei Steiner: „Die Manifestation dieser ikonischen Figur beruht weniger als die symbolische Figur auf einer nach außen projizierten, autorschaftlichen Illusion eines realistisch zu denkenden Autors im Sinne der weiter oben angesprochenen intellektuellen Urheberchaft, es geht vielmehr um ein aus dem sprachlich vermittelten Verhaltensbild abgeleitetes Charakterbild der autorschaftlichen Instanz“ (Steiner 2002: 100).

Humboldts Versuchsbeschreibung mit Hrn. Killinger erweisen sich als ein solches „aus dem sprachlich vermittelten Verhaltensbild abgeleitetes Charakterbild der autorschaftlichen Instanz“. In Humboldts detaillierten Beschreibungen von Versuchen und seiner Vorgehensweise schafft er par excellence ein Abbild von sich als Forscher: Ein Forscher, der akribisch vorgeht, die Versuche theoretisch und methodisch durchdenkt und am eigenen Leib durchführt. Zudem verweist Humboldt auf seine eigenen Werke und Schriften.

6 Fazit

Traktate und Abhandlungen des 18. Jahrhunderts sind eine bedeutende Quelle, die Auskunft über die Schaffung eines Kontextes des wissenschaftlichen Schreibens geben.

Reflexivität und Indexikalität in der sich entwickelnden wissenschaftlichen Kommunikation stellen sicher, dass dieser Typ der Kommunikation immer wahrscheinlicher wird und in der Selbstbeschreibung des Systems seine Funktion (Elizitierung neuen Wissens), Leistung (Bereitstellung des neuen Wissens zum Nutzen für andere Bereiche der Gesellschaft), sein Medium (Wahrheit), die Codierung (wahr/falsch) und Programme (Theorien und Methoden) hervorgebracht werden. Kontextualisierung in historischer Perspektive auf Modernisierung im 18. Jahrhundert bezogen bedeutet, dass sich modernisierende Systeme in der Selbstbeschreibung selbst wahrnehmen und konstituieren. Der in Kommunikation (unbewusst und bewusst) mit- und eingeführte Wissenskontext und sprachlicher Kontext generieren die Eigenlogik des entsprechenden sozialen Systems, seiner Kommunikations- und Handlungsmuster.

Abschließend nun lässt sich zusammenfassen, dass eine systemtheoretische Unterfütterung mit Kategorien wie Modernisierung, Unwahrscheinlichkeit von Kommunikation, Reflexivität/Selbstreferenz auf Bewusstsein wie Systeme, Eigenlogik, Funktionalität und Adressiertheit von der Gesellschaftsform her gedacht eine Perspektive einbringt, die zur Erfassung der Konstituierung eines sozialen Kontextes und eines Wissenskontextes, zur Art und Weise wissensbezogener Textkommunikation in Texten führt. Ein reflexiv gewordener systembezogener Wissenskontext schreibt sich in Textkommunikationen ein und wird kontextualisierend (reflexiv und indexikalisch) reproduziert.

Vergleicht man die einbezogenen Traktate und Abhandlungen, so ist mit dem Text Alexander von Humboldts am Ende des 18. Jahrhunderts das Muster für einen wissenschaftlichen Text verfügbar, das eine Terminologie prägt, in eigene Reflexionen die Forschungsgemeinschaft einbezieht, zwar ohne Literaturverzeichnis operiert, jedoch recht genaue Angaben bei indirekten Zitaten

verwendet und den Zweck der Forschung fest im Blick hat. Mit der Tabelle 1 werden die Ergebnisse dazu zusammengefasst, inwiefern Traktate und Abhandlungen in Hinsicht auf einen Wissensbereich/die Wissenschaft diesen Bereich reflexiv bearbeiten und dabei durch sprachliche Mittel indizieren, d. h. diesen Bereich in Textkommunikationen kontextualisieren und damit die Wahrscheinlichkeit wissenschaftlicher Kommunikation erhöhen.

Tabelle 1: Parameter von Kontextualisierung in Textkommunikationen von Traktaten des 18. Jahrhunderts

	Reflexivität	Indexikalität
Thematisch	<ul style="list-style-type: none"> - Wissenskompilierung für einen gesellschaftlichen Bereich - Wahrnehmung der System/Umwelt-Differenz - Plagiat - altes/neues Wissen - wahr/falsch 	<ul style="list-style-type: none"> - Paratexte (Der Verleger, An die Leser) - Transtextualität
Aktional	<ul style="list-style-type: none"> - Gültige Interaktionsnormen oder ihre Suspendierung - Bedeutsamkeit für einen sozialen Bereich, pragmatische Nützlichkeit 	<ul style="list-style-type: none"> - <i>Widmung als Paratext</i> - Bezüge auf Gott, Gottesfürchtigkeit und Gotteswohlgefälligkeit - Bildungen mit dem Morphem <i>nütz*</i> - Ablösung des Morphems <i>nütz*</i> durch z. B. Preise, Geld
Personal	<ul style="list-style-type: none"> - Adressierung - Soziale Rolle der Textproduzentinnen und Textproduzenten - Absicherung der Intention 	<ul style="list-style-type: none"> - <i>ich – wir</i> - <i>Liebhaber, Gelehrte, Wissenschaftler</i> - erklären, argumentieren, beschreiben

Quellen

- Adams, George. 1785. *Versuch über die Electricität, worinn Theorie und Ausübung dieser Wissenschaft durch eine Menge methodisch geordneter Experimente erläutert wird, nebst einem Versuch über den Magnet auf*. Leipzig.
- Crell, Lorenz. 1780. Dem Herrn Friedrich August Cartheuser (Widmung). In Lorenz Crell (Hg.), *Chemisches Journal für die Freunde der Naturlehre, Arzneygelahrtheit, Haushaltskunst und Manufacturen, Vierter Theil*, Lemgo.

- Frisch, Leonhard. 1730. *Beschreibung Von allerley INSECTEN In Deutschland, Worinnen in der Vorrede von Hr. Joh. Schwammerdams Tractat von den Insecten einige Nachricht überhaupt enthalten. In den folgenden aber auch vieles von demselben Insonderheit durchgegangen wird.* Berlin.
- Höffler, M Caspari. 1700. *Rechte Bienen=Kunst / Aus NICOL. JACOBI Schlesiens/ weyland Anno 1568 publizirten Tractat [...] Anitzo aber in richtiger Ordnung verfasset/von unnöthigen entlediget/in vielen mercklichen vermehret und verbessert/ durch M. Christoph Schrot, Grimma, Pfarrern zu Langen=Leube im Oberhain.* EDITIO TERTIA. Leipzig. <http://dl.ub.uni-freiburg.de/diglit/hoefler1700> (Abruf am 01. Juni 2018).
- Höffler, M. Caspar. 1741. *Rechte Bienen=Kunst. Aus Nicolai Jacobi Schlesiens Tractat, und eigenen Erfahrungen in drey Bücher zusammen geschrieben [...] Woraus ein fleißiger Haus-Vater gründlich lernen kann, wie eine Bienen=Zucht anlegen, solche in Person wohl abwarten, und fruchtbarlich geniessen können, verbessert und vermehrt durch M. Christoph Schrot (Pfarrer).* Leipzig 1741.
- Humboldt, Alexander von. 1795. Ueber Grubenwetter und die Verbreitung des Kohlenstoffs in geognostischer Hinsicht. In Lorenz von Crell (Hg.), *Chemisches Annalen für die Freunde der Naturlehre, Arzneygelahrtheit, Haushaltungskunst und Manufakturen, Band 2*, 99–119. Helmstadt. 1795.
- Stumpf, Georg. 1995. *Dreimal sieben Vortheile in der Bienenzucht mit 60 Beispielen für Ober- und Niedersachsen: Aus meist eigener Erfahrung.* Rostock und Leipzig.
- Weise, Christian. 1707. *Oratorisches Systema.* Leipzig.
- Widenmann, Barbara. 1735. Denen Hoch=Wohl=Edel=Gebornen/ Hoch=Edlen/Gestrengen Herren (Widmung). In Barbara Widenmann, *Kurtze/ Jedoch hinlängliche Anweisung Christlicher Hebammen.* Augspurg.

Literatur

- Adamzik, Kirsten. 2016. *Textlinguistik: Grundlagen, Kontroversen, Perspektiven*, 2. Aufl. Berlin & Boston: de Gruyter.
- Auer, Peter. 1986. Kontextualisierung. *Studium Linguistik* 19. 22–47.
- Auer, Peter. 1999. *Sprachliche Interaktion: Eine Einführung anhand von 22 Klassikern.* Tübingen: Max Niemeyer.
- Beaugrande, Robert-A. de & Wolfgang Ulrich Dressler. 1981. *Einführung in die Textlinguistik.* Tübingen: Max Niemeyer.
- Bohn, Cornelia & Martin Petzke. 2013. Selbstreferenz und Rationalität. In Detlef Horster (Hg.), *Niklas Luhmann. Soziale Systeme*, 135–145. Berlin & Boston: Akademie Verlag.

- Brinker, Klaus & Sven F. Sager. 2001. *Linguistische Gesprächsanalyse: Eine Einführung*, 3. Aufl. Berlin: Erich Schmidt.
- Deml, Isabell. 2015. *Gebrauchsnormen der Wissenschaftssprache und ihre Entwicklung vom 18. bis zum 21. Jahrhundert*. Regensburg. https://epub.uni-regensburg.de/32397/5/Dissertation_Deml_Druckversion.pdf (Abruf am 02. Juni 2018).
- Eickelpasch, Rolf. 1982. Das ethnomethodologische Programm einer „radikalen“ Soziologie. *Zeitschrift für Soziologie* 11(1). 7–27.
- Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*. Erarbeitet unter der Leitung von Wolfgang Pfeifer. 1998. Berlin: Akademie.
- Gansel, Christina. 2021. Von Formen des Zitierens und vom Text im Text in Traktaten des 18. Jahrhunderts. In Rainer Hünecke (Hg.), *Intertextualität. Vom Zitat bis zur Anspielung in Texten der deutschen Sprache vom 8. bis zum 19. Jahrhundert. Akten zur internationalen Fachtagung an der Technischen Universität Dresden vom 13. bis 15. Juni 2019*, 357–381. Berlin: Weidler.
- Gansel, Christina. 2019a. Vom Traktat zur wissenschaftlichen Abhandlung – Gliederungssignale und sprachliche Kontexte. In Franz Simmler (Hg.), *Textgliederungsprinzipien: Ihre Kennzeichnungsformen und Funktionen in Texten vom 8. bis 18. Jahrhundert: Akten zum internationalen Kongress an der Staatlichen Universität St. Petersburg vom 22. bis 24. Juni 2017*, 481–506. Berlin: Weidler.
- Gansel, Christina. 2019b. Nützlichkeit als Leistung der Wissenschaft im 18. Jahrhundert. Naturkundliche Traktate und Abhandlungen. In Christina Gansel, Sergej Nefedov & Irina Jesan (Hgg.), *Kommunikative Praktiken in sozialen Kontexten: Sprachliche Mittel im Einsatz*, 129–153. Münster: LIT.
- Gansel, Christina & Frank Jürgens. 2009. *Textlinguistik und Textgrammatik*, 3. unveränderte Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Garfinkel, Harold. 1967. What is ethnomethodology? In Harold Garfinkel (Hg.), *Studies in Ethnomethodology*, 1–34. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Genette, Gérard. 2018. *Palimpseste: Die Literatur auf zweiter Stufe*. 8. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Götz, Ursula. 2016. Sprachlehrbücher von außen betrachtet: Zum Verhältnis von Titelblattgestaltung und Textsortenwandel anhand von Grammatiken und Orthographielehren des 16. und 17. Jahrhunderts. In Britt-Marie Schuster & Susan Holtfreter (Hgg.), *Textsortenwandel vom 9. bis zum 19. Jahrhundert: Akten zur internationalen Fachtagung an der Universität Paderborn vom 9.–13.06.2015*. 219–238. Berlin: Weidler.
- Gülich, Elisabeth & Wolfgang Raible. 1972. Textsorten als linguistisches Problem: Vorwort und Einleitung. In Elisabeth Gülich & Wolfgang Raible (Hgg.),

- Textsorten: Differenzierungskriterien aus linguistischer Sicht*, 1–5. Frankfurt am Main: Atheneum.
- Habscheid, Stephan. 2009. *Text und Diskurs*. Paderborn: Fink.
- Hausendorf, Heiko & Wolfgang Kesselheim. 2008. *Textlinguistik fürs Examen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hausendorf, Heiko, Wolfgang Kesselheim, Heiko Kato & Martina Breitholz. 2017. *Textkommunikation: Ein textlinguistischer Neuansatz zur Theorie und Empirie der Kommunikation mit und durch Schrift*. Berlin & Boston: de Gruyter.
- Heinemann, Wolfgang & Dieter Viehweger. 1991. *Textlinguistik: Eine Einführung*. Tübingen: Max Niemeyer.
- Krause, Wolf-Dieter. 2000. Textsorten und Textualität. In Wolf-Dieter Krause (Hg.), *Textsorten: Kommunikationslinguistische und konfrontative Aspekte*, 48–67. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Luhmann, Niklas. 1988. *Soziale Systeme: Grundriß einer Theorie*. 2. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Markewitz, Friedrich. 2019. *Das Schulprogramm als Textsorte im Spannungsfeld zwischen Erziehungs- und Wissenschaftssystem: Eine systemtheoretisch-textsortenlinguistische Untersuchung*. Münster: LIT.
- Meibauer, Jörg. 2008. *Pragmatik*. 2. Aufl. Tübingen: Stauffenburg.
- Schiewe, Jürgen (Hg.). 2020. *Uwe Pörksen. Zur Geschichte deutscher Wissenschaftssprachen. Aufsätze, Essays, Vorträge und die Abhandlung »Erkenntnis und Sprache in Goethes Naturwissenschaft«*. Berlin & Boston: de Gruyter.
- Schmitt, Reinhold. 1994. Kontextualisierung und Konversationsanalyse. *Deutsche Sprache* (21). 326–354.
- Steiner, Felix. 2002. „Die Maske mit dem Gesicht verwechseln“. Autorschaftsfiguren in naturwissenschaftlichen Texten um 1800. In Dieter Cherubim, Karlheinz Jakob & Angelika Linke (Hgg.), *Neue deutsche Sprachgeschichte. Mentalitäts-, kultur- und sozialgeschichtliche Zusammenhänge*, 91–110. Berlin & New York: de Gruyter.

Stephan Kessler

Der Kontext als Position im Interaktionsritual

Abstract: The contribution aims to give an operationalizable definition of context. To that end, the conventional context-cotext distinction is first criticized. Then the four modes of generating a linguistic situation are devised and checked using examples. Since the resulting pragmalinguistic definition of context is closely related to interaction rituals and communicative genres, the contribution clarifies the respective relations.

Keywords: context, pragmatics, two-level semantics, interaction ritual, communicative genres

1 Problemaufriss

Ziel meines Beitrags ist es, eine operationalisierbare Definition von *Kontext* zu geben. Um dies zu erreichen, wird zuerst die herkömmliche Kontext-Kotext-Unterscheidung kritisiert. Anschließend werden die vier Modi der sprachlichen Situationsgenerierung herausgearbeitet und anhand von Beispielen überprüft. Da die resultierende, pragmalinguistische Definition von *Kontext* im Zusammenhang von Interaktionsritualen und kommunikativen Gattungen steht, wird abschließend das Verhältnis der gegebenen Kontextdefinition zu diesen ritualisierten Grobstrukturen des Verhaltens geklärt.

Der Begriff des Kontextes beinhaltet das Problem, dass umgangssprachlich jedweder Zusammenhang als *Kontext* bezeichnet werden kann.¹ Für einen Terminus Technicus bedarf es jedoch einer klaren Definition; mit ihr geht allerdings auf der Seite der Referenz des Begriffes eine Einschränkung gegenüber der Referenzleistung bei umgangssprachlicher oder allgemeinwissenschaftlicher Verwendung des Wortes einher. Das ist jedoch kein Nachteil, sondern gerade eine Stärke des wissenschaftlichen Denkens. Dabei ergibt sich die Art und Weise der Definition und der referentiellen Einschränkung des Begriffes aus den Modellen und Erkenntnissen der Fachdisziplinen, die *Kontext* bestimmen möchten.² Im

1 Bereits Haß (2018: 36) stellte fest, dass in den Wissenschaften *Kontext* jede aus Zeichen bestehende und insofern lesbare Peripherie genannt werde, sobald diese auf ein fokussiertes Element hin interpretiert werde.

2 Haß (2018: 35–40), die einen Überblick über die Kontext-Forschung gibt, sieht aktuell drei wissenschaftliche Paradigmen („Forschungstraditionen“) wirken: ein philologisches, ein pragmatisches und ein computerwissenschaftliches.

vorliegenden Beitrag wird der Begriff des Kontextes aus einer pragmalinguistischen Sichtweise behandelt.

Zu meinem Erstaunen musste ich feststellen, dass es in vielen neueren linguistischen Arbeiten, die sich mit dem Kontext beschäftigen, darum geht, Pragmatik und Semantik voneinander abzugrenzen, und dass dabei ein recht apriorischer Unterschied zwischen Kontext und Kotext gemacht wird.³ Die Unterscheidung einer kontextabhängigen, pragmatischen und einer kontextunabhängigen, semantischen Bedeutung bei Begriffen hat in der Linguistik bereits eine längere Tradition.⁴ Sie findet ihren pointiertesten Ausdruck in der Zwei-Ebenen-Semantik. Bekannte Vertreter der Zwei-Ebenen-Semantik sind Manfred Bierwisch (*1930) und Ewald Lang (1942–2013). Sie stellten klar: Ein Begriff hat einen bedeutungsinvarianten, und das bedeutet kontextunabhängigen, rein semantischen Teil. Diesen nennen die beiden Autoren *semantic form*. Hinzu tritt ein kontextabhängiger Teil – das, was Sprecherinnen und Sprecher sowie Hörerinnen und Hörer aktuell aus der semantischen Form machen, wenn sie den Begriff in einem bestimmten Zusammenhang verwenden. Bierwisch sowie Lang sprechen hier recht vage von *conceptual structures*.⁵

Insgesamt gesehen ist es aber keine ganz neue Idee gewesen, dass die konkrete Verwendung eines Begriffs seine Bedeutung bestimmt oder mitbestimmt; ich verweise z. B. auf die späten Arbeiten von Ludwig Wittgenstein (1889–1951). Und auch die Fokussierung des kontextabhängigen Bedeutungsproblems auf den einzelnen Begriff und seine möglichen „konzeptuellen Strukturen“ haben

3 Ich verweise hier nur allgemein auf den profunden Beitrag von Meibauer (2012), der nicht nur einen Abriss der neueren Forschung zum Pragmatik-Semantik-Problem gibt, sondern auch eine allgemeine Charakterisierung verschiedener Positionen. *Kotext* und *Kontext* werden auch als *enger Kontext* bzw. *narrow context* und *weiter Kontext* bzw. *wider context* bezeichnet; vgl. zu dieser Unterscheidung, die die verschiedenen *foci* des Kontextes berücksichtigen soll, wiederum Meibauer (2012: 11–12).

4 Je nach Position im Pragmatik-Semantik-Streit (s. vorherige Anmerkung) verneinen die Autorinnen und Autoren allerdings, dass es so etwas wie eine kontextunabhängige Bedeutung gebe; Vertreter des *contextualism* (Levinson, Sperber und Wilson, Carston, Jaszczolt, Récanati u. a.), der *added parameters theory* (MacFarlane u. a.) und des *occasionalism* (Wittgenstein, Travis u. a.) meinen beweisen zu können, dass Bedeutung ausschließlich kontextabhängig sei. Zur Gegenposition der *minimal semantics* bzw. des *minimalism* würde man neben Bierwisch und Lang auch Autoren wie Grice, Borg oder Cappelen und Lepore rechnen.

5 Lang und Maienborn 2011 (die Literaturangaben des Handbuch-Beitrags enthalten alle einschlägigen Werke von Bierwisch und Lang zum Thema der semantischen Form); Bierwisch 1986.

Bierwisch und Lang aus der sprachphilosophischen Tradition genommen. Allerdings ist man es dort nicht so stark strukturalistisch wie die beiden Autoren angegangen. Charles Sanders Peirce (1839–1914) hatte 1931 zu dem, was über die semantische Form hinausgeht und was heute als Aufgabenfeld der linguistischen Pragmatik angesehen wird, konstatiert, dass es im Bereich der kontextabhängigen Wortbedeutung u. a. einen *dynamical interpretant* gäbe. Von ihm sagt Peirce (2002: § 4.536): „it is the actual effect of the sign; it is that which is experienced in each act of interpretation and which is different in each from that of any other.“

Damit können wir die beiden Teile der Wortbedeutung treffend benennen: semantische Form und dynamischer Interpretant. Obwohl ich dieses Ergebnis nicht für falsch halte, ist der Haken die Fixierung auf das einzelne Wort bzw. den einzelnen Begriff, wie sie der Blickwinkel der ‚klassischen‘ Semantik mit sich bringt. Auch ist es gerade der kontextabhängige Teil, also der dynamische Interpretant, der weitere Fragen aufwirft – Fragen, die es zu behandeln gilt, bevor ich zu einer pragmalinguistischen Definition von *Kontext* kommen kann.

2 Die Zwei-Ebenen-Semantik und die Kontext-Kotext-Unterscheidung

Bierwisch hatte 1980 ein Drei-Ebenen-Modell der Bedeutungsgenerierung vorgeschlagen, in das die Zwei-Ebenen-Semantik eingebettet ist (Abbildung 1). Bierwischs Idee einer über die beiden Ebenen hinausgehenden dritten Ebene ist offensichtlich durch die Arbeiten der ersten Pragmalinguisten, zu denen ich Austin, Searle, Grice und Levinson rechnen möchte, veranlasst. Bierwisch unterscheidet in seinem Drei-Ebenen-Modell also die reine Semantik (basierend auf der semantischen Form), dann die erweiterten Begriffe in ihrem gegenseitigen und Satzzusammenhang⁶ und schließlich den gesamten kommunikativen Zusammenhang. Leicht können wir auf Bierwischs Schema auch die Termini *semantische Form* und *dynamischer Interpretant* applizieren; so ist es in Abbildung 1 zu sehen.

6 Damit einher geht für ihn der kognitive Zusammenhang, also die Frage nach der Repräsentation der Begriffe im Hirn. Denn es sollen, wie es Chomsky vorgedacht hatte, die sprachlichen Strukturen Indikatoren für die kognitiven sein. Wenn Bierwisch also von der zweiten Ebene als von *conceptual structures* spricht, so möchte er sich dadurch begrifflich und theoretisch an Chomsky anlehnen.

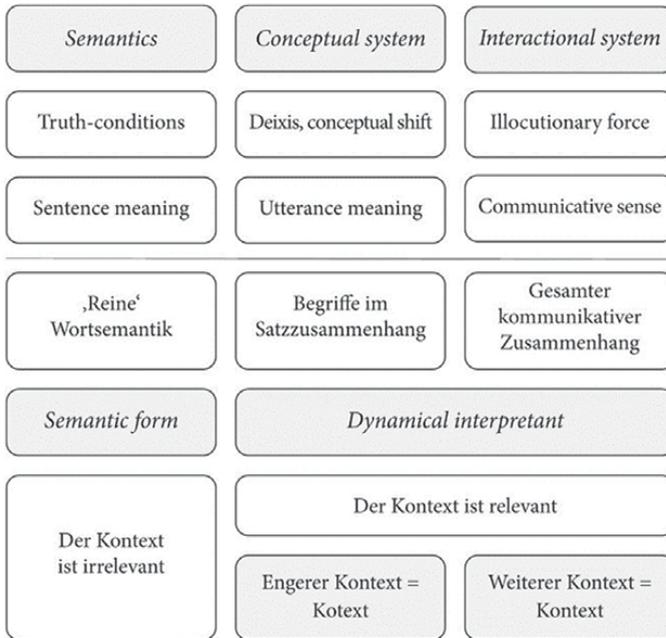


Abbildung 1: Die Begriffe *Kontext* und *Kotext* im Zusammenhang der Bedeutungsmodelle nach – oben – Bierwisch (1980; aus Meibauer 2012: 12) und – unten – Peirce (2002)

Der Punkt ist, dass der dynamische Interpretant weiter differenziert wird, und zwar in einen engeren und in einen weiteren Zusammenhang. Bereits in der frühen soziolinguistischen Forschung hatte man bemerkt, dass *Kontext* polysem im Hinblick auf den Fokus ist, den man anlegen kann, wenn man Äußerungen in einem sozialen, kulturellen oder Handlungszusammenhang sieht.⁷ In der Linguistik ist dabei der angelegte Fokus traditionell nicht der weiteste: Ein Wort sieht man in der Regel im Zusammenhang mit den Worten in seiner Umgebung (also in einem Satz- oder Textzusammenhang); eine Äußerung sieht man in der Regel im Zusammenhang mit den Äußerungen in ihrer Umgebung (also in

7 Vgl. z. B. die Ausführungen bei Slama-Cazacu (1971: 81–82); anders jedoch Goffman (2008), der 1974 bei den Analysen der (von ihm so genannten) kommunikativen „Rahmen“ noch keine Unterschiede hinsichtlich der Weite (*focus*) gemacht hat, den ein Rahmen (*frame*) haben kann.

einem Gesprächs- oder kommunikativen Zusammenhang). Für diese einfache Differenzierung des Kontextbegriffs nach Satz- oder Äußerungszusammenhang haben sich heute die Termini *Kotext* und *Kontext* eingebürgert.

Bevor ich aber frage, wie sinnvoll die Differenzierung im Hinblick auf die Erfahrung des dynamischen Interpretanten ist, möchte ich an einigen Beispielen nicht nur verdeutlichen, sondern auch herausstellen, dass es die drei unterschiedlichen Bezugsebenen bzw. *foci*, wie sie Bierwischs Modell beschreibt, tatsächlich gibt. Mein Anfangsbeispiel hat eine gewisse akademische Berühmtheit erlangt, seit es Quintilian in seiner *Institutio oratoria* (8,6,9) zur Erklärung der Metapher anführte (Lausberg 2008: 286). Es handelt sich um den Satz: *Achill ist ein Löwe in der Schlacht*. Für Beispiel 1 (Abbildung 2) behandle ich den Satz allerdings etwas bescheidener und sage: *Achill ist ein Löwe*. Mit anderen Worten: Es gibt hier einen Löwen, und der heißt Achill. An dieser Stelle meines Beitrags ist zudem nur die semantische Form des Wortes *Löwe* von Interesse. Beispiel 1 zeigt sie uns, weil ich *ex cathedra* vorgebe, dass Beispiel 1 ohne Ko- und Kontext zu lesen sei. Das sollte bewirken, dass Sie, die Leserinnen und Leser dieses Beitrags, sich den erwähnten Löwen auch wirklich semantisch ganz und gar rein vorstellen; dass Sie an ihm somit das entdecken, was man gemeinhin als die eigentliche Bedeutung des Wortes angeben würde.

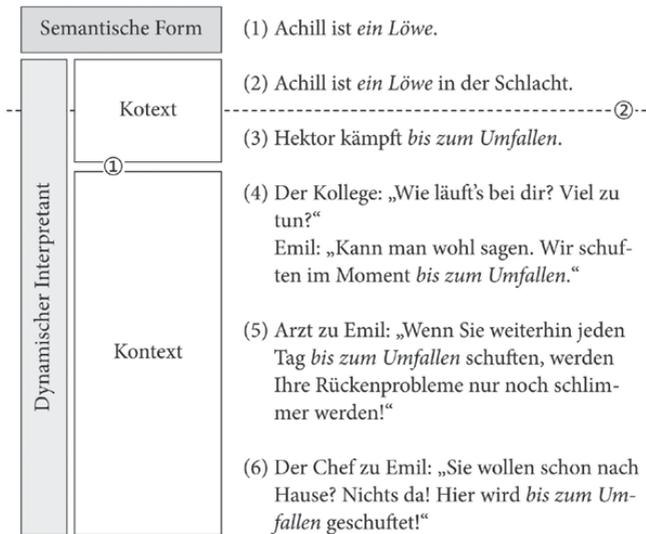


Abbildung 2: Semantische Form, Kontext und Kotext anhand von minimalpaarartigen Beispielen

Beispiel 2 besteht dann aus dem berühmten Satz der klassischen Metaphertheorie. Formal unterscheidet sich Beispiel 2 von Beispiel 1 nur durch eine kurze Ergänzung. Und doch verstehen wir Beispiel 2 kategorial anders. Der hinzugefügte Kotext *in der Schlacht* macht zwar aus dem vormaligen Löwen in Ihrem Kopf kein anderes Tier, aber dennoch ist die Bedeutung des Wortes eine metaphorische geworden. Oder anders gesagt: Jetzt gibt es nicht wirklich einen Löwen,⁸ sondern es gibt jemanden namens Achill, und dieser Achill ist, wenn er kämpft, mit einem Löwen zu vergleichen. Also ist er zum Beispiel sehr mutig und schnell. Die Attribution hängt ganz davon ab, was man in einem kämpfenden Löwen sehen möchte – also von der dynamischen Interpretation der Rezipientinnen und Rezipienten.

Ein weiteres Beispiel für die Bezugsebene des Kotextes ist Beispiel 3. Wiederrum handelt es sich um ein sprachliches Bild. Diesmal geht es um Hektor, und er kämpft bis zum Umfallen. Es dürfte einigermaßen klar sein, was gemeint ist, denn *etwas bis zum Umfallen tun* ist eine gängige Redewendung. ‚Redewendung‘ zeigt an, dass das sprachliche Bild nur im festen Format der drei Wörter *bis zum Umfallen* plus eines Verbs funktioniert bzw. in diesem Format lexikalisiert ist. Aber dennoch bleibt in Beispiel 3 ein entscheidender Spielraum: Wie ernst ist es wohl der Sprecherin oder dem Sprecher mit dem Umfallen des kämpfenden Hektors gemeint? Das kann man nur entscheiden, wenn man den Gesprächszusammenhang berücksichtigt. Die Beispiele 4–6 zeigen deshalb verschiedene solcher Kontexte für die Redewendung auf.

Aus dem Gespräch in Beispiel 4 erfährt man, dass Emils Arbeitstag mal wieder hart ist und dass er ihn die letzten Kraftreserven kostet. Aber krank oder, schlimmer noch, tot umgefallen ist Emil bisher noch nicht, denn sonst würde er wohl kaum dort stehen, wo er steht, und sich bei seinem Kollegen beschweren können. Andererseits ist seine Lage ernst: Wir würden uns nicht wundern, wenn Emil im weiteren Gespräch erklären würde, dass er eine so erschöpfende Arbeit nicht mehr lange mitmachen werde und einen Arbeitsplatzwechsel plane. In Beispiel 5 geht es immer noch darum, dass Emil viel zu viel und viel zu erschöpfend gearbeitet hat. Aber bereits an der pluralen Frequenz, also an dem *täglichen Umfallen*, von dem der Arzt spricht, erkennt man, dass es dem Arzt um ein indirektes Lob von Emils Fleiß geht; von einem Fleiß, vor dessen Konsequenzen er angesichts von Emils Rückenschmerzen gleichzeitig deutlich warnen muss. Im letzten und sechsten Beispiel haben wir wiederum eine andere illokutionäre Verwendung der bildhaften Redewendung *schuftete bis zum Umfallen*. Es ist natürlich ein starkes Stück, was sich Emils Chef da erlaubt; und es ist (zumindest

8 Zu Recht gibt man deshalb oft an, *Löwe* werde hier in uneigentlicher Bedeutung gebraucht.

für unsere Breitengrade) natürlich ganz und gar fiktiv. Jedoch hat das ‚Umfallen‘ dieser fiktiven Aufforderung einen bedrohlichen Ernst; ja überhaupt handelt es sich um eine Drohung. Ich glaube jedenfalls nicht, dass dieser Chef mit *schuftet bis zum Umfallen* einfach nur eine kurze, tägliche Mehrarbeit meint.

Die Beispiele 1–6 zeigen, dass es tatsächlich drei *foci* der Interpretation bzw. des Verstehens gibt; dass auf der ersten Bezugsebene der Begriff *Löwe* in seiner semantische Form erscheint; dass die zweite Ebene die der klassischen Metapher ist; und dass die dritte Ebene die Illokution des Sprechaktes und somit die Ebene der Intention der jeweiligen Sprecherin oder des jeweiligen Sprechers darstellt, die bzw. der mit den *illocutionary forces* (Austin) der Redewendung mal in die eine, mal in die andere Richtung ‚schießt‘. Letzteres zeigt wiederum zweierlei: Erstens, dass sich die Metapher *bis zum Umfallen* hinsichtlich der Sprechakte, in der sie verwendet werden kann, neutral verhält, dass sie also an sich weder gut noch böse ist;⁹ und zweitens, dass es in den sechs Beispielen stets um die Verwendung der Beispielsätze in unterschiedlichen Gesprächsverläufen bzw. -zusammenhängen geht. In den Beispielen 4–6 war das evident; in den Beispielen 1–3 vielleicht etwas weniger – aber das wird sich im Folgenden ändern.

Denn die sechs minimalpaarartigen Beispiele zeigen in Hinblick auf das Thema meines Beitrags vor allem eines: Dass die sprachliche Abgrenzung gar nicht entlang der Kontext- und Kotext-Unterscheidung verläuft (in Abbildung 2 bei ① durch den Spalt zwischen den Rubriken verdeutlicht), sondern zwischen den Beispielen 1–2 und den Beispielen 3–6 (in Abbildung 2 bei ② durch die gestrichelte Linie bezeichnet). Die Evidenz dafür findet sich in der Tatsache, dass wir das Kotext-Beispiel *Achill ist ein Löwe in der Schlacht* nicht in den Bereich des Kontextes weiterführen konnten; sondern wir brauchten für den Kontext ein neues Beispiel, nämlich *Hektor kämpft bzw. Emil schuftet bis zum Umfallen*. Zu den kontextevidenten Beispielen 4–6 gehört somit ebenfalls Beispiel 3. Warum sollte man es dann aber noch als Beispiel für den Kotext begreifen?

3 Die vier Modi der Situationsgenerierung

Aus der vorgenommenen Analyse ergibt sich folglich die Frage, warum *Achill ist ein Löwe in der Schlacht* nicht in Gesprächsverläufen weitergeführt werden kann, die zu den Beispielen 4–6 ähnlich sind? Was macht die beiden Äußerungen *Achill ist ein Löwe in der Schlacht* und *Emil schuftet bis zum Umfallen* so kategorial unterschiedlich? Die Antwort ist, dass wir es zwar beide Male mit bildhaftem Sprachgebrauch, aber mit verschiedenen Typen von Metaphern zu tun

9 Zur moralischen Ambivalenz der Metapher vgl. ausführlicher Kessler (2018: 58–62).

haben.¹⁰ Die klassische, rhetorische Metapher *Achill ist ein Löwe in der Schlacht* ist eigentlich der kompliziertere Fall und deshalb soll sie, was gleich noch näher ausgeführt wird, als Metapherntyp II kategorisiert werden; *Emil schuftet bis zum Umfallen* hingegen passt auf ein einfacheres Schema und kann von daher einen Metapherntyp I repräsentieren (Kessler 2018: 48–54).

Doch das sind noch nicht alle Unterschiede, die die Äußerungen der Beispiele 1–6 kategorial voneinander trennen. Wir haben es insgesamt mit vier unterschiedlichen Redesituationen zu tun, mithin mit vier verschiedenen Arten von Situationsgenerierung. Die Redesituation, in der sich die Gesprächsteilnehmerinnen und Gesprächsteilnehmer sehen, ist nicht objektiv gegeben, sondern die Sprecherinnen und Sprecher generieren sie (Kahrmann et al. 1991: 25–43). In Ermangelung eines vollmundigeren Terminus für die Arten der Redesituationsgenerierung spreche ich des Weiteren von *Modi* (Abbildung 3).



Abbildung 3: Die vier Modi der Generierung einer Redesituation

10 So im Prinzip auch Bierwisch (1980: 28), dessen Analyse „brings out the fact that there are two completely different ways of ‘not meaning literally what one says:’ one way is the

Modus I liegt vor, wenn ich zum Beispiel *Du bist ein Esel!* ausrufe und dieser Esel steht vor mir. Dieses Beispiel stimmt ganz mit dem obigen Beispiel 1 *Achill ist ein Löwe* überein, dass ich zur Veranschaulichung der semantischen Form verwendet hatte. Beide Beispiele sind keine Metaphern. In Modus II rufe ich ebenfalls *Du bist ein Esel!* aus. Jedoch schaue ich dabei gerade in den Spiegel. Wie zu bemerken ist, ist *Esel* dann eine Metapher. Der Unterschied zwischen Modus I und Modus II besteht in den objektiven, äußeren Situationen, auf die ich mit meinen Äußerungen, mit meiner Rede referiere; sie unterscheiden sich. Ich will sie Referenzsituationen nennen. Sie mögen für die Modi I und II unterschiedlich sein, aber sie haben gemeinsam, dass sie mit den objektiven Äußerungssituationen identisch sind. Wie aber ebenfalls zu bemerken ist, entspricht das Beispiel für Modus II nicht dem Beispiel *Achill ist ein Löwe in der Schlacht*. Vielmehr entspricht es dem Beispiel *Emil schuftet bis zum Umfallen* und den drei Gesprächsverläufen, die ich dazu erfunden hatte (Beispiele 4–6 in Abbildung 2). In keinen der drei war Emil ja tatsächlich umgefallen, sondern das Umfallen war nur eine Metapher. Aber das konnte man nicht an der Äußerung *Emil schuftet bis zum Umfallen* selbst erkennen, sondern nur, wenn man die jeweiligen Referenzsituationen mitberücksichtigte.

Modus III steht in Parallele zu Modus I. Das passende Beispiel lautet: *Achill ist ein Esel im Zoo*. Entscheidend ist hier der Zusatz *im Zoo*. Ich würde es ein Kontextzeichen nennen. Es wurde nötig, weil der Sprecherin oder dem Sprecher offensichtlich bewusst war, dass die Hörerin oder der Hörer nicht weiß, um welchen Achill es sich handelt oder wo die Sprecherin oder der Sprecher auf einen Esel mit diesem Namen getroffen sein könnte. Und damit werden wir bei der Analyse wiederum auf den Gesprächsverlauf und die Redesituation der Äußerung zurückverwiesen. Der Unterschied zwischen Modus III und Modus I besteht darin, dass in den Modi I und II Äußerungssituation und Referenzsituation identisch sind, wohingegen sie in Modus III nicht zusammenfallen. Deswegen wird der Einsatz des Kontextzeichens notwendig; es antizipiert den Verstehenshorizont der Hörerin bzw. des Hörers, die bzw. der zwar die Äußerungssituation, nicht aber die Referenzsituation vor Augen hat.¹¹

creation of indirect speech acts [...] the other is the creation of metaphoric or figurative meaning.“ Wie auch schon Récanati (1980) so sehe ich Searles Idee der indirekten Sprechakte kritisch (Kessler 2018: 84–87). Deshalb ist Bierwischs Beobachtung zwar zutreffend, aber seine Erklärung ist falsch.

11 Möglicherweise hatte Bühler (1999: 53–54) 1934 etwas Ähnliches im Sinn, als er zwischen „Sprechhandlung“ und „Sprachwerk“ unterschied.

Der letzte, vierte Modus steht in Parallele zu Modus II. In Modus IV kann die rhetorische Metapher (Metapherntyp II) entstehen. Ich habe das klassische antike Beispiel zu *Achill ist ein Esel in der Schlacht* variiert. Achills Fähigkeiten werden dadurch zwar anders beurteilt, aber die Metapher selbst ist nicht verschwunden. Es könnte anstelle von *Löwe* oder *Esel* jedes andere Substantiv genannt werden: Achill ist in der Schlacht eine Maus, eine Tomate, eine Mauer etc. Denn es ist das Kontextzeichen *in der Schlacht*, das die Äußerungssituation von der Referenzsituation splittet, das darüber hinaus die Referenzsituation näher bestimmt (Kampf, Krieg – auf jeden Fall kein Zoo!) und das dann aus ihr heraus die Metapher entstehen lässt. Ein Metapherntyp II ist also nichts anderes als ein Metapherntyp I, dem eine fiktive Referenzsituation zugrunde liegt.

	Äußerungssituation = Referenzsituation → Ich-Perspektive	Äußerungssituation ≠ Referenzsituation → Er-Perspektive
keine Metapher	<p>Modus I</p> <p><i>Du bist ein Esel!</i></p>	<p>Modus III</p> <p><i>Achill ist ein Esel im Zoo.</i></p> <p># <i>Achill ist ein Esel.</i> → Geschichte des Esels Achill</p>
Metapher	<p>Modus II</p> <p><i>Du bist ein Esel!</i></p>	<p>Modus IV</p> <p><i>Achill ist ein Esel in der Schlacht.</i></p> <p># <i>Achill ist ein Esel.</i> → Geschichte von Achill als Idiot</p>

Abbildung 4: Die kategorialen Redesituationen, ihre Perspektiven und der Gesprächsverlauf

In Abbildung 4 fasse ich noch einmal die Modi zusammen, wobei ich die Informationen auf die wesentlichen Aspekte reduziere. Die Darstellung in Abbildung 4 unterstreicht, dass die Äußerung *Du bist ein Esel!* auf zwei Arten von Modi passt, solange man beiden Redesituationen unterstellen kann, dass ihre Äußerungs- und ihre Referenzsituationen identisch sind. Die minimalpaarartige

Gegenüberstellung der Modi zeigt ebenfalls, dass das Splitten von Äußerungssituation und Referenzsituation zwar durch das Kontextzeichen geschieht, dass hinter diesem Prozess aber ein Gegensatz steht, der Narratologinnen und Narratologen nicht verwundern wird: Der Gegensatz bzw. die unterschiedlichen Perspektiven von Ich-Erzähler und Er-Erzähler; oder, um es etwas ‚linguistischer‘ zu sagen und an Bühlers Idee der Hier-Jetzt-Ich-Origo anzulehnen (Bühler 1999: 102–110 et passim), die Deixis der Pronomina *Ich* und *Er*, die in kategorialer Weise bestimmte Sprecherpositionen evoziert.¹² Natürlich wird es sprachliche Mittel und Gesprächsverläufe (und also entsprechenden Beispiele) geben, die die behauptete Opposition beider Perspektiven unterlaufen werden. Dennoch ist es mehr als auffällig, dass die Beispiele für die Modi I und II aus Äußerungen bestehen, die dem Ich-Hier-Jetzt-Origo folgen, und dass die Beispiele für die Modi III und IV dem Ich-bin-der-Erzähler-Schema entsprechen. Denn wäre es für uns nicht seltsam, wenn jemand äußern würde: *Ich bin ein Esel im Zoo?* Das könnte passender- bzw. zutreffenderweise gerade nur eine Tierfigur in einer Fabel oder in einem Kinderbuch sagen. Zugegebenermaßen sieht es etwas anders aus mit *Ich bin ein Löwe in einer Schlacht*; hier sind vielfältige Gesprächsverläufe bzw. Redesituationen denkbar, in denen diese Äußerung eine passende wäre.¹³

Die Perspektivenwahl, die mit der Situationsgenerierung einhergeht, ist sozusagen hartnäckig: Wenn ich nämlich in Abbildung 4 bei den Beispielen für die Modi III oder IV das Kontextzeichen weglasse und also die Äußerung *Achill ist ein Esel* erhalte, dann wechselt dieses Beispiel nicht einfach in die Spalte zu den Situationen der Ich-Perspektive, sondern es bleibt die Äußerung eines Er-Erzählers bzw. einer Er-dort-Origo. Der Unterschied zu den beiden Äußerungen mit Kontextzeichen ist bloß der, dass wir bei *Achill ist ein Esel* nicht wissen können, ob von einem echten oder einem metaphorischen Esel die Rede ist. Dies kann nur der weitere Gesprächsverlauf erweisen, der beinhaltet, ob auf *Achill ist ein Esel* die Geschichte eines Esels folgt oder ob es die Geschichte eines Idioten wird. Diese Beobachtung hinsichtlich der Modi III und IV sowie die grundsätzlich mögliche Identität der Modus I-/Modus II-Äußerungen zeigen, dass in der Kommunikation die Frage nach der Metaphorizität einer Äußerung nicht so wichtig ist wie die Frage nach ihrer Perspektive, in die (zumindest im Deutschen)

12 Es sei der Korrektheit halber angemerkt, dass Bühler (1999: 109 f.) der Gegensatz von „Ich“ und „Er“ nicht so sehr interessiert wie der von „Ich“ und „Du“, den er u. a. eine „Wegscheide“ nennt.

13 Es soll nicht hinterfragt werden, ob die Äußerung in den gemeinten Redesituationen angemessen oder sachlich richtig wäre, sondern es ist nur von Interesse, dass sie darin sozusagen realistisch einsetzbar wäre.

die fehlende oder vorhandene Distanz der Äußerungs- zur Referenzsituation eingeschrieben ist. Jedenfalls werden durch die Wahl einer bestimmten Perspektive jeweils zwei der vier Modi ausgeschlossen.

Es gibt eine weitere naheliegende Schlussfolgerung, die sich aus der homologen Vorstrukturierung der Redesituationen durch die Modi ergibt. Sie ist wahrscheinlich jedoch noch weniger zwingend als die Perspektivenwahl selbst (zumal sie sich aus ihr ableitet) und ich kann sie hier nur zur Diskussion stellen. Da den beiden Perspektiven ein bestimmtes kategoriales Verhältnis der Sprecherin oder des Sprechers bzw. der Interaktanten zur Referenzsituation der Äußerung bzw. zu der ihres Gesprächs zu Grunde liegt, erzeugt die Ich-Perspektive eine erlebende Rede und steht für die Faktizität der Kommunikation. Die Er-Perspektive hingegen ist für eine erzählende Rede optimal und bewirkt Fiktionalität. Diese Schlussfolgerung ist insofern nicht überraschend, als sie mit den Darlegungen der Erzählforschung übereinstimmt. Andererseits sind es die fiktionalen Texte selbst, die die besten Gegenbeispiele für das Gemeinte liefern. So wird die Zahl der zwar erzählend zu nennenden Romane und der anderen fiktionalen Prosaerwerke, in denen ein erlebensarmer Ich-Erzähler das Sagen hat, Legion sein. Darüber hinaus gibt es Gegenbeispiele nicht nur in der Schriftlichkeit. Wenn z. B. zwei Personen jemanden beobachten und einer der beiden Beobachtenden kommentiert: *Er geht in das Kaufhaus*, dann handelt es sich zwar offensichtlich um eine Er-Perspektive, aber nicht um eine fiktive Redesituation. Ob der Sprecher seine Äußerung erzählend oder erlebend gemeint hat, ist zudem nicht so leicht zu entscheiden (oder sogar eine irrelevante Frage). Wäre es nun theoretisch sinnvoll, davon auszugehen, dass Redesituationen, in der derartige Beobachtungsäußerungen getätigt werden, stets eine Ellipse vorliegt, denn der Sprecher hätte korrekter bzw. vollständiger *Ich sehe, er geht in das Kaufhaus* sagen müssen, sodass es sich in Wahrheit um eine Ich-Perspektive handelt?

4 Erwartungen bei der Verwendung der Modi und eine Definition von *Kontext*

An die Verwendung der Modi durch die an der Kommunikation Beteiligten sind bestimmte Erwartungen geknüpft.¹⁴ Das bemerkt man dann, wenn diese Erwartungen unterlaufen werden. Das Missachten der unausgesprochenen

14 Ich bin mir nicht sicher, ob diese Erwartungen aus Grices Kommunikationsmaximen entstehen, weshalb ich im Folgenden einfach bei der Formulierung *Erwartungen* bleibe. Weiter unten, wenn es um die Interaktionsrituale geht, wird man sehen, dass es eher die Rituale sind, die die gemeinten Erwartungen entstehen lassen.

Verwendungsregeln der Modi offenbart auch ihr Dasein. In sozialer Sicht müssen die an der Kommunikation Beteiligten ihre Rolle gegenüber anderen und ihre Position in der Redesituation bestimmen; da menschliches Verhalten in der Regel mehrdeutig ist, besteht für die an der Kommunikation Beteiligten die Notwendigkeit, latent deutlich zu machen, „was für sie die Situation ist oder sein sollte“ (Soeffner 2015: 142). Die „Einübung von Routinen und Mustern und vor allem die Beigabe von Interpretationshinweisen und Deutungsvorschriften zu Handlungen und Äußerungen sind die praktische Konsequenz“, so Soeffner (2015: 143), daraus. Denn „rituelles Verhalten ist durchgeformtes, vorhersagbares, in gewisser Weise kalkulierbares, Orientierungssicherheit gewährleistendes Verhalten“ (Soeffner 2016: 108).

In diesem Zusammenhang machen die Modi den an der Kommunikation Beteiligten klar, in welcher Position sich der aktuelle Sprecher sieht; in welchem Film er sozusagen gerade spielt. Natürlich tun sie das nur in ganz allgemeiner, kategorialer Weise. Sie stehen im Zusammenhang mit der Interpunktion von Ereignisfolgen durch die an der Kommunikation Beteiligten (Watzlawick et al. 1993: 57–61, 92–96). Die Modi helfen, denjenigen Punkt zu setzen (oder eben auch nicht), der die Abfolge der kommunikativen bzw. kommunikativ zu fassenden Ereignisse (neu) strukturiert. Mithilfe der Wahl eines Modus wird aus Interaktion, die ‚irgendwie‘ geschieht, überhaupt erst eine bestimmte Redesituation – oder es werden daraus zwei: eine alte, aus der man gerade kommt, und eine neue, in die man geht. Das bedeutet, die Modi sind in einem Gesprächsverlauf kein festes Moment, sondern eher so etwas wie ein Schalter, der umgelegt werden kann, wenn der Sprecher eine Redesituation nicht mehr fortführen oder (im Hinblick auf Vergangenes) einfach nur uminterpretieren möchte. Die folgenden Beispiele, in denen die Verwendungsregeln der Modi unterlaufen werden, werden das herausstellen.



Abbildung 5: Beispiel 7. Modus II wird nicht gewechselt

Das Spiel der Kinder in Beispiel 7 (Abbildung 5) besteht aus der Redesituation des Modus II. Die Äußerungen der Kinder über sich selbst und ihr Tun besteht in der latenten Verwendung von Metaphern des Typs I. Der Witz des Stripes und des ihn abschließenden Ereignisses besteht nun darin, dass das redende Kind bei Erscheinen des Bademeisters nicht aus dem metaphorischen Modus II in einen nicht-metaphorischen wechselt (z. B. in Modus I). Anscheinend genau das würden wir aber erwarten, da es für uns evident zu sein scheint, dass der Bademeister als Erwachsener in der Rolle eines Kontrolleurs nicht Teil der Situation eines Kinderspiels sein kann.



Abbildung 6: Beispiel 8. Modus III wird nicht erkannt

In Beispiel 8 (Abbildung 6) gibt es ein für uns witziges Missverständnis, weil der Kellner und wir mit ihm die Rede des Herrn im ersten Bild des Stripes nicht dem Modus III zuordnen, sondern automatisch dem Modus I. Erst im letzten Gesprächsschritt bzw. Bild klärt sich die Beziehung – die verbale ebenso wie die soziale. Der zu Beispiel 8 umgekehrte Fall liegt in Beispiel 9 (Abbildung 7) vor: Die Kartenspieler gehen davon aus, dass ihr Kollege im Modus III berichtet; eigentlich ist es aber ein Modus I-Fall, und der Anruf der Ehefrau ein Hilferuf.



Abbildung 7: Beispiel 9. Modus I wird nicht erkannt



Abbildung 8: Beispiel 10. Modus II wird als Modus I wahrgenommen

Die gute Fee in Beispiel 10 (Abbildung 8) versteht offensichtlich die metaphorische Bedeutung von *aufsteigen* in der Rede des Fans nicht. Und weil sie diese Metapher vom Typ I nicht versteht, erfüllt sie den Wunsch des Fans nicht dem übertragenen Sinne nach (Modus II), sondern in einem nicht-übertragenen Sinne (Modus I). Diese Erfüllung auf der Basis des Missverstehens der Metapher stellt denselben Vorgang dar, der in der Literaturwissenschaft unter der Bezeichnung *realisierte Metapher* bekannt ist; dort geht es dann natürlich darum, dass die Dichterin oder der Dichter bzw. die Erzählerin oder der Erzähler Modus IV als Modus III re-interpretiert bzw. absichtlich missversteht.

Die re-interpretierende Überführung eines ‚fiktiven‘ Modus in einen ‚faktischen‘ spielt auch im Folgenden, letzten Beispiel dieses Kapitels eine Rolle. Aber in diesem Beispiel 11 (Abbildung 9) geht es nicht um eine einzelne Metapher, die missverstanden wird, sondern um die Redesituation selbst. Es ist deshalb besonders aussagekräftig.



Abbildung 9: Beispiel 11. Fiktive Redesituation wird mit faktischer verwechselt

Einer der beiden Puppenspieler wechselt aus der fiktiven Redesituation bzw. dem Modus II des Puppenspiels in die faktische Rede der Spieler (Modus I), obwohl es dafür weder im Spiel noch in der Realität einen Anlass gab. Weil er plötzlich den Befehl *Hände hoch!* dem falschen Modus zuordnet (diesen Schalter umlegt), fällt er aus dem Spiel und erhebt seine eigenen Hände, nicht die der Handpuppen. Diese fälschliche, unmotivierte Modus-Zuordnung zeigt sehr genau, was *Kontext* bedeutet:

Def.: Ein Kontext ist die Apperzeption einer Äußerung im Hinblick auf die Generierung einer Redesituation, die für den Wahrnehmenden eine eindeutige Position in einem Interaktionsritual einnimmt.

Den Teil der Definition bis zum Komma hatte ich herausgearbeitet; den Teil nach dem Komma bespreche ich im folgenden Kapitel. Vorab sei auf die interessante Reaktion des Spielerkollegen von Beispiel 11 hingewiesen: Er beantwortet das Malheur mit *Schon wieder!* Dem missinterpretierenden Spieler ist sein Fehler also nicht das erste Mal passiert. Dies bedeutet, dass in der Geschichte von Beispiel 11 nicht einfach zwei Modi zufällig kollidieren, sondern dass es um eine Konkurrenz zweier Interaktionsrituale geht. Der Spieler, der den Fehler macht, sieht sich einfach in einem anderen Film (und in diesem wäre sein Verhalten wahrscheinlich kein Fehler). Das Ritual, das der Spielerkollege und wir, die Leserinnen und Leser des Strips, kennen, ist das des Puppenspiels *Der Kasperl und der Räuber*; das, das wir nicht kennen, ist das, das den missinterpretierenden Spieler dazu bringt, die Modusverwechslung vorzunehmen.

5 Zu den kommunikativen Gattungen

Es ist keine neue Idee, dass wir Äußerungen unweigerlich einem bestimmten kommunikativen Rahmen bzw. einem Handlungszusammenhang zuordnen und dass wir dabei auf der Basis von tradierten Deutungsmustern bzw. Interaktionsritualen kommunizieren. Die Tabelle in Abbildung 10 gibt eine Übersicht über die Begrifflichkeiten, die verschiedene Autorinnen und Autoren entwickelt haben, um den kommunikativen Rahmen und seine Teile zu benennen. Den Begriffsalternativen ist eine bewährte Terminologie aus der Ethnografie der Kommunikation, die sich um das Event und seine Teile dreht, vorangestellt.¹⁵ Die Gliederung der Kommunikationsethnografinnen und Kommunikationsethnografen kennt vier analytische Ebenen; eine Terminologie der kommunikativen Gattung sollte diese vier Ebenen ebenfalls bedienen. Eine entsprechend elaborierte und zugleich bekannte Terminologie stammt von Ehlich und Rehbein (1972b, 1986; Rehbein 1972).

Die Terminologie der beiden Autoren mag differenziert und in sich konsequent sein, sie ist aber m.E. nicht die anschlussfähigste Begrifflichkeit. Ebenso

15 Saville-Troike (2005: 110–111) verwendet neuerlich eine Untergliederung der Terminologie zum Event, die das dynamische In-Szene-setzen der Kommunikation betont, und ich folge ihr darin in meiner Tabelle in Abb. 10. Die bekannte, ältere Gliederung, die mehr von der Momentaufnahme einer ‚statischen‘ Situation ausgeht (*situation – event – speech act*) und die von Dell Hymes stammt, findet sich z. B. bei Saville-Troike (1987: 664; 2005: 23–26) erläutert.

differenziert, aber vielleicht etwas weniger bekannt ist die Terminologie von Beckmann (2006: 68–69). Ihr verdanken wir den Begriff *Sequenzmuster*, bezogen auf die Abfolge von Sprechakten. Ehlich, Rehbein und Beckmann gegenüber stehen zwei Begrifflichkeiten, die wahrscheinlich die bekanntesten sind, aber nicht so weit differenzieren. Der Entdecker der kommunikativen Gattung sprach von ihr als von einem kommunikativen Rahmen, aber Luckmanns Begriff *kommunikative Gattung* hat sich m.E. durchgesetzt.¹⁶ Dafür korrespondiert Goffmans *Interaktionsritual* besser mit der ‚Szene‘, in der sich die Kommunikationsteilnehmenden bewegen, als z. B. Ehlichs und Rehbeins Begriff des Pragmems.

	Ethnografie der Kommunikation	Luckmann	Goffman	Coulmas	Ehlich / Rehbein	Beckmann
Ebene der sozialen Institution	<i>communicative event</i> , z.B. eine Preisverleihung	kommunikative Gattung	Rahmen		Hyperpragmem	komplexes (sprachliches) Handlungsspiel
Ebene der einzelnen Handlungseinheit	<i>scenes (of the event)</i> , z.B. die Preisreden, die gehalten werden		Interaktionsritual	kommunikative Routine	(sprachliche) Handlungsmuster, Pragmem	Redehandlungsmuster
Ebene der Substruktur der Handlungseinheit	<i>sequences of speech acts</i> , d.h. der illokutionäre Aufbau der Preisrede				Sprechhandlungen und anderes Handeln	Sequenzmuster
Ebene der distinktiven Merkmale	<i>speech act</i> , z.B. loben oder gratulieren				die Sprechhandlung	Handlungskomponente

Abbildung 10: Gegenüberstellung von Begriffsalternativen zu den kommunikativen Gattungen

Wie leicht zu erkennen ist, betonen die verschiedenen Autoren durch ihre Begrifflichkeit mal den Handlungsaspekt und mal das soziale Ritual. Letzteres hat oft eher den Charakter einer ungezwungeneren sozialen Routine denn eines echten Rituals,¹⁷ und die Forscherinnen und Forscher, die Coulmas 1981 in einem einschlägigen Sammelband zusammengebracht hat, sprechen deshalb auch nicht von *Interaktionsritualen*, sondern von *communicative routines*. In dem Sammelband werden aber in vergleichbarer Bedeutung z. B. auch die Begriffe *pre-patterned speech*, *standardised communicative situation* und *gambits* gebraucht. Zusätzlicher begrifflicher Reichtum kommt übrigens aus der Psychologie; bereits traditionell unterscheidet man zwischen *Schemata* (womit Weltwissen gemeint ist) und *Scripts* (was Handlungswissen bezeichnet). Kommunikativen Gattungen bestehen ohne Zweifel aus Scripts bzw. sind selbst Scripts.

16 Goffman 2008; Luckmann 1986. Wenn ich Goffman als Entdecker der kommunikativen Gattung bezeichne, so tue ich hoffentlich niemandem, der sie vor ihm entdeckte, damit Unrecht.

17 Der Ritualbegriff wird ausführlich in Werlens Aufsatz von 1979 diskutiert.

Ich habe mir erlaubt, für die folgende Darstellung diejenigen Begriffe auszuwählen (in Abbildung 10 durch grau unterlegte Felder hervorgehoben), die mir am leichtverständlichsten zu sein scheinen und die mir am geeignetsten erschienen, einerseits den kommunikativen Aspekt und das Regelhafte an ihm zu betonen und andererseits eine Verbindung zur *event*-Terminologie der Ethnografie der Kommunikation herzustellen. Die Wahl fällt somit auf *kommunikative Gattung*, welche aus einem oder mehreren Interaktionsritualen besteht, die sich wiederum in vorhersehbare Sequenzen von Sprechakten gliedern lassen. Wenn ich mit meiner Begriffsauswahl den kommunikativen Aspekt betonen möchte, so soll damit weder der soziale und Handlungscharakter der betrachteten Phänomene negiert werden, noch, dass sie von non-verbale Handlungen (Tätigkeiten) begleitet werden und in ein bestimmtes soziales Umfeld eingebettet sind (Soeffner 2015, 2016). Die Begriffe *Kommunikative Routine* und *Script* sind hinsichtlich der vier zu differenzierenden Ebenen (Abbildung 10) sehr allgemein; von jeder Begriffsebene in der Tabelle könnte man sagen, sie sei eine Art Routine oder Script. Deshalb eignen sich *Kommunikative Routine* und *Script* m.E. sehr gut dazu, Oberbegriffe abzugeben, wenn keine bestimmte Ebene gemeint sein soll.

Was die kommunikativen Gattungen angeht, so gibt es inzwischen eine Reihe von Studien, die konkrete Beispiele behandeln. Die Schwierigkeit, eine kommunikative Gattung zu fassen, liegt ohne Zweifel darin, dass sie einen Mikro-, wie einen Makrobereich von Kommunikation umfassen kann und dass manche Gattungen eine hohe Verfestigung ihrer Strukturen aufweisen (Birkner 2008: 206), andere jedoch sehr viel weniger ritualisiert sind. Aus diesen Kriterien ergibt sich eine gewisse Typologie der kommunikativen Gattung; Abbildung 11 soll hierzu eine Übersicht geben und beispielhaft einige bereits analysierte kommunikative Gattungen anführen.

② \ ①	Stark	Mittel	Schwach
Makrobereich	<i>Die Wahl des Bundespräsidenten</i>	Die Sportreportage (Rehbein 1977: 291–298)	Der Skandal (Beckmann 2006: 61, 69)
Mesobereich	Gebete oder Taufen (Birkner 2008: 206)	Rededuelle (Kotthoff 1995)	Der Klatsch (Bergmann/Luckmann 1995; Beckmann 2006: 64 f.)
Mikrobereich	Die Hochschulprüfung (Rahn 2011)	Bewerbungsgespräche (Birkner 2001; 2008: 206)	Lästern (Schubert 2009), Streiten (Sarnowski 1999)

① Verfestigung der Strukturen der kommunikativen Gattung

② Reichweite in Raum, Zeit und Teilnehmerschaft

Kursiv: Mein Vorschlag, allerdings ohne dass dahinter eine profunde Analyse stünde

Abbildung 11: Typologie der kommunikativen Gattungen

Ein Problem für die Forschungen zu kommunikativen Gattungen ist die Abgrenzung der Gattung vom Interaktionsritual, wohingegen Sequenzmuster und Sprechakte als weniger erklärungsbedürftig gelten. Evident ist eben, dass Interaktionsrituale die Basiseinheiten darstellen, aus denen sich eine Gattung zusammensetzt. Aber selbst in den bahnbrechenden Arbeiten von Ehlich und Rehbein bleibt die genaue Grenze, ab wann man von einer kommunikativen Gattungen sprechen sollte, unklar.¹⁸ Ihrem Selbstverständnis nach arbeiten die beiden Forscher nämlich zu Interaktionsritualen:¹⁹ Als solche gelten ihnen das Aufgabenstellen in der Schule, das Rätselraten, der Lehrervortrag mit verteilten Rollen (Ehlich und Rehbein 1986), das Erwarten (Ehlich und Rehbein 1972a), Entschuldigungen, Rechtfertigungen (Rehbein 1972), das Sich-zurechtfinden, Zur-Rede-stellen, Vorschlagen, Ratgeben, Warnen, Drohen und Auffordern (Rehbein 1977: 282–343). In vergleichbarer Weise bringt der von Coulmas 1981 herausgegebene Sammelband Darstellungen zu Interaktionsritualen wie Höflichkeitsformeln, Danksagungen, Sich-entschuldigen, Komplimenten, Unterrichtsdialogen, Ankündigungen, Mitleidsbekundungen, Grüßen und Sich-verabschieden. Diese Beispiele aus der Forschungspraxis dürften den Unterschied zwischen kommunikativen Gattungen und Interaktionsritualen *verbis non expressis* verdeutlichen.

6 Ohne Interaktionsritual geht es nicht

Wie in der Definition von *Kontext* manifest, stehen die Redesituation (Modus), die Position im Interaktionsritual und das Interaktionsritual selbst in einem symbiotischen Verhältnis. Es gibt außerdem immer einen Kontext und das bedeutet, es gibt immer ein Interaktionsritual, in dem wir uns gerade befinden bzw. in dem wir für eine Äußerung eine sinnvolle (passende) Position sehen. Das Interaktionsritual ist Teil einer kommunikativen Gattung, und auch in ihr verorten wir somit das Gesagte. Auf diese Weise gleichen wir ständig Sein und Sollen miteinander ab und orientieren uns im gültigen Gesprächsverlauf und in der betreffenden sozialen Institution. Bei diesem *position-matching* von Äußerungen handelt es sich um einen Fall von Autoreferenz: Man stellt eine bestimmte Kategorie von Redesituation fest (den Modus) bzw. einen entsprechenden kategorialen Wechsel (Umlegen des Schalters) und bezieht sodann diese Deutung auf ein Interaktionsritual und dessen Sequenzfolgen. Die Zuordnung

18 Soweit ich es sehe, hat dazu bisher einzig Schubert (2009: 59–66) ein Konzept vorgelegt.

19 Allerdings liegt mit Ehlich und Rehbein (1972b) auch eine Analyse vor, die sich explizit auf eine kommunikative Gattung bezieht.

ist natürlich nicht rein kommunikativ zu klären, da es die äußeren Umstände und Ereignisse zu berücksichtigen gilt (z. B. die An- und Abwesenheit von Personen oder ihr Hinzutreten). Außerdem gilt es ja zu berücksichtigen, was bereits geschehen ist (welche Interaktionsrituale bereits angesagt waren), und diese Berücksichtigung von Vorherigem kann nicht nur sehr umfassend ausfallen, sondern auch weit in die Vergangenheit reichen. Spätestens, wenn es zu einem Streit über das, was gesagt wurde und wie man es zu interpretieren hätte, kommt, offenbart sich, wie unterschiedlich die an der Kommunikation Beteiligten die Redesituation eingeschätzt haben, wie viele (oder wenige) von bereits früher geschehenen Äußerungen oder Sequenzen jede Teilnehmerin oder jeder Teilnehmer dem entsprechenden Interaktionsritual zugeordnet hat (aber welches war das?), welche Äußerungen sie oder er als Nebenthemen, Nebenreden oder Metasprache (fälschlicherweise) ausgesondert hat und wie sehr sie oder er die verschiedenen Redesequenzen anders interpunktiert hat als die Streitpartnerin oder der Streitpartner.

Eine Redesituation erscheint dem Wahrnehmenden als die evidente Position im (logisch gesehen) übergeordneten Script des zuständigen Gesprächs- bzw. Kommunikationszusammenhanges. Deshalb ist das, was Peirce einen Interpretanten nannte, nicht allein davon bestimmt, dass man einen Begriff auf Gegenstände und Sachverhalte bezieht, dass man in ihm eine soziale Symbolik sehen kann und dass man ihn in diesem Sinne ‚dynamisch‘ versteht, sondern auch dadurch, dass Äußerungen notwendig im Zusammenhang mit Interaktionsritualen bzw. kommunikativen Gattungen verstanden werden. Allerdings scheinen Beispiele in den vorherigen Kapiteln dem zu widersprechen. Die Beispiele gliedern sich in zwei Arten. Wenn es erstens z. B. hieß *Ich bin ein Löwe in der Schlacht* oder *Achill ist ein Esel*, so war die genaue Position im Interaktionsritual in beiden Fällen unklar geblieben. Die Generierung der Redesituation ist bei *Achill ist ein Esel* sozusagen auf halber Strecke stecken geblieben (es fehlt *im Zoo*, „in der Schlacht“, *in einem Film*, *aus Stoff* o. ä. m.); und bei *Ich bin ein Löwe in der Schlacht* ist sie im Hinblick auf die Typik der Modi widersinnig (jedoch nur solange, wie wir noch kein passendes Interaktionsritual dazu gefunden haben). Die andere, zweite Art von Problem sind die semantischen Formen bzw. die Beispiele, die die Evidenz der semantischen Form erwiesen. Sie gehören ja zum Modus I. Wieso können sie dann die semantische Form erweisen, wieso generieren sie keine Redesituation, lassen keine Position in einem Interaktionsritual erkennen? Ich möchte behaupten, sie tun das eine ebenso wie das andere. Denn die Äußerungen der Beispiele sind im wahrsten Sinne des Wortes aus ihren Kontexten gerissen worden: Es ist das (sehr akademische) Interaktionsritual des Ein-Beispiel-geben-das-keinen-Kontext-haben-soll, zu dem sie gehören. Ich

hatte Sie, die Leserinnen und Leser meines Beitrags, am Anfang meines Beitrags sogar explizit dazu aufgefordert, diesem Interaktionsrituale beizutreten. Und ich denke, es hat funktioniert. Es gibt also offensichtlich ein Interaktionsritual, das vorsieht, für Äußerungen keine Position zu sehen (sie nicht zu kontextualisieren), sondern sie an sich zu verstehen. Sobald also die Beispiel-Äußerung als Position in einem solchen Interaktionsritual, d. h. in einem Kontext der Kontextlosigkeit wahrgenommen wird, wird jede dynamische Interpretation außer Acht gelassen und die Bedeutung von Wörtern und Äußerung auf einen minimalen semantischen Kern verkürzt.

Literatur

- Beckmann, Susanne. 2006. Der Skandal: Ein komplexes Handlungsspiel im Bereich öffentlicher Moralisierungskommunikation. In Heiko Girth & Constanze Spieß (Hgg.), *Strategien politischer Kommunikation: Pragmatische Analysen*, 61–78. Berlin: Erich Schmidt.
- Bergmann, Jörg R. & Thomas Luckmann. 1995. Reconstructive genres of everyday communication. In Uta M. Quasthoff (ed.), *Aspects of Oral Communication* (Research in Text Theory = Untersuchungen zur Texttheorie, 21), 289–304. Berlin & New York: de Gruyter.
- Bierwisch, Manfred. 1980. Semantic structure and illocutionary force. In John Searle, Ferenc Kiefer & Manfred Bierwisch (eds.), *Speech Act Theory and Pragmatics* (Synthese Language Library, 10), 1–35. Dordrecht, Boston & London: D. Reidel.
- Bierwisch, Manfred. 1986. On the nature of semantic form in natural language. Duisburg: L.A.U.D.T. Linguistic Agency University of Duisburg, previously Trier, Series A, Paper 167.
- Birkner, Karin. 2001. *Bewerbungsgespräche mit Ost- und Westdeutschen: Eine kommunikative Gattung in Zeiten gesellschaftlichen Wandels*. Tübingen: Max Niemeyer.
- Birkner, Karin. 2008. Gesprächsanalytische Perspektiven auf die Interkulturalität ost-/westdeutscher Kommunikation. In Kersten S. Roth & Markus Wienen (Hgg.), *Diskursmauern: Aktuelle Aspekte der sprachlichen Verhältnisse zwischen Ost und West*, 199–215. Bremen: Hempen.
- Bühler, Karl. 1999 [1934]. *Sprachtheorie: Die Darstellungsfunktion der Sprache. Mit e. Geleitwort v. Friedrich Kainz*. 8. Aufl. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Coulmas, Florian. 1981. *Conversational routine: Explorations in standardized communication situations and prepatterned speech* (Rasmus Rask Studies in Pragmalinguistics, 2). Den Haag et al.: de Gruyter.

- Ehlich, Konrad & Jochen Rehbein. 1972a. Erwarten. In Dieter Wunderlich (Hg.), *Linguistische Pragmatik* (Schwerpunkte Linguistik und Kommunikationswissenschaft, 12), 99–114. Frankfurt am Main: Athenäum.
- Ehlich, Konrad & Jochen Rehbein. 1972b. Zur Konstitution pragmatischer Einheiten in einer Institution: Das Speiserestaurant. In Dieter Wunderlich (Hg.), *Linguistische Pragmatik* (Schwerpunkte Linguistik und Kommunikationswissenschaft, 12), 209–254. Frankfurt am Main: Athenäum.
- Ehlich, Konrad & Jochen Rehbein. 1986. *Muster und Kommunikation: Untersuchungen zur schulischen Kommunikation* (Kommunikation und Institution, 15). Tübingen: Narr.
- Goffman, Erving. 2008 [1974]. *Rahmen-Analyse: Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*. 7. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hass, Ulrike. 2018. Der verheißungsvolle Kontext und seine Leistungen bei der Erschließung von Wortbedeutungen. *Zeitschrift für Angewandte Linguistik* 69. 33–68.
- Kahrmann, Cordula, Manfred Schluchter & Gunter Reiss. 1991. *Erzähltextanalyse: Eine Einführung. Mit Studien- und Übungstexten*. 2. Aufl. Frankfurt am Main: Anton Hain.
- Kessler, Stephan. 2018. *Theories of metaphor revised: Against a cognitive theory of metaphor: An apology for classical metaphor*. 2nd edition revised by Tim Ochsner. Berlin: Logos.
- Kotthoff, Helga. 1995. Verbal duelling in Caucasian Georgia: Ethnolinguistic studies of three oral poetic attack genres. In Uta M. Quasthoff (ed.), *Aspects of Oral Communication* (Research in Text Theory, 21), 112–137. Berlin & New York: de Gruyter.
- Lang, Ewald & Claudia Maienborn. 2011. Two-level semantics: Semantic form and conceptual structure. In Claudia Maienborn, Klaus von Heusinger & Paul Portner, *Semantics: An International Handbook of Natural Language Meaning*, 709–740. Berlin: de Gruyter.
- Lausberg, Heinrich. 2008. *Handbuch der literarischen Rhetorik: Eine Grundlegung der Literaturwissenschaft*. 4. Aufl. Stuttgart: Franz Steiner.
- Luckmann, Thomas. 1986. Grundformen der gesellschaftlichen Vermittlung des Wissens: Kommunikative Gattungen. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (KZfSS)*, Sonderheft 27. 191–211.
- Meibauer, Jörg. 2012. What is a context? Theoretical and empirical evidence. In Rita Finkbeiner, Jörg Meibauer & Petra B. Schumacher (eds.), *What is a Context? Linguistic Approaches and Challenges*, 9–32. Amsterdam & Philadelphia: John Benjamins.

- Peirce, Charles Sanders. 2002 [1931–1958]. *The collected papers of Charles Sanders Peirce*. In Charles Hartshorne & Paul Weiss (eds.), Charlottesville/USA: InteLex.
- Rahn, Stefan. 2011. Sprachliches Handeln in mündlichen Hochschulprüfungen mit deutschen und ausländischen Studierenden. In Michael Prinz & Jarmo Korhonen (Hgg.), *Deutsch als Wissenschaftssprache im Ostseeraum – Geschichte und Gegenwart: Akten zum Humboldt-Kolleg an der Universität Helsinki, 27. bis 29. Mai 2010* (Finnische Beiträge zur Germanistik, 27), 373–387. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Récanati, François. 1980. Some remarks on explicit performatives, indirect speech acts, locutionary meaning and truth-value. In John R. Searle, Ferenc Kiefer & Manfred Bierwisch (eds.), *Speech Act Theory and Pragmatics* (Synthese Language Library, 10), 205–220. Dordrecht, Boston & London: D. Reidel.
- Rehbein, Jochen. 1972. Entschuldigungen und Rechtfertigungen: Zur Sequenzierung von kommunikativen Handlungen. In Dieter Wunderlich (Hg.), *Linguistische Pragmatik*, (Schwerpunkte Linguistik und Kommunikationswissenschaft, 12), 288–317. Frankfurt am Main: Athenäum.
- Rehbein, Jochen. 1977. *Komplexes Handeln: Elemente zur Handlungstheorie der Sprache*. Stuttgart: Metzler.
- Sarnowski, Michał. 1999. *Przestrzeń komunikacji negatywnej w języku polskim i rosyjskim. Klótnia jako specyficzna sytuacja komunikacji werbalnej* (Slavica Wratislaviensia, 53). Wrocław: Uniwersytet Wrocławski.
- Saville-Troike, Muriel. 1987. The ethnography of speaking. In Ulrich Ammon, Norbert Dittmar & Klaus J. Mattheier (eds.), *Sociolinguistics: An International Handbook of the Science of Language and Society*. = *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft* (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft [HSK], 3.1), 660–671. Berlin: de Gruyter.
- Saville-Troike, Muriel. 2005. *The ethnography of communication: An introduction*. Oxford et al.: Blackwell.
- Schubert, Daniel. 2009. *Lästern: Eine kommunikative Gattung des Alltags*. Frankfurt am Main et al.: Peter Lang.
- Slama-Cazacu, Tatiana. 1971. Die dynamisch-kontextuelle Methode in der Sprachsoziologie. In Rolf Kjolseth & Fritz Sack (Hgg.), *Zur Soziologie der Sprache: Ausgewählte Beiträge vom 7. Weltkongress der Soziologie* (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 15), 73–86. Opladen: Westdeutscher.
- Soeffner, Hans-Georg. 2015. Handlung – Szene – Inszenierung: Zur Problematik des „Rahmen“-Konzeptes bei der Analyse von Interaktionsprozessen.

2. Aufl. In Hans-Georg Soeffner (Hg.), *Auslegung des Alltags – Alltag der Auslegung: Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik*, 140–157. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Soeffner, Hans-Georg. 2016. Rituale des Antiritualismus: Materialien für Außeralltägliches. 3. Aufl. In Hans-Georg Soeffner (Hg.), *Die Ordnung der Rituale: Die Auslegung des Alltags 2*, 102–130. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Watzlawick, Paul, Janet H. Beavin & Don D. Jackson 1993 [1967]. *Menschliche Kommunikation: Formen, Störungen, Paradoxien*. 8. Aufl. Bern et al.: Hans Huber.
- Werlen, Iwar. 1979. Konversationsrituale. In Jürgen Dittmann (Hg.), *Arbeiten zur Konversationsanalyse*, 144–175. Tübingen: Max Niemeyer.

Bildnachweise

- Fotos in Abbildung 3:** *Oben links:* Foto/File „burroo.jpg“ von „Caskete~comonswiki“, 2009, gemeinfrei durch CC-Lizenz auf „Wikimedia“. *Oben rechts, obere Hälfte:* Grafik „Ein Esel“ von Rebecca Kessler. Bleistiftzeichnung auf Papier. Alle Rechte liegen beim Verfasser. *Oben rechts, untere Hälfte:* Schriftzug/Signet des Heimattierparks Greifswald, im Januar 2019 von dessen Homepage www.tierpark-greifswald.de genommen. *Unten links:* Selbstportrait von Stephan Kessler, 2019. Alle Rechte liegen beim Verfasser. *Unten rechts:* Foto/File „Achilles by Lycomedes Louvre Ma2120.jpg“ von „Jastrow“, 2007, gemeinfrei durch CC-Lizenz auf „Wikimedia“. Der Bildautor erläutert: „Achilles at the court of King Lycomedes, detail. Marble, Greek artwork, ca. 240 CE. From Rome (?).“ Der Sarkophag ist im Louvre, Paris, ausgestellt.
- Comicstrips (Abbildungen 5–9):** Mit freundlicher Genehmigung des Lappan Verlags in der Carlsen Verlag GmbH. Abbildung 5 aus Thomas „Tom“ Körner: *3000 Touché*. Oldenburg 2014, 4. Aufl., o.S. Abbildungen 6, 7 und 9 aus Thomas „Tom“ Körner: *2000 Touché*. Oldenburg–Hamburg 2016, 2. Aufl., Nr. 1629, 1807 und 1652. Abbildung 8 aus Thomas „Tom“ Körner: *6000 Touché*. Oldenburg–Hamburg 2016, 3. Aufl., o.S.

Holger Kuße

Baum und Bachelor: Überlegungen zum Thema Kontext und Invarianz. Mit einigen Beispielen aus dem Deutschen, Englischen und Russischen

Abstract: The paper discusses the contrast between invariant meaning of linguistic entities in compositional semantic and meaning in the radically communicative, context-based and inferential semantic approach. The contrast can be bridged by understanding invariant meanings as basic meanings that enter into the communicative genesis of inferential meaning. For this purpose, the notion of cut-out formations (germ. Ausschnittbildungen) is proposed. Communicative contexts form cut-outs of understanding in which basic meanings are interpreted contextually. This paper addresses models of semantic invariance and variance up to frame semantics, expounds the difference between general and basic meaning and illustrates the model of cut-out formation on the German, English and Russian lexemes *Tree – Baum – Derevo* and *Bachelor – Junggeselle – Kholostiak*.

Keywords: semantics, pragmatics, invariance, inference, cut-out formation

1 Bäume und Girlanden: Bedeutungstheorien

An einem sonnigen Ferientag im Juni hat Familie Meier zu einer Party in ihren schattigen Garten geladen. Am Morgen, bei den Vorbereitungen, sagt Herr Meier zu seinen Kindern: „Hängt doch schon mal die Girlande zwischen die Bäume und stellt die Gläser auf den Tisch.“ Dieser Bitte ist nicht schwer nachzukommen, denn in der Mitte des Gartens stehen zwei große Laubbäume und zwischen den Bäumen ein Holztisch mit zahlreichen Gartenstühlen. Die Girlande liegt auf der Terrasse bereit, ein Tablett mit Gläsern wartet auf dem Küchentisch.

Warum beginne ich mit diesem trivialen Beispiel? Weil schon an ihm das Zusammenspiel von Kontext-, Handlungs- und Bedeutungswissen in der sprachlichen Kommunikation leicht zu erkennen ist. Die Angesprochenen müssen verstehen, dass es sich bei der Äußerung ihres Vaters um eine Aufforderung handelt und diese Aufforderung ernsthaft gemeint ist. Sie müssen Gläser, Girlanden, Tische und Bäume nicht nur erkennen, sondern die Bezeichnungen referentiell zuordnen, und sie müssen verstehen, welche Handlung auszuführen ist, die zu dem verbalen Ausdruck *aufhängen zwischen* passt.

Dieselben Kompetenzen werden erwartet, wenn zwei Wochen später die Nachbarfamilie Ioanidis ebenfalls zu einem Fest einlädt und wiederum eine

Girlande aufzuhängen und Gläser zu verteilen sind. Auch bei Familie Ioanidis liegt die Girlande auf der Terrasse bereit und die Gläser warten auf einem Tablett in der Küche. Aber der Garten sieht anders aus. In ihm stehen hohe dorische Säulen, und ein großer Steinquader liegt im Gras, um den sich würfelförmig gehauene Marmorklötze verteilen. Sagt nun Herr Ioanidis zu seinen Kindern, sie mögen die Girlande zwischen die Bäume hängen und die Gläser auf den Tisch stellen, so werden die Kinder sicherlich die Girlande an den Säulen befestigen und die Gläser zum Steinquader bringen und keine Mühe haben, die Aufforderung zu verstehen, obwohl im Garten keine Bäume zu sehen sind und im strengen Sinne auch kein Tisch, und sowohl Herr Ioanidis als auch seine Kinder dies sehr wohl wissen. Gäbe es in dem Garten dagegen ebensolche Bäume und einen ebensolchen Tisch wie bei Familie Meier, so hätten die Kinder sicher diese und nicht die Säulen und den Steinquader für die Girlande und die Gläser gewählt.

In beiden Situationen, sowohl beim Garten der Familie Meier als auch bei dem der Familie Ioanidis, haben wir es mit referentiellen Ausschnitten zu tun, die es den Kindern erlauben, aus der Vielzahl der Dinge der Welt eben diese Bäume und Säulen und eben diesen Tisch und Steinquader zu nutzen, um die Bitte ihres Vaters zu erfüllen. Der referentielle Ausschnitt ist die Auswahl an Bezugsgegenständen, die in der aktuellen Kommunikationssituation zur Verfügung stehen, und der Ausschnitt, den die Kinder von Familie Ioanidis in ihrem Garten vorfinden, macht die Zuordnung des Ausdrucks *Bäume* zu den Säulen leichter als zum Steinquader, für den im gegebenen Ausschnitt am ehesten der Ausdruck *Tisch* passt.

Dass die Kinder der Bitte ihres Vaters im Garten der Familie Ioanidis ebenso leicht nachkommen wie im Garten der Familie Meier, lässt sich sowohl pragmatisch als auch semantisch erklären. Eine pragmatische Erklärung bietet das von Dan Sperber und Deirdre Wilson (1995, 2012) formulierte Relevanzprinzip, demzufolge Äußerungen von ihren Rezipienten grundsätzlich so verarbeitet werden, dass die relevanteste Interpretation aus der Äußerung selbst und ihren Kontextbedingungen erschlossen (inferiert) wird. Die Bitte Girlanden *aufzuhängen* kann nur dann relevant sein, wenn Gegenstände zur Verfügung stehen, an denen bzw. zwischen denen etwas aufgehängt werden kann. Dies sind im Garten der Familie Ioanidis die dorischen Säulen. Ob diese als *Bäume* oder anders bezeichnet werden, ist solange irrelevant, solange keine anderen Gegenstände gefunden werden, die sich zum Aufhängen von Girlanden eignen. Im Falle der Gläser, die auf den Tisch *gestellt* werden sollen, verhält es sich analog. Diese pragmatische Erklärung, die sich allein aus dem Inhalt der Aufforderung ergibt, kommt ohne die Frage nach der Bedeutung der Ausdrücke *Baum* und *Tisch* aus. Doch auch auf der semantischen Ebene ist die Leichtigkeit, mit der die Girlande

im Garten der Familie Ioanidis aufgehängt wird, zu erklären, denn sowohl der Steinquader als auch die Säulen haben etwas mit Bäumen und Tischen gemein, das es erlaubt, sie im gegebenen Ausschnitt als *Bäume* und *Tische* zu bezeichnen. Bäume und Säulen gleichen sich in ihrer vertikalen Achse, die bei Bäumen als *Stamm* bezeichnet wird und dessen Form im Ausschnitt, den der Garten der Familie Ioanidis bietet, nur bei den dorischen Säulen gefunden werden kann. Bäume und Säulen gleichen sich also in einer Eigenschaft, und die Bedeutungen der Bezeichnungen *Säule* und *Baum* stimmen im semantischen Merkmal VERTIKALITÄT überein, das bei *Baum* im Merkmal STAMM enthalten ist. Die Semantik des Ausdrucks *Tisch* hat vor über dreihundert Jahren Christian Wolff unter der Fragestellung *Wie ein deutlicher Begriff erlanget wird* mit den notwendigen Eigenschaften eines Tisches erläutert: „An demselben unterscheiden sich so gleich zwey Theile, nemlich das Blat und das Gestelle. Jenes liegt auf diesem und ist an ihm so bevestiget, daß es sich nicht von ihm herab schieben lässet“ (Wolff 1978: 132). Aufgrund dieser Eigenschaften ist ein Steinquader kein Tisch, da sich bei ihm Platte und Gestell nicht unterscheiden lassen. Im Unterschied zu *Baum* weist *Tisch* jedoch auch das funktionale Merkmal ZUM ABSTELLEN ODER ABLEGEN VON ETWAS auf, weil Tische genau zu diesem Zweck erfunden wurden. Auch der Steinquader stimmt also in einer Eigenschaft mit dem Tisch im Garten der Familie Meier überein, und seine Bezeichnung als *Tisch* kann aufgrund dieser Übereinstimmung verstanden werden.

Wir haben es somit mit zwei Erklärungsrichtungen des Verstehens zu tun: zum einen mit einer inferentiellen (schlussfolgernden) pragmatischen Erklärung nach dem Relevanzprinzip, die notwendig kontextbasiert ist, und zum anderen mit einer komponentialen semantischen Erklärung der verwendeten Lexeme, die semantische Merkmale als lexikalische Bedeutungsinvarianz voraussetzt.

Die beiden Erklärungen lassen sich zwei Richtungen der Semantik zuordnen: der kontextbasierten inferentiellen Semantik und der Invarianzsemantik. Beide weisen lange Traditionen in der europäischen Geschichte der Sprachphilosophie und Sprachwissenschaft auf. Invarianzsemantiken lassen sich bis Platon zurückverfolgen. Zu nennen sind die bekannte Auseinandersetzung im Dialog *Kratylos* um die Frage, ob Wörter natürlich oder konventionell Gegenstände bezeichnen (Cosieriu 1975: 30–60; Hennigfeld 1994: 43) und die diaretische (zerlegende) und damit komponentiale Bedeutungsbeschreibung des Ausdrucks *Angelfischer* im Dialog *Sophistes* (Rehn 1982: 92–103, 2000: 42–66). Invarianzsemantisch sind der bis zu Platons Ideenlehre zurückreichende und besonders in der Scholastik zentrale Universalienstreit, ob Allgemeinbegriffe ontologische Entitäten bezeichnen oder menschliche Abstraktionen sind (de Libera 2005), und der frühneuzeitliche Rationalismus von René Descartes

über die *Grammaire de Port Royal* bis hin zu Johann Amos Comenius (Kuße 2019a) sowie im 18. Jahrhundert besonders bei Gottfried Wilhelm Leibniz und Christian Wolff, deren unterschiedliche Ansätze alle in ihrem repräsentationalistischen Sprachdenken übereinstimmen, wonach sprachliche Ausdrücke Gedanken und Gedanken Dinge eindeutig repräsentieren (oder zumindest eindeutig repräsentieren sollen) (Foucault 1995: 91–102; Klein 1991; Gardt 1994; Kuße 2004: 125–130; Taylor 2017: 197–244). Invarianz muss jedoch nicht repräsentationalistisch konzipiert sein. In der Linguistik des 20. Jahrhunderts ist de Saussures Begriff der Wertigkeit (*valeur*) im *Cours de linguistique générale* (de Saussure 1971: 158–162) nicht repräsentationalistisch, sondern differentialistisch (Bertram et al. 2008: 18), da die Bedeutung von Lexemen durch Extension, d. h. die Menge der Gegenstände oder Ereignisse, die mit ihnen bezeichnet werden, bestimmt ist, diese sich aber durch die Differenz zu anderen Lexemen in einem sprachlichen System ergibt. Innerhalb einer Sprache begrenzen sich demzufolge sprachliche Ausdrücke gegenseitig in ihrem Wert, was sich besonders bei Synonymen beobachten lässt. Zum Beispiel ergibt sich der Wert von Ausdrücken für emotionale Zustände wie *sich ängstigen*, *sich fürchten*, *Angst haben* usw. aus der Abgrenzung zu den jeweils verwandten Ausdrücken. Gäbe es einen davon nicht, „ginge sein ganzer Inhalt auf seine Konkurrenten über“ (de Saussure 1971: 160). Innerhalb des Systems sind die Bedeutungen gleichwohl invariant und ändern sich erst, wenn das ganze System sich ändert. Invarianzsemantisch ist auch die Komponentialsemantik und in ihrem Rahmen zum Beispiel Roman Jakobsons Versuch, sowohl für Lexeme als auch für grammatische Kategorien (Kasus) Allgemeinbedeutungen aus semantischen Merkmalen zu formulieren (Jakobson 1974, 1990; Freidhof 1999: 76–77). Invarianzsemantisch sind Anna Wierzbickas Begriff *Semantic primitive* und ihre Bedeutungsbeschreibungen mit den als Primitiva bezeichneten universalen Elementarbedeutungen (Wierzbicka 1972, 1996) und in der russischen Linguistik Igor Aleksandrovič Mel'čuks *Smysl-Tekst-Modell* (Bedeutung-Text-Modell) sowie die integrale Sprachbeschreibung Jurij Derenikovič Apresjans (Mel'čuk 1995, 2012; Weiss 1999; Apresjan 1995; Kuße 2016). Dieses sind natürlich nur einige Beispiele, denen ebenfalls einige ausgewählte Hinweise zur Kontext- und inferentiellen Semantik zur Seite zu stellen sind. In die Richtung der Kontextsemantik verweist bereits die Einsicht in Platons Dialog *Sophistes*, dass Wahrheit nicht Wörtern, sondern Sätzen zukomme (Coseriu 1975: 62–65; Hennigfeld 1994: 65). Eine Radikalisierung der Kontextabhängigkeit von Bedeutungsverstehen stellt die romantische Sprachkritik dar – zum Beispiel in Wilhelm von Humboldts *Über die Verschiedenheit des*

menschlichen Sprachbaues, in der sich Tendenzen zur Individualisierung von Bedeutungen und Bedeutungsverstehen finden lassen: „Erst im Individuum erhält die Sprache ihre letzte Bestimmtheit. Keiner denkt bei dem Wort gerade und genau das, was der andere, und die noch so kleine Verschiedenheit zittert, wie ein Kreis im Wasser, durch die ganze Sprache fort“ (Humboldt 1988: 439). Die Sprechakttheorie, besonders im Blick auf indirekte Sprechakte, die Konversationslogik von Herbert Paul Grice, die Theorie des Relevanzprinzips von Sperber und Wilson ebenso wie die Konversationslinguistik, die Diskurslinguistik und die Framesemantik sind Kontextsemantiken, wenn auch lexikalische Bedeutungsinvarianz nicht in allen Fällen kategorisch ausgeschlossen wird. So unterscheidet zum Beispiel Grice *natural* und *non-natural meaning*, lässt also wörtliche Bedeutung neben konversationell gemeinter Bedeutung zu (Grice 1989, 1993a–c). Nach Grice ist die natürliche Bedeutung die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke, die nicht-natürliche Bedeutung hingegen die vom Sprecher oder der Sprecherin intendierte Bedeutung einer Äußerung, die der Hörer oder die Hörerin als Implikatur des Gesagten erschließen muss. Die hier erkennbare inferentialistische Semantik, der zufolge Bedeutungen von den kommunizierenden Subjekten aus den vom Sprecher oder der Sprecherin gegebenen Informationen gefolgert werden, wird konsequent von Robert Brandom in *Making It Explicit* und *Articulating Reasons* vertreten (Brandom 1994, 2000). Die Bedeutungen von sprachlichen Ausdrücken sind in diesem radikalen Inferentialismus die Folgerungen, die in der Kommunikation aus der Äußerung des Ausdrucks gezogen werden können und für die die Sprecherin oder der Sprecher Verantwortung tragen. Die Bedeutung erscheint damit zur Menge aller möglichen Schlüsse zu werden, was unweigerlich zu der Frage führen muss, *woraus* geschlossen wird, wenn es nur noch Schlüsse gibt, und nicht zu Unrecht hat Herbert Schnädelbach Brandoms „Versuch, Bedeutung und Verstehen aus der abstrakten Pragmatik des Behauptens und Begründens ohne alle semantischen Vorgaben zu rekonstruieren“ als „Baseballspiel ohne Baseball“ kritisiert (Schnädelbach 2004: 183, 193).

Damit soll die knappe Gegenüberstellung von Invarianz- und Kontext- und Inferenzsemantik an dieser Stelle abgeschlossen sein, um nun im Folgenden am Beispiel *Baum* grundlegende Ansätze der Invarianzsemantik zu diskutieren und eine Lanze für die Komponentialsemantik zu brechen, der heute oftmals mit Skepsis begegnet wird. Mein invarianzsemantischer Vorschlag schließt Kontext- und Inferenzsemantik nicht aus, sondern soll Invarianz und Inferenz auf der Basis von Grundbedeutungen miteinander verbinden (vgl. dazu schon Norman und Kusse 2018: 8–33, 63–83).

2 Die Bedeutung von *Baum*: Invarianztheorien

In der Karlsaue, einem Park im Zentrum der hessischen Stadt Kassel, ragt auf einer weitläufigen Wiese seit 2010 ein bemerkenswertes Gebilde auf, das aus einem Stamm und wenigen dicken Ästen besteht, die weder Blätter noch Zweige tragen, aber einen runden Gegenstand halten, der einem schweren Granitfindling nachempfunden ist. Es handelt sich um ein Kunstwerk des italienischen Künstlers Giuseppe Penone, das für die Ausstellung zeitgenössischer Kunst dOCUMENTA (13) im Jahr 2012 errichtet wurde. Sein Name ist *Idee di Pietra* (Ansichten eines Steins), aber bekannt ist das Kunstwerk eher unter der Bezeichnung *Penone-Baum* (Abbildung 1). Mit dieser Kombination aus dem Eigennamen des Künstlers und einem Gattungsnamen ist der Gegenstand eindeutig benannt. Missverständnisse bei Verabredungen oder Referenzprobleme beim Gespräch über das Kunstwerk sind nicht zu erwarten, auch wenn es sich im botanischen Sinne nicht um einen Baum handelt.



Abbildung 1: Giuseppe Penone: *Idee di Pietra* (Foto: H. K.)

Das Kunstwerk ist aus Bronze, und einen Findling könnte die Krone eines Baumes kaum halten, es gibt also mindestens zwei gewichtige Gründe, Penones Beitrag zur DOCUMENTA (13) *nicht* als *Baum* zu bezeichnen. Dass diese Gründe nicht verfangen, hat mit dem Augenschein zu tun. Zu sehen sind ein Stamm und Äste und damit zwei Eigenschaften, die für Bäume wesentlich sind und es erlauben, sich mit dem Lexem *Baum* auf das Kunstwerk zu beziehen. Die Äste gehen nicht in Zweige über. Die Zweige können gekappt sein. Knollen an den Enden der Äste deuten an, dass diese Situation abgebildet sein soll. Das Verhältnis von Ast zu Zweig ist für die Zuordnung des Ausdrucks *Baum* zu Penones Kunstwerk aber wohl gar nicht so wichtig. Entscheidend ist, dass eine Verästelung oder Verzweigung zu sehen ist, aufgrund derer die Bezugnahme mit dem Ausdruck *Baum* über das semantische Merkmal VERÄSTELUNG/VERZWEIGUNG möglich wird.

Die Merkmale STAMM und VERÄSTELUNG/VERZWEIGUNG scheinen ausreichend zu sein, um eine invariante Allgemeinbedeutung von *Baum* zu formulieren. Die russische Kognitionslinguistin Svetlana Pesina bietet eine solche elementare Bedeutungsbeschreibung an, in der sie sogar das Merkmal STAMM (ebenso wie WURZEL) abstrahiert und von einem System mit Zweigen spricht, die auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgeführt werden können: “a system, with many branches, in which every branch can be traced to a single origin” (Pesina 2014: 105). Diese Definition hat den Vorteil, dass sie auch auf zahlreiche Schemata angewendet werden kann (Steube 2013); z. B. auf die Phrasenstrukturbäume in der generativen Grammatik (Abbildung 2).

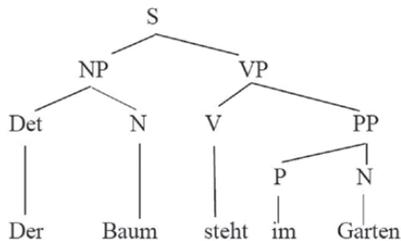


Abbildung 2: Phrasenstrukturbaum

Die notwendigen Eigenschaften von Bäumen als Pflanzen, nämlich organisch zu sein, Wurzeln zu haben, zu wachsen sowie weitere Eigenschaften wie Blätter, Blüten oder Früchte, die Bäume zum Teil auch mit Büschen und Blumen gemeinsam haben, können und müssen in der Merkmalsemantik von *Baum*, wenn eine

Allgemeinbedeutung für alle mit *Baum* zu bezeichnenden Gegenstände gefunden werden soll, ignoriert werden. Pesina spricht in diesem Fall von der ersten, nicht abgeleiteten Bedeutung und gibt eine recht genaue Bedeutungsbeschreibung von *Tree* an: “a tall plant with a wooden trunk and branches, which is unbranched for some distance above the ground” (Pesina 2014: 106). Die beiden Bedeutungsformulierungen von *Baum* bzw. *Tree* gehören zu zwei unterschiedlichen Typen von Bedeutungen. Im ersten Fall handelt es sich um die Allgemeinbedeutung, im zweiten um die Grundbedeutung des Lexems, die sich darin unterscheiden, dass – so der russische Linguist Aleksandr Bondarko – die Allgemeinbedeutung (*obščee značenie*) in allen Teilbedeutungen (*častnye značenija*) enthalten ist, während die Grundbedeutung (*osnovnoe značenie*) selbst eine Teilbedeutung darstellt, die zwar für die Gesamtheit der Teilbedeutungen grundlegend ist, sie aber nicht alle einschließt (Bondarko 2002: 169, 184). In dieser Unterscheidung hat die Allgemeinbedeutung auf den ersten Blick die besten Chancen als semantische Invariante eines Lexems lokalisiert zu werden, da sie in jedem Gebrauch eines Lexems aktiviert wird. Tatsächlich gibt es jedoch Grenzen der Anwendbarkeit, und zwar aufgrund der Unschärfen, die die Klassifikationen von Gegenständen aufweisen können. Sehr anschaulich fragt Christian Wirrwitz in seiner Monographie *Kernbedeutung und Verstehen*, ob Arbeitsplatten in der Küche Tische seien und weiter: „Sind Blumenständer mit vier Füßen Tische, sobald sie eine bestimmte Höhe haben? Wäre eine Konstruktion ein Tisch, die aus einer Platte besteht, die an vier Ketten von der Decke hängt? Denken wir an Bäume: Wäre eine zwanzig Meter hohe Pflanze, die eine große Blüte an der Spitze trägt, ein Baum? Oder eine Blume?“ (Wirrwitz 2009: 13). Tischler und Botaniker haben für solche Fälle in der Regel eindeutige Klassifikationskriterien, doch diese Klassifikationen gehen weder zwangsläufig in das Alltagswissen aller Sprecher einer Sprache ein, noch sind sie immer kommunikativ relevant. Bedeutungen erweisen sich im Alltag immer wieder als unscharf und unbestimmt (Putnam 1979: 23–24), weil die Eingrenzung der Extension eines Ausdrucks, d. h. seiner Anwendbarkeit auf Gegenstände, auf die mit ihm Bezug genommen werden soll, nicht gelingt. Ein Grund dafür ist die Intension des Ausdrucks, d. h. sein Inhalt, der in der realen Kommunikation vielleicht nur unzureichend bekannt ist (Wirrwitz 2009: 13) oder aber deshalb unklar bleiben muss, weil die Fülle der Funktionen und Verwendungsmöglichkeiten eines Ausdrucks vom Einzelnen nicht überblickt werden kann (Busse 1992: 50). So können Palmen alltagsprachlich als *Bäume* bezeichnet werden, obwohl sie botanisch keine Bäume sind und auch keine Zweige aufweisen, dafür aber schöne grüne Blätter. Wie eine Palme sieht die Nachbildung eines urzeitlichen Baumes (Siegelbaum) aus, die vor dem Frankfurter Senckenberg-Museum zu bestaunen ist (Abbildung 3).



Abbildung 3: Siegelbaum, Senckenbergmuseum Frankfurt am Main (Foto: H.K.)

Sehr deutlich sind die Wurzeln ausgeprägt, aber Zweige sind im Unterschied zu den hinter dem urzeitlichen Baum stehenden lebendigen Bäumen nicht zu sehen. Stattdessen ähnelt die Krone einer großen Frucht oder Blüte. Vielleicht sind es dicht

beieinanderliegende Blätter. Mit Wirrwitz (2009: 13) könnte man nun fragen, ob es sich um einen Baum oder eine riesige Blume handelt. Dennoch wird diese Nachbildung einer Baumart, die es nicht mehr gibt, aufgrund des Stamms, der sichtbaren Wurzeln, der Größe und der Funktion – der Baum repräsentiert die Landschaft des in seiner Nähe aufgebauten Tyrannosaurus Rex – leicht als Baum identifiziert. Die Merkmale PFLANZE, VERTIKALE AUSRICHTUNG, WURZELN, STAMM genügen in diesem Fall, die Skulptur als Baum zu erkennen und zu benennen. Das Merkmal der Allgemeinbedeutung, das Svetlana Pesina grundsätzlich sinnvoll vorgeschlagen hat (ZWEIGE MIT GEMEINSAMEN URSPRUNG), ist dagegen gar nicht oder nur sehr schwach ausgeprägt. Bei der Bezeichnung der Säulen im Garten der Familie Ioanidis fehlt die Verzweigung ebenfalls, und das Gleiche gilt auch für die Rede „Einen alten Baum verpflanzt man nicht“, deren Metaphorik nicht vom Merkmal ZWEIGE, sondern von den Merkmalen WACHSEN und WURZELN motiviert ist. Nicht metaphorisch ist die Bezeichnung *Baum* für die horizontale Stange, die auf Segelbooten zum Anbringen eines Segels im rechten Winkel mit dem Mast verbunden ist. Sie ist nur noch mit dem Merkmal STAMM in Verbindung zu bringen. Solche sehr speziellen Referenten treten in der Regel nicht bei den Übersetzungsäquivalenten eines Ausdrucks in anderen Sprachen auf. Das russische Wort *Gik* für den Baum des Segelboots ist weit von *Derevo* entfernt, und englisch *Boom* ist zwar etymologisch mit *Baum* verbunden, hat aber einen deutlichen Abstand zum heutigen *Tree*.



Abbildung 4: Baum, Segelboot (Zeichnung: H.K.)

Die Beobachtungen sprechen dafür, dass die vermeintliche Allgemeinbedeutung nicht in allen Fällen die semantische Invariante des Wortgebrauchs darstellt und möglicherweise eine Reihe von Bedeutungen aufgelistet werden muss, die zusammen die Semantik eines Lexems, das dann polysem zu nennen ist, ausmachen. In der von Roland Posner eingeführten Terminologie ist diese Position *bedeutungsmaximalistisch* (auch *code-maximalistisch*), während die Formulierung von Allgemein- und Grundbedeutungen *bedeutungsminimalistisch* (auch *code-minimalistisch*) ist (Posner 1979: 361–374, 1997: 234–235; siehe auch Bierwisch 1982, 1983; Recanati 2004: 23–26; Kienpointner 2008: 81). Aus bedeutungsmaximalistischer Sicht enthalten sprachliche Einheiten Bedeutungen, die zueinander in einem disjunktiven Verhältnis stehen und aufgelistet werden können. Dieses „Listen-Modell“ (vgl. Dobrovolskij 2006: 33) ist das übliche Verfahren der Angabe von Bedeutungsvarianten in Lexika. Der Kontext hat unter dieser Voraussetzung die Funktion eines Filters, der aus der Vieldeutigkeit der verwendeten sprachlichen Einheiten aktuelle Bedeutungen ausfiltert (Monosemierung). So betrachtet beispielsweise Gennadij Kolšanskij in seiner *Kontextsemantik* Kontexte als Gesamtheit der Bedingungen, die eindeutige kommunikative Einheiten (*odnoznačnye kommunikativnye edinicy*) bilden, indem sie die eine oder andere Bedeutung von (polysemen) Wörtern, Wortverbindungen usw. fixieren (Kolšanskij 1980: 126). Werden dagegen abstrakte Allgemeinbedeutungen als Bedeutungsinvarianz angenommen, so müssen diese im Kontext angereichert und für den konkreten Wortgebrauch spezialisiert werden. Aus der Voraussetzung von elementaren Grundbedeutungen folgt wiederum etwas anderes, und zwar, dass die Verwendung eines Lexems zu einer Interpretation des mit ihm bezeichneten Gegenstands führt, im Falle von *Baum* also zum Beispiel auch beim Baum eines Segelschiffs noch ein Zusammenhang zum pflanzlichen Baum durchsichtig bleibt: das Material Holz (auch wenn der konkrete Gegenstand heute meist aus einem anderen Material ist) und die in horizontale Lage gebrachte, ursprünglich aber vertikale Ausrichtung. Die Frage ist jedoch, wie viele Komponenten die Formulierung einer Grundbedeutung aufweisen muss. Auch dies kann wiederum minimalistisch oder maximalistisch geschehen. Minimalistisch ist die Beschränkung auf notwendige Merkmale. Im Falle von *Baum* ist die Grundbedeutung in dieser Form mit wenigen semantischen Merkmalen zu beschreiben:

+PFLANZE, +WACHSEN, +WURZELN, +VERTIKALE AUSRICHTUNG, +STAMM, +KRONE, +ZWEIGE, +BLÄTTER (NADELN).

Diese Merkmalliste kann erweitert und ausdifferenziert werden. Einen solchen maximalistischen Vorschlag innerhalb des Bedeutungsminimalismus hat Anna

Wierzbicka in ihrer aus semantischen Primitiva gebauten Metasprache für die Semantik von *Trees* gemacht. Die Basisbedeutung enthält in ihrer Darstellung die Bedeutung *Plant*, die aufgelöst in semantische Primitiva als *THING WHICH GROWS OUT OF THE GROUND* definiert wird. Wierzbickas Bedeutungsbeschreibung für *Trees* lautet:

A KIND OF THING WHICH GROWS OUT OF THE GROUND

THINKING OF THINGS OF THIS KIND PEOPLE WOULD SAY THAT THERE ARE MANY DIFFERENT KINDS OF THEM

IMAGING THINGS OF THIS KIND PEOPLE COULD SAY THESE THINGS ABOUT THEM: ... (Wierzbicka 1985: 182)

Darauf folgen über zwei Seiten spezielle Beschreibungen zu den Kategorien *SIZE*, *APPEARANCE* (*trunk, branches, twigs, leaves, bark, roots*), *GROWING* und *RELATION TO PEOPLE* (Wierzbicka 1985: 182–183).

Mit *SIZE* und *RELATION TO THE PEOPLE* weist Wierzbickas Bedeutungsbeschreibung von *Trees* mehr Komponenten als die elementare minimalistischen Darstellung auf, vor allem aber werden die einzelnen Komponenten (z. B. *ZWEIFE, BLÄTTER, WACHSEN*) ihrerseits komponential beschrieben. So heißt es von Blättern (*leaves*) unter anderem: „they can be much bigger than a person’s hand / or smaller than a person’s finger / but wanting to imagine things of this kind / people would imagine them as not much bigger or smaller than a person’s hand“ (Wierzbicka 1985: 182). In diesen Explikationen ist umgesetzt, was schon Christian Wolff im Anschluss an seine oben zitierte Erörterung des Begriffs *Tisch* forderte: „Soll nun dieser Begriff vollständiger werden; so muß man ferner untersuchen, was vor Dinge an dem *Blate*, was vor Dinge an dem *Gestelle* sich unterscheiden lassen“ (Wolff 1978: 132). Aber eine so ausführliche Auflistung von Bedeutungskomponenten wie die Wierzbickas wirkt ausufernd, und es fragt sich, ob sie als abgeschlossen angesehen werden kann oder infinit ist (und damit als Invarianzbeschreibung gar nicht tauglich) und ob tatsächlich alle aufgeführten Merkmale notwendig für das Bedeutungsverstehen von *Trees* sind.

Denken wir nun wieder an den Garten der Familie Ioanidis. Die Erklärung, wie es möglich ist, mit dem Ausdruck *Bäume* auf Säulen zu referieren, unterscheidet sich je nachdem, ob die Semantik des Lexems bedeutungsmaximalistisch aufgefasst wird oder minimalistisch als Allgemein- oder als Grundbedeutung.

Gehen wir von einer Allgemeinbedeutung von *Baum* aus, so erfordert der referentielle Ausschnitt, in dem die Auswahl der möglichen Referenten der Äußerung „Hängt die Girlande zwischen die Bäume“ festgelegt ist, der Extension des Lexems *Baum* potentielle Referenten hinzuzufügen, die in anderen Kontexten als *Säule* bezeichnet werden. Aus bedeutungsmaximalistischer Sicht wird dagegen im selben Ausschnitt eine mögliche Bedeutung aktiviert, und zwar vor allem mit den Merkmalen VERTIKALE AUSRICHTUNG und STAMM, während anderes ausgefiltert ist. Nach der bedeutungsminimalistischen Position, Grundbedeutungen als Invarianz anzunehmen, erlaubt und erfordert der Ausschnitt dagegen, Gegenstände, die in der Regel als Säule bezeichnet werden, als Baum zu interpretieren.

Während sich die Formulierung von Allgemeinbedeutungen in den referentiellen Bezugnahmen des alltäglichen Sprachgebrauchs schnell als defizitär erweist, weil zum Beispiel die klare Abgrenzung von Bäumen und anderen Pflanzen in bestimmten Fällen erschwert ist, und bei maximalistischen Bedeutungslisten die Schwierigkeit bleibt, sie definitiv abzuschließen (was auch für die Erweiterung der Grundbedeutung bei Wierzbicka gilt), lassen sich mit der Annahme von Grundbedeutungen als semantischer Invarianz zahlreiche Phänomene wie besonders der übertragende Gebrauch von Lexemen leicht erklären. Aus der Grundbedeutung werden bestimmte Merkmale aktiviert, über die eine Verbindung zur gesamten Grundbedeutung hergestellt wird: zum Beispiel das Merkmal STAMM bei einem Baum auf einem Segelschiff oder das Merkmal WURZELN im Phraseologismus „Einen alten Baum verpflanzt man nicht“. Die Grundbedeutung erklärt auch, warum als Baum bezeichnete Schemata oftmals ikonisch als Bäume im Sinne von Pflanzen dargestellt werden. Das ist nicht nur bei Stammbäumen so, sondern zum Beispiel auch beim Baum-Modell der Entwicklung der Sprachen von August Schleicher oder bei Ernst Haeckels Stammbaum des Menschen und sehr verbreitet beim Baum des Porphyrius, mit dem vom Mittelalter bis in die frühe Neuzeit der Kosmos in Belebtes und Unbelebtes, Intelligibles und nicht Intelligibles usw. eingeteilt werden konnte, und zwar in der Darstellung eines Baumes mit Wurzeln, Stamm und Zweigen (Reinwald 1991: 369–370; Küster 2006: 71–72 und 567–568; Michel et al. 2012–2017; Abbildung 5). Aktiv ist diese Bildmetaphorik bis heute. So finden sich auf den Umschlagabbildungen generativistischer linguistischer Arbeiten nicht selten Abbildungen von Bäumen; zum Beispiel bei Peter W. Culicovers und Ray Jackendoffs *Simpler Syntax* aus dem Jahr 2005 (Abbildung 6).



Abbildung 5: Baum des Porphyrios in Petrus Hispanus, *Tractatus duodecim*, 1514 (bei Reinwald 1991: 369)

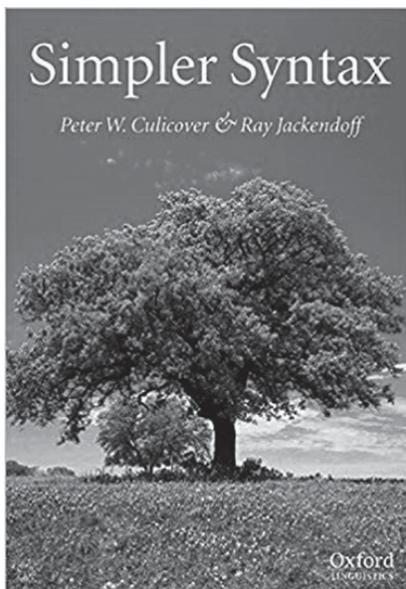


Abbildung 6: *Simpler Syntax*, Oxford 2005

Der Zusammenhang zwischen Baum und Schema bleibt auch dann gewahrt, wenn wie im Russischen beide sprachstilistisch unterschieden werden. Die Genealogie, der Baum des Porphyrios oder mythologische Konzepte wie der biblische Baum des Lebens werden in der Regel mit dem Kirchenslavismus *Drevo*, der Baum als Pflanze mit dem russischen Wort *Derevo* bezeichnet. Aber das ändert nichts an der Bildikonographie.

Ich nehme nun an, dass die Grundbedeutung als lexikalische Invarianz in Äußerungen mit den Kontextbedingungen der Kommunikationssituationen, in denen die Äußerungen getätigt werden, jeweils interagiert und Schlussfolgerungen seitens der Rezipientinnen und Rezipienten auf das von den Proponenten und Proponentinnen Gemeinte ermöglichen. An anderer Stelle habe ich diese Annahme als *partiellen Kontextualismus* bezeichnet (Kuße 2012: 97–99, 2014), dessen Funktionalismus ich nun kurz zeigen möchte.

In der Grundbedeutung von *Baum* wird mit dem Lexem eine Pflanze bezeichnet, die Eigenschaften wie Wurzeln, Stamm und Zweige aufweist. Mit demselben Wort kann aber auch ein Gegenstand aus Gips oder Bronze oder einem anderen

Material bezeichnet werden, der keine Pflanze ist. Ob nun die Eigenschaften der Pflanze wichtig sind oder nicht, hängt von der Äußerungssituation und ganz wesentlich von den Sprechhandlungen ab, in denen das Wort *Baum* verwendet wird. Auch sie bilden Ausschnitte, in denen bestimmte Merkmale der Grundbedeutung eines Lexems kommunikativ relevant sind, andere jedoch nicht. In diesem Fall handelt es sich um kommunikative Ausschnitte, die von den Akteuren zum Teil selbst erzeugt werden, ihnen durch den kommunikativen Kontext, in dem sie agieren, aber auch vorgegeben sein können. Wenn sich zum Beispiel zwei Personen am Penone-Baum in Kassel VERABREDEN, so spielt es keine Rolle, ob der so bezeichnete Gegenstand aus Holz, Gips oder Bronze ist, weil für die Sprechhandlung VERABREDEN nur die Wiedererkennbarkeit des Verabredungsortes, nicht aber seine Beschaffenheit kommunikativ relevant ist (Kuße 2012: 99). Wenn jedoch über das Kunstwerk als Kunstwerk gesprochen wird, rückt auch das Material wieder in den Fokus. In diesem kommunikativen Kontext handeln die Kommunikationspartnerinnen und -partner anders als bei einer bloßen Verabredungshandlung in einem besonderen Diskurs, den ich in diesem Fall, dem Gespräch über Kunstwerke, *ästhetisch* nennen möchte. Diskurse, die seit langem bereits der Gegenstand einer Linguistik der kommunikativen Makroebene sind (Warnke und Spitzmüller 2011; Kuße 2012: 101–126, 2019b), geben Rahmenbedingungen des Ausdrucks und des Bedeutungsverstehens vor, unter anderem, welche semantischen Merkmale einzelner Lexeme und welche Eigenschaften von Bezugsgegenständen kommunikativ relevant sind. Im ästhetischen Diskurs kann das Material, Bronze, in der Bewertung des Objekts zum Argument werden. Der Diskurs und die Kommunikationssituation sind andere und auch die Sprechhandlung ARGUMENTIEREN, die in ihnen dominiert, unterscheidet sich signifikant von der Sprechhandlung VERABREDEN, in der z. B. die für ARGUMENTIEREN wichtige Teilhandlung BEWERTEN irrelevant ist. Besondere kommunikative Ausschnitte bilden auch mythologische, philosophische oder literarische Kontexte. So sind mythologische Konzepte wie der Weltenbaum (Yggdrasil) aus der skandinavischen Edda oder der Baum des Lebens und der Baum der Erkenntnis im Buch Genesis unmittelbar aus der Grundbedeutung von *Baum* abgeleitet und rufen die Vorstellung großer Laubbäume hervor, das hindert aber nicht daran, in ihnen sehr viel mehr zu sehen als Bäume im Wald. Bei mythosanalogen Baum-Metaphern werden bestimmte Merkmale besonders aktiviert. Wenn zum Beispiel im 19. Jahrhundert der russische Philosoph Vasilij Rozanov den russischen Dichter Nikolaj Černyševskij einen „gefällten Baum des Lebens“ (*srublennoe drevo žizni*) nannte (Kantor 2016: 7), dann rückt das Merkmal WACHSEN ins Zentrum, das hier mit der Metaphorik des Fällens als abgebrochen und zerstört konzipiert wird. Der Äußerungskontext lässt keinen Zweifel daran, dass es um

das Konzept SCHICKSAL geht. In Goethes „Grau, teurer Freund, ist alle Theorie, und grün des Lebens goldner Baum“ aus dem *Faust* tritt über die Farbe vor allem das Merkmal BLÄTTER in den Vordergrund, aber die Opposition von Theorie und Leben macht klar, dass die Metapher *goldner Baum* bestimmte Lebensvollzüge und Lebensgenuss bedeutet. Und wenn in literarischen Kontexten gefällte Bäume auftauchen, so ist es der vom Autor gebildete literarische Ausschnitt, in dem diese Bäume für größere Zerstörungen und Lebenswenden stehen (siehe Kessler 2013 zu Blaumanis und Čechov).

3 Die Bedeutung von *Bachelor*: Invarianz und kultureller Kontext

Im partiellen Kontextualismus sind Invarianz- und Inferenzsemantik miteinander verbunden. Grundbedeutungen werden als Teil des kommunikativen Erschließungsprozesses verstanden. In einem gegebenen kommunikativen Ausschnitt aktiviert die Grundbedeutung eine bestimmte Interpretation des Gegenstandes, auf den eine Sprecherin oder ein Sprecher Bezug nehmen. Dieser Ansatz lässt sich als holistisch bezeichnen, und zwar im Sinne des von Georg Bertram, David Lauer, Jasper Liptow und Martin Seel „postformalistisch“ genannten Holismus, demzufolge „Sprache als ein irreduzibler Aspekt des menschlichen Stands in der Welt begriffen [wird], der mit vielen anderen Aspekten interdependent zusammenhängt“ (Bertram et al. 2008: 21). Dieser Holismus entspricht der von dem belarussischen Linguisten Aleksandr Kiklevič geforderten integralen Linguistik, die Sprache in kommunikativen Handlungen nach dem Prinzip der Optimalität untersucht. Dieses Prinzip der Optimalität „besteht darin, dass sich abhängig vom Typ der sprachlichen Handlung, der Umgebung, der Situation der sprachlichen Subjekte usw. die Beziehungen zwischen Aspekten des Zeichens in einer Weise konfigurieren, dass die Wechselwirkung zwischen Sprache und äußerer Umgebung optimal ist“ (Kiklevič 2013: 25).

Eine populäre holistische und inferentialistische, nicht jedoch invarianz-semantische Theorie der Bedeutung ist die in der Linguistik von Charles Fillmore begründete Frame-Semantik (Fillmore 1973, 1977; Busse 2012), in der die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke grundsätzlich interdependent zu Wissensrahmen gesehen wird, die sich aus der Äußerungssituation ergeben. Die Bedeutung der in einer konkreten Kommunikationssituation gebrauchten Ausdrücke wird jeweils aus dem in der Situation aktuellen Weltwissen erschlossen (vgl. Busse 2009: 83). Auch in der Frame-Semantik schließt der Inferentialismus ähnlich wie bei Robert Brandom im Gegensatz die Annahme von Bedeutungsinvarianz aus. Statt lexikalischer Invarianz, die in Form von semantischen

Merkmale erfasst wird, werden framesemantisch jedoch im Sprachgebrauch verdichtete Bedeutungsfrequenzen angenommen. Alexander Ziem spricht in diesem Zusammenhang von Gebrauchsbedeutungen und Bedeutungspotentialen, die innerhalb eines Frames Standardwerte bilden, aber niemals unabhängig von den Sprachbenutzern existieren, die sie in der Kommunikation aktivieren (Ziem 2008: 239). Aufgrund der Standardwerte kommt es jedoch zur Wechselwirkung von Gebrauch und Verstehen, in der Einstellungen zu einzelnen Referenten und komplexen Sachverhalten gesteuert werden. In diesem *Framing* (im Deutschen auch *Framen*) werden durch den Gebrauch bestimmter Lexeme, die als Füllwerte (*Filler*) für übergeordnete Kategorien (*Slots*) wie z. B. AGENS, PATIENS, WERT, ZIEL, HANDLUNG usw. auftreten, Werthaltungen ausgedrückt und übertragen, was besonders im politischen oder auch gesellschaftlichen Diskurs sichtbar wird (Klein 2014: 316–321; Wehling 2016). So ergibt sich etwa mit der axiologisch negativen Bezeichnung bestimmter Personen als *Terroristen* ein ganz anderer Frame, als wenn dieselben Personen als *Freiheitskämpfer* bezeichnet würden (Lakoff und Wehling 2009: 115–122; Kuße 2019c: 67–68, 113–120). Frames werden jedoch nicht nur durch die Bedeutungspotentiale von Lexemen motiviert, sondern auch durch kommunikative Praktiken, stereotype Vorstellungen von Interaktionspartnern, die Kenntnis der Spielregeln von Institutionen, in denen kommuniziert wird usw. (vgl. Gawron 2019: 59–63). Zu dem Wissen, das den Rahmen für Bedeutungen und Bedeutungsverstehen bildet, in denen Standardbedeutungen mitspielen und sich verfestigen, gehören somit sprachliche Konventionen und Routinen für bestimmte Kommunikationssituationen, Vorannahmen über die Erwartungen der Gesprächspartner, die Notwendigkeit Redeweisen zu variieren, die Art der Welt-Wahrnehmung (Fillmore 1973: 284) und das gesamte Welt-Wissen der Kommunikationspartnerinnen und -partner. Daraus jedoch folgt, dass weder die Wissensrahmen noch Bedeutungen eingrenzbar sind, was die linguistische Darstellung an die Grenzen des Darstellbaren führt (vgl. Busse 2012: 53, der in diesem Zusammenhang von der Frame-Semantik sogar als „Büchse der Pandora“ spricht).

Meine These ist nun, dass die Annahme von Grundbedeutungen als Bedeutungsinvarianz den Ausgangspunkt für die systematische Beschreibung von aktuellen Bedeutungsvariationen, Framing und Bedeutungsverstehen bilden kann und sollte, da Grundbedeutungen in den referentiellen und kommunikativen Ausschnitten, mit und in denen Menschen kommunizieren, immer die notwendige Bedingung des Bedeutungsverstehens sind.

An dem bekannten und viel diskutierten Beispiel *Bachelor* und seinem deutschen und russischen Äquivalent *Junggeselle* bzw. *Cholostjak* sollen nun im Folgenden die Interaktion des Lexems in seiner Grundbedeutung mit

kommunikativen und kulturellen Kontexten besprochen und dabei die genannten holistischen semantischen Erklärungsmuster verglichen werden. Ich beginne wieder mit der Unterscheidung von Allgemein- und Grundbedeutung.

Roman Jakobson hat am Beispiel *Bachelor* zu zeigen versucht, wie die Allgemeinbedeutungen von polysemen Ausdrücken erkannt werden können. *Bachelor* bezeichnet einen unverheirateten Mann, eine männliche Person mit einem bestimmten akademischen Grad, einen Ritter ohne eigenes Banner und einen Seehund in der Brunftzeit ohne Weibchen. Neben allgemeinen Merkmalen wie +ERWACHSEN, +BELEBT, +MÄNNLICH weisen nach Jakobson alle Bedeutungen das gemeinsame Merkmal +UNVOLLSTÄNDIG auf, das mit dem Test der *aber*-Einsetzung sichtbar gemacht werden kann: “adult man, but unmarried”; “holder of an academic degree, but the lowest”; “knight, but without a banner of his own”; “young male adult seal, but without a mate during breeding time” (Jakobson 1990: 317–318). Gemeinsam ist allen speziellen Bedeutungen von *Bachelor* also, dass mit dem Lexem ein männliches Lebewesen mit einem Defizit bezeichnet wird. Dies kann als invariantes Merkmal gesehen werden, aber die Bedeutungsbeschreibung bleibt unterspezifiziert. Auch für einen Diakon in der katholischen Kirche oder einen Assistenzarzt ebenso wie für alle jungen männlichen Säugetiere ohne Weibchen in der Brunftzeit treffen die gemeinsamen Merkmale von *Bachelor* zu, ohne dass sie mit dem Lexem bezeichnet werden. Die Merkmale erklären also nicht, warum ein Seehund und ein junger Akademiker *Bachelor* genannt werden können, ein junger Hirsch und ein Diakon aber nicht.

Die Bestimmung der Grundbedeutung ist komplizierter als im Fall *Baum* oder *Tree* und ist diachron anders zu bewerten als synchron. Historisch ist *Bachelor* vermutlich eine Übernahme aus dem Französischen und bezeichnete im 13. Jahrhundert zunächst “young man” oder “youthful knight, novice in arms”, also eine soziale Stellung im Ritteradel, die ja auch Jakobson als eine Bedeutung angibt. Im 14. Jahrhundert kamen zunächst “young unmarried man” und später “one who has taken the lowest degree in a university” hinzu.¹ Historisch wären demnach die Merkmale +YOUNG, +MALE, +KNIGHT als Grundbedeutung anzunehmen, aber das gilt in der Gegenwartssprache nicht mehr. Synchron ist eher +MALE, +ADULT, +UNMARRIED die Grundbedeutung, und in dieser Bedeutung entfallen die Merkmale +YOUNG, +KNIGHT. Dennoch bildet *Bachelor* in seinen verschiedenen Bedeutungen nicht einfach eine Liste unverbundener Homonyme. Sie sind zumindest prototypisch miteinander über das Merkmal YOUNG

1 www.etymonline.com/word/bachelor (Abruf am 05. März 2020).

verbunden, da unverheiratete Männer und solche mit einem Bachelor-Abschluss nicht zwingend, aber protypisch zur jüngeren Generation gehören. Beim Seehund ohne Weibchen kann das Merkmal UNMARRIED leicht übertragen werden.

Welche Erweiterung der Grundbedeutung in speziellen Verwendungen notwendig ist, ist sprachspezifisch. Das Merkmal +AKADEMIKER kann bei *Junggeselle* im Deutschen und *Cholostjak* im Russischen in keinem Gebrauch hinzugefügt werden. Historisch kann im Deutschen mit *Junggeselle* stattdessen ein Geselle im ersten Lehrjahr gemeint sein (vgl. Ziem 2008: 137).

Besonders am Beispiel *Bachelor* entzündete sich die Kritik an der Merkmalsemantik, aber nicht aufgrund der schwierigen Beziehung der unterschiedlichen Bedeutungen des Wortes (oder der Wörter), sondern aufgrund der Merkmalliste +LEBEWESEN, +MENSCHLICH, +MÄNNLICH, +ERWACHSEN, +UNVERHEIRATET (Bierwisch 1979: 139; Katz 1980: 61; Kienpointner 2008: 77–78). Die Skepsis an der Liste ist damit begründet, dass Personen (menschliche Lebewesen) wie der Papst oder Tarzan zwar erwachsen, männlich und unverheiratet sind, es aber komisch wäre, den Inhaber des Papstamtes oder den Herrscher des Dschungels als *Bachelor* oder *Junggesellen* zu bezeichnen (Fillmore 1977: 67–71; Lakoff 1987: 70–71; siehe Ziem 2008: 137–138; Kienpointner 2008: 94). Eine Erklärung dafür lautet, dass die Merkmale nicht ausreichen, um die Bedeutung von *Junggeselle* oder *Bachelor* zu verstehen, sondern „Annahmen über soziale Praktiken (Heirat, Scheidung, Zölibat)“, oder (bei anderen Beispielen) „Vorstellungen über gesellschaftlich relevante Normen (Heterosexualität vs. Homosexualität, Monogamie vs. Polygamie)“ dazu kommen müssen (Ziem 2008: 138). Zum Verständnis von Äußerungen, in denen das Wort *Junggeselle* vorkommt, stimmt das sicher, aber – und darin liegt der Fehlschluss dieser Folgerung – nicht für das Verstehen des Wortes selbst. Den Papst oder Tarzan als *Junggesellen* zu bezeichnen, ist nur für diejenigen komisch, die wissen, was ein Papstamt ist und die literarische Figur kennen, aber dieses Wissen ist das Bedeutungswissen von *Papst* und *Tarzan* und nicht (auch nicht situativ) von *Junggeselle*. Mit Grice lässt sich von der Verletzung der Maxime der Relation (Relevanzmaxime) sprechen, die uns entweder lachen, den Kopf schütteln oder nach einer Interpretation suchen lässt, was uns eine Aussage wie „Der Papst ist ein Junggeselle“ zu verstehen geben soll. Deshalb ist auch Anna Wierzbickas Erweiterung der gängigen Merkmalliste um das Merkmal + KANN/DARF HEIRATEN (Wierzbicka 1990: 348–349, Kienpointner 2008, 94–95), um zu erklären, dass *Junggeselle* weder auf den Papst noch auf Tarzan angewendet werden kann, ohne einen komischen Effekt zu erzeugen, nicht notwendig. Es ist zudem möglich, über Personen zu äußern, sie seien Junggesellen, auch wenn diese nicht heiraten können. „Katholische Priester sind Junggesellen“ klingt zwar weniger akzeptabel als „Katholische Priester

sind unverheiratet“, ist aber ebenso möglich als Informationen für Personen, die zwar wissen, was *Priester* bedeutet, aber keine Kenntnis von der speziellen Zölibatsregel der katholischen Kirche haben. „Mönche sind Junggesellen“ wäre dagegen ebenso abweichend wie „Der Papst ist ein Junggeselle“, da zum Mönchsstand im Unterschied zum Priesteramt (man denke an Priester in den Orthodoxen Kirchen) in der Regel das Merkmal +UNVERHEIRATET gehört.

Wie sieht es aber mit der Aussage aus, Jules Vernes Phileas Fogg sei (bevor er Frau Aouda gerettet und geheiratet hat) ein Junggeselle gewesen? Daran ist im Unterschied zur gleichen Aussage über Tarzan vor seiner Bekanntschaft mit Jane nichts komisch, obwohl Phileas Fogg so etwas wie der prototypische Junggeselle der Weltliteratur ist. Der Unterschied ist, dass das Prädikat *Junggeselle* im Falle von Phileas Fogg etwas über den Charakter der Figur aussagt, also nicht redundant ist.

In Prädikationen wird der Bezugsausdruck einer Kategorie zugeordnet („Phileas Fogg ist ein Mann“) oder kategorisiert und spezifiziert („Phileas Fogg ist ein Junggeselle“). Über die Kategorisierung und Spezifizierung hinaus können sich mit einem Ausdruck aber auch weitere Inhalte, Assoziationen usw. verbinden, die in konkreten Kommunikationssituationen relevant werden. Casanova ist ein anderer Junggeselle als Phileas Fogg, geradezu sein Gegenteil, und die Information, dass Peter ein Junggeselle sei, lässt andere Schlüsse zu, je nachdem, ob jemand dabei mehr an den Junggesellentyp Phileas Fogg oder an den Typ Casanova denkt. Ebenso ist eine Äußerung wie „Auch nach seiner Heirat ist Peter ein Junggeselle geblieben“ verständlich, obwohl sie offensichtlich falsch ist. Fokussiert werden hier eben sekundäre Merkmale wie EIGENSTÄNDIGKEIT, UNWILLE, SICH AUF EINE PARTNERIN EINZUSTELLEN usw., die mit der semantisch falschen Prädikation zum Ausdruck gebracht werden. Dass sie zum Ausdruck gebracht werden, setzt jedoch voraus, dass die explizite Aussage vom Sprecher oder der Sprecherin und Hörer oder Hörerin als falsch erkannt wird. Im Gegensatz dazu kann eine semantisch richtige Aussage kommunikativ unangemessen sein. Wenn Peter seit vielen Jahren mit einer Frau zusammenlebt, sie aber nicht verheiratet sind, dann ist es zwar formal richtig, zu sagen, Peter sei ein Junggeselle, die Aussage ist aber unangemessen, wenn damit auch etwas über das Leben von Peter gesagt sein soll. Ob ein Mann ein Junggeselle ist, sagt eben nichts mehr darüber aus, wie er lebt. Er kann wie ein verheirateter Mann mit einer Frau zusammenleben, Kinder haben usw. Und das ist auch der Grund, warum das Wort *Junggeselle* heute im Deutschen und in seinen Äquivalenten auch in anderen europäischen Sprachen nahezu ein Archaismus ist. Es „fällt auf, daß heute, angesichts der neuen Sitten, das Wort *Junggeselle* fast nicht mehr verwendet wird“, stellt Umberto Eco fest, und er bringt ein wichtiges Wort ins Spiel, das

mittlerweile an seine Stelle gerückt ist, aber geschlechtsneutral verwendet wird (und damit „den neuen Sitten“ besser Rechnung trägt): „Die Junggesellen gehören dem unbestimmten Archipel der Singles an, der unverheiratete Erwachsene beider Geschlechter umfaßt: Homosexuelle und Heterosexuelle, Geschiedene, Verwitwete“ (Eco 2000: 193).

Nun ist die mögliche Verwendung eines Ausdrucks jedoch nicht in allen Sprachkulturen gleich geregelt. Wenn im Deutschen *Junggeselle* leicht archaisch ist und heute vor allem in eher scherzhaften Wortbildungen wie *Junggesellenabschied* oder *Junggesellinnenabschied* vorkommt (in denen das Merkmal + UNVERHEIRATET dominant ist), so kann im Russischen das äquivalente Lexem *Cholostjak* durchaus verwendet werden. Ein wesentlicher Grund dafür ist, dass in der russischen Gesellschaft das Zusammenleben unverheirateter Paare weit aus weniger verbreitet ist als in der deutschen. Die Aussage „Peter ist Junggeselle“ lässt aufgrund des anderen gesellschaftlichen Hintergrunds deshalb andere Schlussfolgerungen zu als die russische Aussage „Ivan – cholostjak [Ivan ist Junggeselle]“. Im Deutschen ist unter weiter zu spezifizierenden Kontextbedingungen ein Schluss auf den Charakter eher möglich als im Russischen, während im Russischen die Aussage eher als im Deutschen den Schluss „Ist noch zu haben“ erlaubt. Es ist deshalb auch kein Zufall, dass eine beliebte Doku-Soap im Deutschen *Der Bachelor* und nicht *Der Junggeselle* heißt, während das gleiche Format im Russischen den Titel *Cholostjak* trägt. Das russische Wort und der russische kulturelle Kontext lassen also eher an den Casanova-Typ als an den Typ Phileas Fogg denken, wenngleich an einen Casanova, der im Unterschied zum historischen Vorbild die Ehe anstrebt.

4 Fazit

Semantischer Holismus und Inferenzsemantik schließen die Annahme von semantischer Invarianz nicht aus. Die mit semantischen Merkmalen darstellbaren Grundbedeutungen der verwendeten Sprachmittel interagieren mit dem aktuellen Kommunikationskontext, den kulturellen, gesellschaftlichen und speziellen diskursiven Kontexten einer Äußerung sowie den jeweiligen Sprechhandlungen. Welche semantischen Merkmale von Lexemen wie zum Beispiel *Baum* oder *Bachelor* in einer aktuellen Kommunikationssituation für die Akteure kommunikativ relevant sind, steht im unmittelbaren Zusammenhang mit Sprechhandlungen wie VERABREDEN, ERZÄHLEN, ARGUMENTIEREN usw. und hängt zudem von den Diskursen wie etwa politischer, ästhetischer, ökonomischer Diskurs usw. ab, in denen kommuniziert wird. So ist zum Beispiel das Material eines als *Baum* bezeichneten Gegenstands, ob er aus Holz, Gips

oder Bronze ist, irrelevant in der Sprachhandlung VERABREDEN, relevant jedoch in einem ästhetischen Diskurs über ein als *Baum* bezeichnetes Kunstwerk. Die Grundbedeutung mit den Merkmalen +PFLANZE, +WACHSEN, +WURZELN, +VERTIKALE AUSRICHTUNG, +STAMM, +KRONE, +ZWEIGE, +BLÄTTER (NADELN) bleibt dabei in allen Fällen gleich. Kulturelle Kontexte haben Einfluss auf die Vorstellung von Referenten und können die Auswahl bestimmter Lexeme beeinflussen wie etwa die in der Gegenwart eingeschränktere Verwendungsweise des Wortes *Junggeselle* im Deutschen im Unterschied zum Gebrauch von *Cholostjak* im Russischen, das aufgrund anderer gesellschaftlicher Rahmenbedingungen und kultureller Erwartungen weniger mit Assoziationen in Richtung einer bestimmten Lebensweise belegt ist als das deutsche Äquivalent. Kommunikation vollzieht sich immer in referentiellen und kommunikativen Ausschnitten, die die Menge der in einer aktuellen Kommunikationssituation möglichen Referenten und die aktuelle kommunikative Relevanz der semantischen Merkmale eines sprachlichen Ausdrucks begrenzen. In diesen Ausschnitten sind Grundbedeutungen Argumente im Schluss vom Gesagten auf das Gemeinte.

Literatur

- Apresjan, Jurij Derenikovič. 1995. Izbrannye Trudy [Ausgewählte Werke]. 2 Bde. I: *Leksičeskaja semantika. Sinonimičeskie sredstva jazyka* [Lexikalische Semantik. Synonyme Mittel der Sprache]. II: *Integral'noe opisanie jazyka i sistemnaja leksikografija* [Integrale Beschreibung der Sprache und lexikalische Semantik]. Moskva: Jazyki russkoj kul'tury.
- Bertram, Georg W., David Lauer, Jasper Liptow & Martin Seel. 2008. *In der Welt der Sprache: Konsequenzen des semantischen Holismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bierwisch, Manfred. 1979. Wörtliche Bedeutung – eine pragmatische Gretchenfrage. In Günther Grewendorf (Hg.), *Sprechakttheorie und Semantik*, 119–148. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bierwisch, Manfred. 1982. Semantische und konzeptuelle Repräsentation lexikalischer Einheiten. In Rudolf Růžička & Wolfgang Motsch (Hgg.), *Untersuchungen zur Semantik*, 61–99. Berlin: Akademie.
- Bierwisch, Manfred. 1983. Psychologische Aspekte der Semantik natürlicher Sprachen. In Wolfgang Motsch & Dieter Viehweger (Hgg.), *Richtungen der modernen Semantikforschung*, 15–64. Berlin: Akademie.
- Bondarko, Aleksandr Vladimirovič. 2002. *Teorija značenija v sisteme funkcional'noj grammatiki: Na materiale russkogo jazyka*. [Die Bedeutungstheorie

- im System der funktionalen Grammatik: Am Beispiel des Russischen]. Moskva: Jazyki slavjanskoj kul'tury.
- Brandom, Robert. 1994. *Making it explicit: Reasoning, representing, and discursive commitment*. Cambridge: Harvard University Press.
- Brandom, Robert. 2000. *Articulating reasons: An introduction to inferentialism*. Cambridge: Harvard University Press.
- Busse, Dietrich. 1992. *Textinterpretation: Sprachtheoretische Grundlagen einer explikativen Semantik*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Busse, Dietrich. 2009. *Semantik: Eine Einführung*. München: Wilhelm Fink.
- Busse, Dietrich. 2012. *Frame-Semantik: Ein Kompendium*. Berlin & Boston: de Gruyter.
- Coseriu, Eugenio. 1975. Geschichte der Sprachphilosophie. 2 Bände, 1: *Von der Antike bis Leibniz*. 2: *Von Leibniz bis Rousseau*. Tübingen: Narr.
- Dobrovolskij, Dmitrij O. 2006. Reguläre Polysemie und verwandte Erscheinungen. In Kristel Proost & Edeltraud Winkler (Hgg.), *Von Intentionalität zur Bedeutung konventionalisierter Zeichen: Festschrift für Gisela Harras zum 65. Geburtstag*, 29–64. Tübingen: Narr.
- Eco, Umberto. 2000 [1997]. *Kant und das Schnabeltier*. München: Carl Hanser.
- Fillmore, Charles J. 1973. A grammarian looks to sociolinguistics. In Roger W. Shuy (ed.), *Report of the twenty-third annual round-table meeting on linguistics and language studies*, 273–287. Washington, D.C.: Georgetown University Press.
- Fillmore, Charles. 1977. Scenes-and-frames semantics. In Antonio Zampolli (ed.), *Linguistic structures processing*, 55–81. Amsterdam: North-Holland.
- Foucault, Michel. 1995 [1966]. *Die Ordnung der Dinge: Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Freidhof, Gerd. 1999. Roman Jakobson (1896–1982) als Slavist und Sprachwissenschaftler. In Gerd Freidhof, Holger Kuße & Franz Schindler (Hgg.), *Slavische Sprachwissenschaft und Interdisziplinarität. Nr. 5*, 67–87. München: Otto Sagner.
- Gardt, Andreas. 1994. *Sprachreflexion in Barock und Frühaufklärung: Entwürfe von Böhme bis Leibniz*. Berlin & New York: de Gruyter.
- Gawron, Jean-Mark. 2019. Frame Semantics. In Claudia Maienborn, Klaus von Heusinger & Paul Portner (eds.), *Semantics Theories*, 56–85. Berlin & Boston: de Gruyter.
- Grice, Herbert Paul. 1989. *Studies in the way of words*. Cambridge: Harvard University Press.

- Grice, Herbert Paul. 1993a. Intendieren, Meinen, Bedeuten. In Georg Meggle (Hg.), *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*, 2–15. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Grice, Herbert Paul. 1993b. Sprecher-Bedeutung und Intentionen. In Georg Meggle (Hg.), *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*, 16–51. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Grice, Herbert Paul. 1993c. Sprecher-Bedeutung, Satz-Bedeutung, Wort-Bedeutung. In Georg Meggle (Hg.), *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*, 85–111. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hennigfeld, Jochem. 1994. *Geschichte der Sprachphilosophie: Antike und Mittelalter*. Berlin & New York: de Gruyter.
- Humboldt, Wilhelm von. 1988 [1830–1835]. Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. In *Werke in fünf Bänden. Bd. 3: Schriften zur Sprachphilosophie*. Herausgegeben von Andreas Flitner und Klaus Giel, 368–756. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Jakobson, Roman. 1974 [1936]. Beitrag zur allgemeinen Kasuslehre. In Roman Jakobson, *Form und Sinn: Sprachwissenschaftliche Betrachtungen*, 77–123. Herausgegeben von Eugenio Coseriu. München: Wilhelm Fink.
- Jakobson, Roman. 1990 [1972]. Some questions on meaning. In Roman Jakobson, *On Language*, edited by Linda R. Waugh & Monique Monville-Burston. Cambridge: Harvard University Press, 315–323.
- Kantor, Vladimir Karlovič. 2016. „Srublennoe drevo žizni“: *Sud’ba Nikolaja Černyševskogo*. [Der gefällte Baum des Lebens: Das Schicksal Nikolaj Černyševskijs] Moskva: ROSSPĚN.
- Katz, Jerrold J. 1980. *Propositional structure and illocutionary force*. Cambridge: Harvard University Press.
- Kessler, Stephan. 2013. Kailcirtes motīvs Rūdolfā Blaumaņa drāmā „Indrāni“ (1904) un Antona Čehova komēdijā „Ķiršu dārzs“ (1904) [Das Motiv des Kahlschlags in Blaumanis’ Drama „Indrāni“ (1904) und Čehovs Komēdie „Višnėvyj sad“ (1904)]. In Ieva Kalniņa (Hg.), *Rūdolfis Blaumanis: teksts un konteksts*, 345–356. Riga: Latvijas Universitātes Akadēmiskais apgāds.
- Kienpointner, Manfred. 2008. The case for core meaning. In Kēpa Korta & Joana Garmendia (Hgg.), *Meaning, intentions, and argumentation*, 77–102. Stanford: CSLI Publications 2008.
- Kiklevič, Aleksandr. 2013. *Vetka višni... Stat’i po lingvistike* [Der Kirschblüten-zweig... Beiträge zur Linguistik]. Olsztyn: Centrum Badań Europy Wschodniej.

- Klein, Josef. 2014. *Grundlagen der Politolinguistik: Ausgewählte Aufsätze*. Berlin: Frank & Timme.
- Klein, Wolf-Peter. 1991. *Am Anfang war das Wort: Theorie- und wissenschaftsgeschichtliche Elemente frühneuzeitlichen Sprachbewusstseins*. Berlin: Akademie.
- Koľšanskij, Gennadij Vladimirovič. 1980. *Kontekstnaja Semantika* [Kontextsemantik]. Moskva: Nauka.
- Küster, Marc Wilhelm. 2006. *Geordnetes Weltbild: Die Tradition des alphabetischen Sortierens von der Keilschrift bis zur EDV: Eine Kulturgeschichte*. Tübingen: de Gruyter.
- Kuße, Holger. 2004. *Metadiskursive Argumentation: Linguistische Untersuchungen zum russischen philosophischen Diskurs von Lomonosov bis Losev*. München: Otto Sagner.
- Kuße, Holger. 2012. *Kulturwissenschaftliche Linguistik: Eine Einführung*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Kuße, Holger. 2014. Partiieller Kontextualismus: Zur Logik und rhetorisch-diskursiven Funktionalität koordinierender Konjunktionen im Deutschen und Russischen. In Natalija Babenko (Hg.), *Jazykovaja sistemnost' i diskursivnye praktiki: XI. s-ezd rossijskogo sojuza germanistov: Kazan', 21.–23. nojabrja 2013 goda* [Sprachliches System und diskursive Praktiken: XI. Kongress des russischen Germanistenverbandes: Kasan, 21.–23. November 2013], 44–60. Moskva: Jazyki slavjanskoj kul'tury.
- Kuße, Holger. 2016. Argumentationslinguistik und integrale Sprachbeschreibung. In Simona Brunetti, Josephine Klingebiel-Schieke, Chiara Maria Pedron, Marie-Christin Piotrowski, Antonella Ruggieri & Rebecca Schreiber (Hgg.), *Versprachlichung von Welt – I mundo in parole: Festschrift zum 60. Geburtstag von Maria Lieber*, 183–199. Tübingen: Stauffenburg.
- Kuße, Holger. 2019a. Triadischer Universalismus: Repräsentation und Konsenspragmatik bei Johann Amos Comenius. *Zeitschrift für Slawistik* 64/4, 572–601.
- Kuße, Holger. 2019b. Kulturwissenschaftliche Linguistik: Von Humboldt zum Diskurs. Dargestellt am Beispiel des Russischen. In Vedad Smailagić (Hg.), *Die Leistung der Philologie bei der Deutung der Kultur(en)*, 35–61. Tübingen: Stauffenburg.
- Kuße, Holger. 2019c. *Aggression und Argumentation: Mit Beispielen aus dem russisch-ukrainischen Konflikt*. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Lakoff, George. 1987. *Women, fire and dangerous things*. Chicago: Chicago University Press.
- Lakoff, George & Elisabeth Wehling. 2009. *Auf leisen Sohlen ins Gehirn: Politische Sprache und ihre heimliche Macht*. Heidelberg: Carl Auer.

- Libera, Alain de. 2005. *Der Universalienstreit: Von Platon bis zum Ende des Mittelalters*. München: Fink.
- Meščuk, Igor Aleksandrovič. 1995. *Russkij jazyk v modeli „smysl <=> tekst“: Semantika: Sintaksis*. [Das Russische im Modell „Sinn <=> Text“. Semantik. Syntax.] Moskva: Jazyki slavjanskoj kul'tury.
- Meščuk, Igor Aleksandrovič. 2012. *Jazyk: ot smysla k tekstu*. [Sprache: Vom Sinn zum Text.] Moskva: Jazyki slavjanskoj kul'tury.
- Michel, Paul, Johannes Depnering, Marc Winter, Rebekka Stutz & Daniel Candinias. 2012–2017. Visualisierung von Wissen – Bäume des Wissens. In Projekt *Allgemeinwissen und Gesellschaft*, URL: http://www.enzyklopaedie.ch/dokumente/trees_of_knowledge.html (Abruf am 17.02.2020)
- Norman, Boris & Xolger Kusse. 2018. *Lingvistika v sadu. Vvedenie v teoriju semantičeskoj invariantnosti* [Linguistik im Garten. Einführung in die Theorie der semantischen Invarianz]. Moskva & Ekaterinburg: Kabinetnyj učenij.
- Pesina, Svetlana Andreevna. 2014. *Invariantnost' v kognitivnoj lingvistike i filosofii jazyka* [Invarianz in der kognitiven Linguistik und Sprachphilosophie]. Moskva: Flinta/Nauka.
- Posner, Roland. 1979. Bedeutung und Gebrauch der Satzverknüpfers in den natürlichen Sprachen. In Günther Grewendorf (Hg.), *Sprechakttheorie und Semantik*, 345–385. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Posner, Roland. 1997. Pragmatics. In Roland Posner, Klaus Robering & Thomas Sebeok (Hgg.). *Semiotik / Semiotics: Ein Handbuch zu den zeichentheoretischen Grundlagen von Natur und Kultur / A handbook on the sign-theoretic foundations of nature and culture*. Band 1, 219–246. Berlin & New York: de Gruyter.
- Putnam, Hilary. 1979 [1975]. *Die Bedeutung von „Bedeutung“*. Übersetzt von Wolfgang Spohn. Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann.
- Recanati, François. 2004. *Literal Meaning*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Rehn, Rudolf. 1982. *Der logos der Seele: Wesen, Aufgabe und Bedeutung der Sprache in der platonischen Philosophie*. Hamburg: Felix Meiner.
- Rehn, Rudolf. 2000. *Sprache und Dialektik in der Aristotelischen Philosophie*. Amsterdam & Philadelphia: B.R. Grüner Publishing Company.
- Reinwald, Heinz. 1991. *Mythos und Methode: Zum Verhältnis von Wissenschaft, Kultur und Erkenntnis*. München: Wilhelm Fink.
- Saussure, Ferdinand de. 1971 [1916]. *Cours de linguistique générale*. Charles Bally, Albert Sechehaye et Albert Riedlinger (éditeurs). Paris: Payot.

- Schnädelbach, Herbert. 2004. *Analytische und postanalytische Philosophie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Sperber, Dan & Deirdre Wilson. 1995. *Relevance: Communication and Cognition*. Oxford: Wiley-Blackwell.
- Sperber, Dan & Deirdre Wilson. 2012. *Meaning and Relevance*. Cambridge & New York: Cambridge University Press.
- Steube, Anita. 2013. Woher kommen die Bäume? Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts. In Klaus Bochmann (Hg.), *Germanistische Linguistik als Lebensaufgabe: Gotthard Lerchner zum 75. Geburtstag*, 56–74. Stuttgart: Hirzel.
- Taylor, Charles. 2017. *Das sprachbegabte Tier. Grundzüge des menschlichen Sprachvermögens*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Warnke, Ingo & Jürgen Spitzmüller. 2011. *Diskurslinguistik: Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse*. Berlin & New York: de Gruyter.
- Wehling, Elisabeth. 2016. *Politisches Framing: Wie eine Nation sich ihr Denken einredet – und daraus Politik macht*. Köln: Herbert von Halem.
- Weiss, Daniel. 1999. Das „Smysl-Tekst“-Modell. In Helmut Jachnow, Sabine Dönninghaus, Katja Niehörster, Karin Tafel & Monika Wingender (Hgg.), *Handbuch der sprachwissenschaftlichen Russistik und ihrer Grenzdisziplinen*, 873–909. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Wierzbicka, Anna. 1972. *Semantic primitives*. Frankfurt am Main: Athenäum.
- Wierzbicka, Anna. 1985. *Lexicography and conceptual analysis*. Ann Arbor: Karoma Publishers.
- Wierzbicka, Anna. 1990. Prototypes saves: on the uses and abuses of the notion of prototype in linguistics and related fields. In: Savas L. Tsohatzidis. (ed.), *Meaning and Prototypes: Studies in linguistic categorization*, 347–367. London & New York: Routledge.
- Wierzbicka, Anna. 1996. *Semantics. Primes and universals*. Oxford: Oxford University Press.
- Wirrwitz, Christian. 2009. *Kernbedeutung und Verstehen*. Paderborn: Mentis.
- Wolff, Christian. 1978. *Vernünftige Gedanken von den Kräften des menschlichen Verstandes und ihrem richtigen Gebrauche in Erkenntnis und Wahrheit*. Hrsg. von Hans Werner Arndt. Hildesheim & New York: Georg Olms. [Original 1713.]
- Ziem, Alexander. 2008. *Frames und sprachliches Wissen: Kognitive Aspekte der semantischen Kompetenz*. Berlin & New York: de Gruyter.

Andreas Ohme

Kontext(e) als Problem der Literaturwissenschaft. Kritische Betrachtungen zur literaturwissenschaftlichen Methodologie

Abstract: The aim of the paper is to identify the contexts that are indispensable when analyzing literary texts. To this end, the specifics of the literary communication are determined. Two points are important here: the non-identity of the text-external and the text-internal speaker on the one hand, and the fictionality of speech on the other. For these reasons, the meaning of a literary text is, to a certain extent, inevitably open. From a pragmatic point of view, therefore, the recipient's context is crucial for understanding a text. Given this fact, the paper discusses different methods in literary studies and shows that deconstructivity approaches as well as cultural studies are unable to properly explain the generation of meaning in literary texts for various reasons. Only the combination of philological and reception-related approaches leads to scientifically sound statements about the generation of meaning in literature.

Keywords: literary studies, methodology, deconstructivism, cultural studies, philology

1 Vorüberlegungen

Schriftlich fixierte Texte führen gleichsam ein Doppelleben. Zum einen existieren sie für sich, zum anderen sind sie Bestandteil eines kommunikativen Aktes. Auch wenn die Wahrnehmung eines Textes stets einen Rezeptionsvorgang voraussetzt und damit die Beteiligung eines Wahrnehmungssubjekts an diesem Vorgang, kann das wissenschaftliche Erkenntnisinteresse bei der Analyse eines Textes demnach, in der Terminologie Siegfried J. Schmidts (1976: 144–151), entweder auf das „Textformular“ gerichtet sein oder auf den „Text-in-Funktion“. Im ersten Fall geht es um eine möglichst präzise Beschreibung eines Textes in seinem So-Sein, im zweiten hingegen um die Beschreibung des kommunikativen Prozesses, dessen Bestandteil der jeweilige Text ist. Als „Text-in-Funktion“ ist der Text notwendigerweise eingebettet in einen Kontext, den es bei der Analyse selbstverständlich in adäquater Weise zu berücksichtigen gilt.

Was hier für den wissenschaftlichen Umgang mit Texten zunächst ganz allgemein formuliert worden ist, gilt natürlich ebenso für die literaturwissenschaftliche Textanalyse. Sie kann sich zum einen auf den literarischen Text als

solchen richten und ihn im Hinblick auf seine spezifische Verfasstheit, d. h. unter sprachsystematischen Aspekten untersuchen, etwa hinsichtlich seiner Gattungszugehörigkeit, der in ihm verwendeten rhetorischen Verfahren, seiner Versform, seiner spezifischen Erzählergestaltung oder seiner Motivik, um nur einige Beispiele anzuführen. Ziel ist dann die typologische Verortung des jeweiligen Einzeltextes im Gesamtuniversum aller literarischer Texte unter dem jeweils gewählten Gesichtspunkt. Zum anderen kann sich die Literaturwissenschaft der Frage nach der Funktion des jeweiligen Textes im Prozess der literarischen Kommunikation zuwenden. Unter Berücksichtigung des Kontextes rücken auf diese Weise zum einen historische Fragen in den Fokus des Interesses wie etwa die Dynamisierung der literarischen Evolution durch den Text (Innovation vs. Epigonentum), sein Verhältnis zu anderen zeitgenössischen Texten (Epochenproblematik) oder die anhaltende bzw. nachlassende kommunikative Relevanz eines Textes außerhalb seiner Entstehungszeit¹. Unter dem Kontextaspekt stellen sich zum anderen aber auch Fragen, die in den Bereich der hermeneutischen Literatursoziologie hineinreichen und nicht selten mit einer Wertperspektive verbunden sind. Hierzu zählen beispielsweise das in einem Text realisierte Verhältnis von *prodesse* und *delectare*, die Unterscheidung von Höhenkamm- und Trivalliteratur oder die Zugehörigkeit eines Textes zur Weltliteratur, d. h. seine funktionale Reichweite über den jeweiligen nationalen Kontext hinaus. All diese unterschiedlichen Fragestellungen sind für jeden Einzeltext gesondert zu klären und können daher nicht Gegenstand eines Beitrags sein, der sich ganz grundsätzlich mit Kontext(en) als Problem der Literaturwissenschaft beschäftigt. Im Folgenden soll stattdessen der Versuch unternommen werden, die methodologisch grundlegende Frage zu beantworten, welche Kontexte in der literarischen Kommunikation von besonderer Relevanz und deshalb bei der literaturwissenschaftlichen Analyse zentral sind. Voraussetzung hierfür ist zweierlei: Da der Kontextbegriff extrem weit ist, gilt es zunächst zu klären, was unter ihm in diesem Beitrag verstanden wird. Anschließend wird die Spezifik der literarischen Kommunikation zu bestimmen sein, um auf der Basis dieser Bestimmung die Frage nach der Relevanz der infrage kommenden Kontexte diskutieren zu können.

1 Roman Ingarden (1972 [1931]: 370–377) spricht in diesem Zusammenhang vom „Leben“ eines literarischen Kunstwerks.

2 Der Kontextbegriff

Zunächst ist zu unterscheiden zwischen dem Kontext und dem Kotext. Unter Kotext werden all jene sprachlichen Phänomene verstanden, die zum selben Text gehören wie ein zu untersuchender Textausschnitt, sei es ein Wort, ein Satz, ein Absatz oder ein Kapitel. Jedes Textelement hat in diesem Sinne einen Kotext, und beide sind Bestandteil ein und desselben Textes. Der Kontext wiederum lässt sich unter linguistischen Gesichtspunkten weiter differenzieren, doch ist es an dieser Stelle weder möglich noch nötig, die entsprechenden unterschiedlichen Positionen in der Sprachwissenschaft zu referieren.² Als relevant erweist sich jedoch eine Unterscheidung, die in nahezu allen linguistischen Ansätzen mehr oder weniger explizit getroffen wird, nämlich die Differenzierung zwischen einem sprachlichen und einem situativen bzw. pragmatischen Kontext.

Auch in der Literaturwissenschaft ist diese Unterscheidung geläufig, wie etwa die thematisch einschlägige Studie von Jan Borkowski mit dem Titel *Literatur und Kontext. Untersuchungen zum Text-Kontext-Problem aus textwissenschaftlicher Sicht* aus dem Jahr 2015 belegt. Aufgrund seines textwissenschaftlichen Ansatzes lässt Borkowski (2015: 18–20) den situativen Kontext dezidiert unberücksichtigt und konzentriert sich stattdessen fast ausschließlich auf sprachliche Phänomene, wobei er unter Kontext einen textexternen Sachverhalt versteht, „der in einer bestimmten Hinsicht in einem nachweislichen und relevanten Zusammenhang mit dem Text steht“ (Borkowski 2015: 41). Borkowski (2015: 42–54) unterscheidet dabei sechs Unterkategorien: den *sprachlichen* Kontext im engeren Sinne, verstanden als die Grammatik und das Lexikon einer natürlichen Sprache sowie bestimmte semantische Kategorien wie etwa die Ironie, den *medialen* Kontext, d. h. die Publikationsweise eines Textes mit seinen sich daraus möglicherweise ergebenden intermedialen Bezügen, den *paratextuellen* Kontext, wobei hier, in der Terminologie Gérard Genettes, lediglich die Peritexte nicht aber die Epitexte gemeint sind³, den *intertextuellen* Kontext, den *generischen* Kontext, der sich aus der Gattungszugehörigkeit ergibt, und schließlich den *sachlichen* Kontext, worunter das vom Text bei Leserinnen und Lesern aktivierte Wissen zu verstehen ist, welches für die Sinnkonstitution relevant ist.

2 Vgl. dazu den Überblick bei Aschenberg 2001.

3 Peritexte sind Paratexte, die den Text unmittelbar begleiten, also beispielsweise der Name der Autorin bzw. des Autors und der Titel, aber auch der Klappentext. Bei Epitexten handelt es sich hingegen um Texte, die unabhängig von ihm publiziert worden sind, sich aber auf ihn beziehen wie etwa Rezensionen im Feuilleton oder literaturwissenschaftliche Arbeiten (Genette 2001: 12–13).

Mag diese Typologie in systematischer Hinsicht auch nicht ganz unproblematisch sein⁴, so erweist sie sich, und darum allein ist es Borkowski (2015: 18) zu tun, für die Textanalyse durchaus als funktional, weshalb weiter unten noch einmal auf sie zurückzukommen sein wird. Zunächst aber soll es um jenen Kontext gehen, der bei Borkowski aus programmatischen Gründen unberücksichtigt bleibt, nämlich den situativen. Zum einen lässt sich an ihm die Spezifik der literarischen Kommunikation verdeutlichen und zum anderen kann, wie eingangs bereits angedeutet, im Anschluss daran die Frage nach einem adäquaten methodischen Umgang mit der Literatur diskutiert werden,⁵ eine Frage, die im derzeitigen Methodenstreit zwischen kulturwissenschaftlichen und philologischen Ansätzen von nicht geringer Relevanz ist.

3 Die Spezifik der literarischen Kommunikation

Geht man von Karl Bühlers (1999 [1934]: 24–30) Organon-Modell der Sprache aus, dann lässt sich der situative Kontext eines jeden Kommunikats in Relation zu den von Bühler bestimmten grundlegenden Sprachfunktionen in drei Teilbereiche untergliedern: den Teilkontext des Senders (Ausdrucks- bzw. Kundgabefunktion), den Teilkontext des Referenten (Darstellungsfunktion) sowie den Teilkontext des Empfängers (Appellfunktion). Das Spezifikum der literarischen

-
- 4 So könnte man etwa einwenden, dass das vom Text aktivierte Wissen der Leserin oder des Lesers, also der sachliche Kontext, zum situativen Kontext gehört, den Borkowski ja dezidiert aus seiner Untersuchung ausgeschlossen hat. Es geht hier aber nicht um eine Kritik an Borkowski, vielmehr verweist dieser Einwand auf das grundlegende Problem einer einfachen Gegenüberstellung von sprachlichem und situativem Kontext, die als Heuristikum bis zu einem gewissen Punkt durchaus plausibel erscheint, sich letztlich aber sowohl in ihrer kategorialen Trennung als auch in der einfachen Dichotomie als unterkomplex erweist. Aus diesem Grund unterscheiden etwa Peter Koch und Wulf Oesterreicher (2011:10–11) zwischen vier Kontexttypen, nämlich dem situativen Kontext, dem Wissenskontext, dem Kotext und parasprachlichen und nichtsprachlich-kommunikativen Kontexten. Es zeigt sich mithin, dass der Kontextbegriff nicht essentialistisch definierbar ist, sondern immer in Abhängigkeit des jeweiligen konkreten Erkenntnisinteresses bestimmt werden muss.
- 5 Da unter den Literaturbegriff nicht nur fiktionale und nichtfiktionale Texte subsumiert werden können, sondern beispielsweise auch Partituren, sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass unter Literatur im Folgenden die Schöne Literatur bzw. die Belletristik verstanden wird oder, noch genauer, die Wortkunst, um einen Begriff der Russischen Formalisten zu verwenden. Er weist die Literatur als eine Kunst aus, die sich von den anderen Künsten durch ihren Status als Text unterscheidet, und gleichzeitig als Text, der sich gegenüber anderen Texten durch seinen Kunstcharakter auszeichnet.

Kommunikation, so lautet nun meine These, besteht darin, dass für das Textverständnis lediglich der Teilkontext des Empfängers von Bedeutung ist, da die Teilkontexte des Senders sowie des Referenten als Komponenten zur Sicherung des Textverständnisses im Bereich der Literatur ausfallen, wie es nun zu zeigen gilt.

Nach dem neuzeitlichen Verständnis hat man es im Falle der Literatur in der Regel mit einer Form der schriftlichen Kommunikation zu tun. Natürlich handelt es sich dabei noch nicht um ein Spezifikum der literarischen Kommunikation, da sich auch ein Großteil der nichtliterarischen Kommunikation in schriftlicher Form vollzieht. In all diesen Fällen zerfällt die Kommunikationssituation aber in zwei Teile, nämlich die Produktionssituation und die Rezeptionssituation des Textes. Durch die Verschriftlichung kommt es nun zu einer Verdoppelung der Kommunikation: Um angesichts der Unvollständigkeit der Kommunikationssituation, die beispielsweise Rückfragen des Empfängers ausschließt, das Verständnis zu sichern, lässt die Autorin oder der Autor ihre bzw. seine Intention in den Text eingehen, indem sie ihre bzw. er seine Kommunikationsabsicht einer textinternen Sprecherinstanz überantwortet. Infolgedessen ist die textinterne Kommunikation eines Senders mit seinem Adressaten eingebettet in die textexterne Kommunikation zwischen der Autorin bzw. dem Autor und der Leserin bzw. dem Leser. Bei nichtliterarischen Texten erweist sich diese Verdoppelung der Kommunikation als unproblematisch, weil in diesem Fall der Identitätspakt wirksam ist, wie man in Anlehnung an Philippe Lejeune (1994) diesen Umstand bezeichnen könnte. Gemeint ist damit, dass bei Ego-Dokumenten jeglicher Art, journalistischen oder wissenschaftlichen Texten etc. von einer Identität zwischen den Senderinstanzen auf dem textexternen und dem textinternen Kommunikationsniveau auszugehen ist, die durch die explizite oder implizite Namensgleichheit der beiden signalisiert wird.⁶ Aufgrund dieser Identität kann die psychophysische Autorin oder der psychophysische Autor auch für die im Text gemachten Äußerungen haftbar gemacht werden, etwa in Form einer

6 Im Unterschied zum autobiographischen Pakt, der eine Identität von Autor, Erzähler und Protagonist beschreibt (Lejeune 1994: 13–38) und bei allen Ego-Dokumenten greift, bezieht sich der von mir so genannte Identitätspakt lediglich auf die Identität zwischen Autorin oder Autor und textinterner Vermittlungsinstanz. In journalistischen und wissenschaftlichen Texten wird diese Identität in der Regel implizit gestiftet, z. B. durch Paratexte oder die Publikationsform. Aufgrund dieser Identität könnte man Zweifel daran anmelden, ob es bei derartigen Texten tatsächlich zu einer Verdoppelung der Kommunikation kommt. Dass eine solche Annahme dennoch logisch geboten ist, belegt der Umstand, dass die textinterne Senderinstanz immer noch vorhanden ist, selbst wenn der textexterne Sender bereits nicht mehr lebt.

Verleumdungsklage. Ein Spezifikum der literarischen Kommunikation besteht nun darin, dass in ihrem Falle der Identitätspakt keine Geltung hat, d. h. dass in literarischen Texten keine Identität zwischen den Senderinstanzen auf dem äußeren und dem inneren Kommunikationsniveau besteht. Aus diesem Grund verbietet es sich, den Erzähler in der Epik, die lyrische Vermittlungsinstanz oder den Sender des Nebentextes im Drama mit der jeweiligen psychophysischen Autorin oder dem jeweiligen psychophysischen Autor einfach gleichzusetzen.⁷ Vielmehr handelt es sich in den genannten Fällen um fiktive Sprecher, derer sich die Autorin oder der Autor zur Umsetzung ihrer bzw. seiner Kommunikationsabsicht bedient. Daraus folgt, dass die Kommunikationsabsicht der Autorin bzw. des Autors zwar in den Text eingegangen ist, dies aber nur mittelbar, sodass keine direkte Verbindung zwischen dem Kommunikat und dem Teilkontext der Autorin oder des Autors besteht, abgesehen natürlich von dem Umstand, dass die Autorin bzw. der Autor den Text verfasst hat.⁸

Doch auch die direkte Verbindung zwischen dem Kommunikat und dem Teilkontext des Referenten ist gekappt, worin das zweite Spezifikum der literarischen Kommunikation zu sehen ist. Ursächlich hierfür ist die für die neuzeitliche Literatur konstitutive fiktionale Redeweise, die sich gerade aus der Nichtidentität von textexterner und textinterner Senderinstanz ergibt⁹ und die sich mit dem Sprachphilosophen Gottfried Gabriel folgendermaßen bestimmen lässt: „*fiktionale Rede*‘ heiße diejenige nicht-behauptende Rede, die keinen Anspruch auf Referenzialisierbarkeit oder auf Erfülltheit erhebt“ (Gabriel 2019: 33 [Herv. i. O.]). Selbst wenn also ein Prädikator an Subjektstelle erfüllt sein sollte oder ein referenzialisierender Ausdruck über die Textgrenze hinausverweist (wie etwa der Name Napoleon in Lev Tolstoj's Roman *Vojna i mir* [*Krieg und Frieden*]), handelt es sich bei fiktionaler Rede um nicht-behauptende Rede, sodass der Wahrheitswert jener Sätze im Text, die die Form einer Behauptung haben, nicht eingeklagt werden kann. Damit ist freilich nicht gesagt, dass Texte in fiktionaler Rede keine

7 Die Erfahrung freilich lehrt, dass diese kategoriale Trennung in der konkreten Rezeption nicht immer beachtet wird. Bei Autorenlesungen ist die Gefahr einer solchen Fehlrezeption besonders groß, zumal wenn die in einem epischen oder lyrischen Text dargestellten Sachverhalte durch eine Instanz vermittelt werden, die sich mit dem Personalpronomen der 1. Person Singular bezeichnet und also *ich* sagt, wobei dieses *ich* dann häufig auf die Autorin oder den Autor projiziert wird.

8 Für den Bereich der Literatur haben Cordula Kahrmann, Gunter Reiß und Manfred Schluchter (1991: 36–53) diese Kommunikationsbedingungen ausführlich dargestellt.

9 Die Fiktionalität der literarischen Rede ist also die logische Folge der Fiktivität der textinternen Senderinstanz.

wahren Behauptungen enthalten könnten, doch führt die Frage nach dem Wahrheitswert der einzelnen Behauptungen zu einer Fehlrezeption, wie sich besonders gut an kontrafaktischen Texten zeigen lässt. Sie aktivieren bei der Leserin oder dem Leser, in der Terminologie Borkowskis, einen bestimmten sachlichen Kontext, nämlich ein konkretes historisches Vorwissen, von dem sie dann bewusst abweichen, wie beispielsweise in Ian McEwans Roman *Machines like me (and people like you)* aus dem Jahr 2019. Dessen Handlung spielt in den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts, in denen gemäß dem Text Großbritannien den Krieg um die Falkland-Inseln jedoch verloren hat. Der Roman stellt die historischen Ereignisse in diesem und auch in weiteren Punkten also offensichtlich falsch dar, doch würde ein solcher Vorwurf den Sinn des damit verbundenen Gedankenexperiments *ad absurdum* führen, ist doch eines der zentralen Themen des Textes das Problem, dass die Konsequenzen menschlichen Handelns nicht exakt vorauszu sehen und dessen Folgen deshalb auch nicht endgültig abschätzbar sind.

Wie oben bereits angedeutet, fallen demnach in der Literatur die beiden durch den situativen Kontext gegebenen Garanten für das Gelingen der Kommunikation aus, nämlich die unmittelbare Beziehbarkeit der jeweiligen Aussage auf den Sender und auf den Referenten eines Textes. Unter dem Aspekt des Kontextes ist für das Verständnis von literarischen Texten deshalb allein der Teilkontext der Leserin oder des Lesers entscheidend, ein Umstand, der vor allem in rezeptionsästhetischen Ansätzen ausgearbeitet worden ist. Die Lektüre literarischer Texte wird dabei verstanden als eine Interaktion zwischen den Appellstrukturen des Textes einerseits und dem Erwartungshorizont der Leserin oder des Lesers andererseits. Im Zuge des Rezeptionsprozesses bildet sich dabei das jeweilige Textverständnis heraus, welches seinen konkreten Ausdruck in einer impliziten oder expliziten Sinnzuweisung durch die Leserin oder den Leser findet.¹⁰

Was aber ist darunter genau zu verstehen? Bei der Lektüre eines literarischen Textes werden nicht nur Unbestimmtheiten getilgt, die in jeder sprachlichen Äußerung notwendig enthalten sind, hat man es in der Sprache – in der phänomenologischen Diktion Roman Ingardens (1972 [1931]: 131–133) – doch stets mit abgeleitet rein intentionalen Gegenständlichkeiten zu tun, die als sprachliche niemals vollgültig bestimmt sein können, egal ob es sich um fiktionale oder um nichtfiktionale Rede handelt. Vielmehr trägt die Leserin oder der Leser darüber hinaus auch bestimmte Präsuppositionen an den Text heran, die teilweise überindividueller Natur sind wie etwa der jeweils herrschende Realitätsbegriff einer Kommunikationsgemeinschaft oder bestimmte Wissensbestände aus

10 Einen Überblick über rezeptionsästhetische Ansätze gibt Warning 1979.

den unterschiedlichsten Lebensbereichen, wie bereits im Zusammenhang mit McEwans Roman deutlich geworden ist. Allerdings zeigt gerade dieses Beispiel, dass die leserseitigen Kontextfaktoren bis zu einem gewissen Grad immer auch individuell sind, da nicht jede Leserin oder jeder Leser in den unterschiedlichen Bereichen über dasselbe Wissen verfügen kann. Hinzu kommen noch individuelle moralische, politische und religiöse Ansichten, die bei einer Sinnzuweisung eine erhebliche Rolle spielen können.

Da aus den genannten Gründen jede Lektüre bis zu einem gewissen Grad also individuell ausfallen muss, kann es – rein logisch betrachtet – keine zwei identischen Konkretisationen ein und desselben literarischen Textes geben. Hinzu kommt, dass der Erwartungshorizont nicht nur der individuellen Leserin oder des individuellen Lesers, sondern auch ganzer Kommunikationsgemeinschaften aufgrund historischer Entwicklungen in allen Lebensbereichen einem Wandel unterliegt, sodass sich notwendigerweise auch die an einen literarischen Text herangetragenen Präsuppositionen verändern. Daher verbietet es sich grundsätzlich, im Falle der Literatur einen überzeitlichen Text-Sinn zu postulieren. Zwar hatte die psychophysische Autorin oder der psychophysische Autor beim Verfassen ihres bzw. seines Textes zweifellos einen bestimmten Sinn im Sinne, doch besteht das Spezifikum literarischer Texte aus den oben genannten Gründen hinsichtlich der Sinnkonstitution eben in einer prinzipiellen Offenheit, derer sich die Autorinnen und Autoren in der Regel auch bewusst sind. Die Vertreter der Rezeptionsästhetik gehen deshalb konsequenterweise davon aus, dass literarische Texte über ein Sinnpotenzial verfügen, welches sich erst im Laufe der Zeit im Zuge immer neuer Konkretisationen entfaltet (Jauß 1979: 138–139). Aus dem Gesagten lässt sich mithin folgern, dass an einen literarischen Text rezeptionsseitig im Prinzip unendlich viele Kontexte anschließbar sind, die, zumindest bis zu einem gewissen Grad, zu einem je anderen Textverständnis führen.

4 Methodologische Folgerungen für die Literaturwissenschaft

Genau daraus ergibt sich nun die zentrale Problematik der Literaturwissenschaft: Da Literaturwissenschaftlerinnen und Literaturwissenschaftler ebenso Leserinnen und Leser sind wie alle anderen, verfügen sie zunächst lediglich über ihre eigene Konkretisation des jeweiligen literarischen Textes. Wenn dem aber so ist, wie kann Literaturwissenschaft unter diesen Bedingungen Aussagen machen, die dem basalen Anspruch von Wissenschaftlichkeit nach Intersubjektivität genügen? Im Laufe ihrer Methodengeschichte hat die Literaturwissenschaft auf diese Frage ganz unterschiedliche Antworten gegeben, von denen ich

die wichtigsten an dieser Stelle zumindest kurz skizzieren und auf ihre Plausibilität hin befragen will.

Die radikalste Antwort stammt zweifellos von den Vertretern der Dekonstruktion, da diese nicht etwa von einer Pluralität von Sinnzuweisungen in Bezug auf einen Text ausgehen, sondern die Existenz von Sinn grundsätzlich in Abrede stellen. Basis hierfür ist Jacques Derridas Konzept der Sprache, in dessen Rahmen eine eindeutige Zuordnung von Signifikant und Signifikat grundsätzlich infrage gestellt wird. An die Stelle einer im Sinne Ferdinand de Saussures durch Übereinkunft festgelegten Bedeutung rückt bei Derrida deshalb eine unendliche Verweisungskette, in der jedes Signifikat selbst zu einem Signifikanten wird. Genau darin besteht, wie bereits Monika Schmitz-Emans (2010: 102) konstatiert hat, auch der zentrale Unterschied zwischen der Dekonstruktion und der Rezeptionsästhetik: Operiert letztere noch mit einem stabilen Zeichenbegriff, der gleichwohl unterschiedliche Textverständnisse zulässt, bestreitet erstere „die Identität des Textes mit sich selbst“ (Schmitz-Emans 2010: 102), woraus letztlich eine „Unlesbarkeit“ (Schmitz-Emans 2010: 127) von Texten resultiert. Ob dabei der Text von der Leserin oder dem Leser erst dekonstruiert werden muss, wie dies von Derrida gefordert wird, oder ob der Text sich selbst dekonstruiert, wie dies Paul de Man postuliert¹¹, ist im gegebenen Zusammenhang unerheblich. Entscheidend ist vielmehr die sich in beiden Fällen ergebende Konsequenz, die Schmitz-Emans für die Dekonstruktion insgesamt folgendermaßen formuliert hat:

Texte besitzen, aus dekonstruktivistischer Sicht betrachtet, keinen bestimmten ihnen eingeschriebenen Sinn als organisierendes Text-Zentrum. Entsprechend versteht sich der Leseprozess nicht mehr als Überprüfung der Richtigkeit bzw. Verifikation von Deutungshypothesen oder gar als Bestätigung einer Theorie. Alle Texte sind insofern unverständlich, als die Möglichkeiten ihrer Lektüre unkontrollierbar und unerschöpflich bleiben. [...] Sucht der dekonstruktivistische Leser in Texten überhaupt etwas, so nach inneren Spannungen und Inkonsistenzen, welche dazu herausfordern, die hermeneutische Hypothese eines homogenen und konsistenten Text-Sinnes zu unterminieren [...]. (Schmitz-Emans 2010: 100–101)

Das Textverständnis wird demnach in das Belieben der einzelnen Wissenschaftlerin bzw. des einzelnen Wissenschaftlers gestellt, wobei jede Lesart denselben Stellenwert besitzt. Schon aufgrund dieses radikalen Relativismus kann die Dekonstruktion den Anforderungen der Wissenschaft nicht genügen. Die bereits in diesem Relativismus zum Ausdruck kommende methodische

11 Vgl. dazu Schmitz-Emans 2010: 126.

Methodenlosigkeit¹² zeigt sich auch in Derridas Weigerung, die Möglichkeit einer Metasprache anzuerkennen¹³, eine Weigerung, die im Rahmen seines Sprachkonzepts allerdings folgerichtig ist. Dieses Sprachkonzept hat aber für die Frage nach dem wissenschaftlichen Umgang mit Literatur noch eine weitere schwerwiegende Konsequenz. Indem es den Anspruch erhebt, das Funktionieren von Sprache ganz allgemein zu beschreiben, nivelliert es, wie bereits Terry Eagleton (1997: 130–131) und Monika Schmitz-Emans (2010: 127–128) festgestellt haben, die für die Literatur konstitutive Unterscheidung von fiktionaler und nichtfiktionaler Rede, sodass die Spezifik der Literatur nicht mehr kenntlich wird. Auf diese Weise kommt der Literaturwissenschaft nicht nur ihre Methodik, sondern auch ihr Gegenstand abhanden.

Die Position der Dekonstruktion lässt sich somit folgendermaßen zusammenfassen: Sie radikalisiert das für die Literatur konstitutive Konzept der Fiktionalität dahingehend, dass die in ihr auftretenden Behauptungssätze nicht mehr nur keinen Anspruch auf Referenzialisierbarkeit erheben, sondern dass die Möglichkeit des Gelingens des Akts des Referenzialisierens grundsätzlich in Abrede gestellt wird. Gleichzeitig wird diese Skepsis bezüglich der Beziehung von Sprache und Welt nicht nur für den Bereich der Literatur in Anschlag gebracht, sondern auf jede Form der Sprachverwendung ausgeweitet, woraus der für die Dekonstruktion charakteristische Panfiktionalismus resultiert. Wenn es aber unmöglich ist, wahre Aussagen über die Welt zu machen, dann hat nicht nur die Literaturwissenschaft im Besonderen, sondern auch die Wissenschaft im Allgemeinen ihre Existenzberechtigung verwirkt, besteht deren Anspruch doch gerade darin, wahre und methodisch abgesicherte Aussagen über die Welt zu machen.

12 Vgl. dazu auch die folgende Aussage von Petra Gehring (2004: 388): „Das Problem liegt auf der Hand: Ein solches Vorgehen muss sich tatsächlich der wissenschaftlichen Vermittlung im üblichen Sinne entziehen, und nicht zuletzt aus immanenten Gründen. Zwar liegt darin gerade die kritische Pointe der Dekonstruktion: Sie will (und kann?) sich als Aufspaltung von Theorie gleichsam mit Haut und Haaren präsentieren. Doch das Projekt trägt in sich, dass es die eigene Übertragbarkeit und auch Lehr- und Lernbarkeit aufs Spiel setzt.“ Zu einem vergleichbaren Schluss gelangt auch Monika Schmitz-Emans (2010: 105): „Was aber die ‚Dekonstruktion‘ selbst ist, kann man im Horizont des dekonstruktivistischen Ansatzes gar nicht beschreiben, denn ein solches Verfahren würde ich Möglichkeit einer Objektivierung voraussetzen, welche von der Dekonstruktion gerade bestritten wird. Es gibt, zugespitzt gesagt, keine Theorie der Dekonstruktion.“

13 Vgl. dazu Schmitz-Emans 2010: 105.

Während also die Dekonstruktion die Idee eines Text-Sinns endgültig verabschiedet, versuchen die Kulturwissenschaften dem Dilemma, dass auch die Literaturwissenschaftlerinnen und Literaturwissenschaftler von ihrer individuellen Konkretisation eines Textes ausgehen müssen, dadurch zu begegnen, dass sie die Vorstellung von der Einsinnigkeit des literarischen Textes rehabilitieren. Paradoxerweise führt dieser der Dekonstruktion diametral entgegengesetzte Ansatz zu denselben Konsequenzen hinsichtlich der mangelnden Abgrenzung von literarischen und nichtliterarischen Texten sowie der Delegitimierung der Literaturwissenschaft. Bereits in der Bezeichnung selbst wird dieser Umstand implizit deutlich, da der Begriff Kulturwissenschaft, ob nun im Singular oder im Plural, im Grunde nicht definierbar ist.¹⁴ Ausschlaggebend hierfür ist der Umstand, dass sie weder über einen spezifischen Gegenstand noch über eine spezifische Methodik verfügt, wie bereits Serjoscha P. Ostermeyer (2016: 29–33) festgestellt hat. Bei dem Begriff Kulturwissenschaft handelt es sich vielmehr um einen *umbrella-term*, unter den eine Vielzahl ideologiekritischer Ansätze zu ganz unterschiedlichen Themen subsumiert wird. Da diese Themen in ganz unterschiedlichen gesellschaftlichen Feldern und in allen nur denkbaren kulturellen Praktiken verhandelt werden, können sie alle zum Gegenstand der Kulturwissenschaft gemacht werden, wobei auf der Basis der thematischen Vergleichbarkeit in der Regel von ihrer jeweiligen Spezifik abgesehen wird.

Die Vielzahl der Themen sowie die Heterogenität der Gegenstände, in denen sie artikuliert werden, verlangt nun aber nach einer universellen Methode, die die Vertreterinnen und Vertreter der Kulturwissenschaften in Michel Foucaults Diskursanalyse auch gefunden haben. In mehr oder weniger modifizierter Form bildet sie die Grundlage für alle kulturwissenschaftlichen Ansätze. Für den Umgang mit der Literatur hat dies zur Folge, dass nicht mehr der Text als solcher Gegenstand des Erkenntnisinteresses ist. Vielmehr dienen die literarischen Texte nur noch als Zugänge zu den ihnen jeweils zugrundeliegenden Diskursen. Am offensichtlichsten ist dies im *New Historicism* der Fall, ein Ansatz, den dessen Erfinder Stephen Greenblatt später lieber als Kulturpoetik bezeichnet wissen wollte. Die literarischen Texte werden hier als Bestandteil einer kulturellen Formation angesehen, auf die sie zurückgeführt werden können, ja sogar müssen,

14 Um Missverständnisse auszuschließen, sei explizit darauf hingewiesen, dass hier all jene Ansätze aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gemeint sind, die den sog. *cultural turn* in den Philologien repräsentieren, nicht aber die Vorstellung von Kulturwissenschaften, wie sie Heinrich Rickert Ende des 19. Jahrhunderts in Auseinandersetzung mit den Naturwissenschaften entwickelt hat.

will man ihre ursprüngliche „soziale Energie“ erkennen.¹⁵ Durch diesen Rückbezug auf den produktionsästhetischen Kontext und damit auf das synchrone Diskursfeld seiner Entstehungszeit wird der Sinn eines literarischen Textes durch seine Positionierung in eben diesem Diskurs einseitig festgelegt, auch wenn für diese Fixierung nun nicht mehr die Autorin oder der Autor namhaft gemacht wird, sondern die Kultur als Ganze. Literatur wird damit zu einem Dokument ihrer Zeit, das sich im Grunde nicht von anderen Texten unterscheidet:

Greenblatts Definition des literarischen Textes als Produkt einer ganzen Kultur und nicht – wie im New Criticism – als zeitlose Ikone eines genialen Autors, demokratisiert das Verhältnis zwischen Literatur und anderen Texten. Was früher als Quellenmaterial gehandelt wurde, wird zum literaturhistorischen Zeugnis. Indem Greenblatt literarische Texte als Orte verdichteter Energie beschreibt, gibt er ihnen ihren Sonderstatus jedoch teilweise auch wieder zurück. Texte aus dem literarischen Kanon genießen weiterhin eine privilegierte Stellung in seinen Untersuchungen. „Soziale Energie“ bleibt jedoch ein vager Begriff, dessen Anwendbarkeit weitgehend von Greenblatts beeindruckender Intuition abhängt, ein Begriff, der als theoretisches Konzept aber kaum fassbar wird. (Bezzola Lambert 2010: 388–389)

Was Bezzola Lambert hier euphemistisch als Demokratisierung des Verhältnisses zwischen literarischen und nichtliterarischen Texten beschreibt, ist nichts weiter als die mangelnde Reflexion der Spezifik des eigenen Untersuchungsgegenstandes, die in dem Zitat – ob gewollt oder ungewollt – als ein Grundzug des *New Historicism* insgesamt kenntlich gemacht wird.

Die Grundproblematik des *New Historicism* findet sich auch in den *Gender Studies* wieder. Auch hier dient der Text als Zugang zu sozialen Diskursen seiner Entstehungszeit, wie Sandra Becker (2010: 337–338) ausgeführt hat: „Verhalten und Einstellungen literarischer Figuren geben, so die Ausgangsthese der Gender Studies [...], Aufschluss über gesellschaftliche und kulturelle Vorstellungen, Normen und Prägungen.“ Nicht selten ist aber doch die Autorin oder der Autor selbst Gegenstand des Erkenntnisinteresses, wie die psychoanalytischen Ansätze

15 Vgl. dazu Greenblatt 1995, insbesondere 50–51. Für die Kulturwissenschaften allgemein formuliert Franziska Schößler (2006: IX) diesen Umstand folgendermaßen: „Eine gemeinsame Tendenz der kulturwissenschaftlichen Ansätze scheint nämlich darin zu bestehen, dass sie radikal mit der Vorstellung eines autonomen Kunstwerks jenseits sozialer Kontexte brechen. Literatur wird an soziale Prozesse zurückgebunden; eine kulturwissenschaftliche Perspektive fokussiert kulturelle Mechanismen des Aus- und Einschlusses, hierarchisierende Symbolbildungen und reflektiert die Verknüpfungen von kulturellen Repräsentationen mit Machtinteressen wie sie auch in literarischen Texten zum Ausdruck kommen.“

im Rahmen der *Gender Studies* belegen. Sie seien, um noch einmal Becker (2010: 340) zu zitieren, „produktiv mit gender-orientierten Analysen zu verbinden, geben literarische Entwürfe von Weiblichkeit und Männlichkeit doch über die nicht bewussten Sehnsüchte, auch sublimierten Wünsche und Vorstellungen von Autorinnen und Autoren, aber auch einer Gesellschaft Auskunft.“¹⁶ Und auch in den *Postcolonial Studies*, zumindest in deren Spielart von Edward Said, findet man eine solche einsinnige Festlegung des Textverständnisses durch den historischen Kontext auf der Basis von Foucaults Diskursanalyse.¹⁷

Diese historische Rückbindung des Sinns an seine Entstehungszeit ist nicht neu. Man kennt sie aus dem literaturwissenschaftlichen Positivismus aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Dessen Literaturverständnis zeichnet sich durch das für den Positivismus ganz allgemein charakteristische Kausalitätsprinzip aus, in dessen Rahmen im Falle der Literatur die Autorin oder der Autor als Ursache und der Text als Wirkung angesehen wurde. Dementsprechend avancierte die Autorin oder der Autor als Urheberin bzw. Urheber des Textes zum eigentlichen Erkenntnisinteresse, den es anhand der von Hippolyte Taine postulierten Kriterien *race*, *milieu* und *moment* möglichst präzise zu beschreiben galt.¹⁸ Denn nur auf der Basis einer solchen Beschreibung ließe sich die Intention der Autorin oder des Autors rekonstruieren und damit auch der Text-Sinn. Auch der für den Positivismus typische Methodenmonismus kehrt in den Kulturwissenschaften wieder, nun freilich in Form der Diskursanalyse, die auf alle kulturellen Praktiken und Ausdrucksformen unter Absehung von deren Spezifik appliziert wird. Dementsprechend ist auch die Kritik am Neopositivismus der Kulturwissenschaften dieselbe wie die am historischen Positivismus: Der literarische Text wird gleichsam zu einem Dokument seiner Entstehungszeit mit einem ein für allemal festgelegten Text-Sinn degradiert, wodurch die oben ausführlich beschriebene Spezifik der Literatur verfehlt wird, die gerade darin besteht, dass die unmittelbare Verbindung zu den beiden Teilkontexten des Senders und des Referenten gekappt ist.¹⁹ Jede Aussage über eine Autorin bzw. einen Autor

16 Besonders deutlich wird dieser Rückbezug des Textes auf seine Autorin bzw. seinen Autor im sog. Ethical Criticism in der Konzeption von Wayne C. Booth (vgl. dazu Ohme 2018).

17 Vgl. dazu Lubrich 2010: 356. Im Gegensatz dazu orientiert sich der postkoloniale Ansatz von Homi Bhabha eher an der Dekonstruktion, aus deren Prämissen heraus dann auch die Position von Said einer Kritik unterzogen wird (vgl. Lubrich 2010: 370–373).

18 Eine Einführung in die Methode des Positivismus gibt Laermann 1973.

19 Besonders deutlich kommt dieser Umstand in der paradoxen Formulierung von „literarischen Zeugnissen“ zum Ausdruck, wie man sie u. a. in den kulturwissenschaftlichen

oder über eine Kultur anhand literarischer Texte erweist sich deshalb als eine bloße Annahme und entzieht sich damit dem für die Wissenschaft entscheidenden Kriterium der Falsifizierbarkeit.²⁰ Der Zugang zu einer Autorin bzw. einem Autor oder zu einzelnen kulturellen bzw. gesellschaftlichen Erscheinungen ist deshalb über nichtfiktionale Texte nicht nur einfacher zu erlangen, sondern im Sinne einer Quellenkritik auch methodisch absicherbar.

Die auch in den Kulturwissenschaften zu konstatierende Nivellierung des Unterschieds zwischen literarischen und nichtliterarischen Texten rührt also daher, dass man glaubt, auf diese Weise an Relevanz und Legitimität zu gewinnen, weil man sich gesellschaftlich brisanten Diskursen zuwendet. Dabei wird freilich übersehen, dass Disziplinen wie die Geschichtswissenschaft, die Politologie oder die Soziologie viel plausibler wissenschaftliche Auskunft über die entsprechenden Phänomene geben können, weshalb der Versuch des Legitimationsgewinns letztlich in eine Delegitimierung des eigenen Faches umschlägt.²¹

Trauma-Studien finden kann, so z. B. bei Kratochvil 2019: 36. Dieses Paradox findet seinen Niederschlag auch darin, dass in dieser Forschungsrichtung zwar grundsätzlich die sprachliche Konstruktion jeglicher Erinnerung betont wird, gleichzeitig aber das Konzept der Widerspiegelung, welches aus der sowjetischen Literaturwissenschaft bestens bekannt ist, fröhliche Urständ feiert. Denn natürlich zielt auch in den Trauma-Studien das Erkenntnisinteresse – Konstruktion hin oder her – letztlich auf das hinter dem Text liegende Autorbewusstsein. Im Grunde kann dieser Befund auch nicht überraschen, argumentieren die Kulturwissenschaften doch ebenso ideologisch wie die Literaturwissenschaft in der Sowjetunion, nur dass der Inhalt der jeweils zugrunde gelegten Ideologie ein anderer ist. Der ideologische Charakter der Kulturwissenschaften wird u. a. von Ansgar und Vera Nünning (2002: 24) explizit betont und affirmiert.

20 Derartige Spekulationen lassen sich lediglich absichern durch die Konsultation bestimmter Quellen, aus denen die Intention der Autorin oder des Autors eindeutig hervorgeht wie z. B. Briefe, Tagebücher etc. Allerdings spricht man dann nicht mehr über den Text als Kunstwerk, sondern über die Biographie der Autorin bzw. des Autors. Das kann durchaus erhellend und auch spannend sein, ändert aber nichts an dem Umstand, dass die Intention der Autorin oder des Autors keinesfalls als Maßstab für den Text-Sinn gelten kann. Schließlich könnte man beim Fehlen derartiger Quellen über den Text-Sinn dann lediglich sagen, dass man über ihn nichts sagen kann, weil die Autorintention nicht zu eruieren ist.

21 In Bezug auf die *Postcolonial Studies* hat Oliver Lubrich (2010: 363–364) die sich aus dieser Einsicht ergebenden möglichen Kritikpunkte detailliert zusammengestellt. Die Delegitimierung der eigenen Disziplin resultiert aber nicht allein daraus, dass man die Literaturwissenschaft auf diese Weise zu einer Hilfswissenschaft für die Gesellschaftswissenschaften degradiert, sondern auch daraus, dass man mit dem Rückgriff auf den Positivismus des 19. Jahrhunderts die 150-jährige methodologische Entwicklung innerhalb der Literaturwissenschaft mit einem Federstrich einfach wegwischt.

Zugespitzt könnte man sogar formulieren, dass die Kulturwissenschaften nichts anderes sind als die methodisch nicht genügend reflektierte Übertragung neoliberaler Denkweisen auf die Wissenschaft. Gefördert wird im Rahmen dieser Gesellschafts- und Wirtschaftsideologie nämlich nur das, was sich dem Diktat des Nutzens fügt. Gesellschaftspolitische Fragestellungen erscheinen hier allemal zielführender zu sein als die Betrachtung der Literatur als Kunst.²² Befördert wird diese Entwicklung zudem von den Wissenschaftspolitikerinnen und Wissenschaftspolitikern im Bund, in den Ländern und an den Universitäten selbst, indem sie die Forscherinnen und Forscher unter dem Schlagwort der Wissenschaftskommunikation dazu anhalten, im *Rat Race* um die Finanzierung der Hochschulen eine entsprechende *Public Relation* zu betreiben.²³

Als Zwischenfazit lässt sich somit festhalten, dass sowohl der Relativismus der Dekonstruktion als auch die historische Festlegung des Text-Sinns in den Kulturwissenschaften der Spezifik der literarischen Kommunikation nicht gerecht werden. Nimmt man aber einerseits die Idee der historischen Entfaltung des Sinnpotenzials literarischer Texte ernst und will als Literaturwissenschaftlerin oder Literaturwissenschaftler andererseits dennoch von der individuellen

Diese Ignoranz gegenüber der Fachtradition ist trefflich dazu geeignet, die Skepsis gegenüber der Wissenschaftlichkeit der Geisteswissenschaften zu befördern.

- 22 Zum Zusammenhang von Neoliberalismus, Postmoderne und damit implizit auch Poststrukturalismus vgl. die Überlegungen von Robert Pfaller (2018: insbesondere 13–63), die freilich bisweilen ein wenig zugespitzt formuliert sind. Er versteht das postmoderne Denken als legitimatorische Basis für die Vereinzelung des Menschen in der Gesellschaft und das sich daraus ergebende Konkurrenzdenken in allen Lebensbereichen, die für den Neoliberalismus charakteristisch seien. Im Bereich der Wissenschaft korrespondiert damit nicht nur die Betonung von Partikularinteressen, wie sie beispielsweise in der Verabschiedung der „großen Erzählungen“ zugunsten stärker individualisierter Erinnerungs- und Identitätsdiskurse zu finden ist, sondern als besonders radikale Form auch das Sprachkonzept der Dekonstruktion, gemäß dem eine intersubjektive Verständigung über die Welt grundsätzlich ausgeschlossen ist. Mag diese starke Individualisierung durchaus auch als eine Art der Selbstermächtigung erfahren werden, wird dabei doch allzu leicht übersehen, dass die Partikularisierung und die damit einhergehende Entsolidarisierung der Gesellschaft eben jene überkommenen Machtstrukturen stützt, die von den kulturwissenschaftlichen Ansätzen vorgeblich kritisiert werden.
- 23 In der Logik dieses Denkens ist es letztlich nur konsequent, wenn die Öffentlichkeitsarbeit der Wissenschaft von PR-Agenturen begleitet wird, wie dies etwa bei der sog. Heinsberg-Studie zu Sars-Cov2 der Fall gewesen ist. Zur neoliberalen Zurichtung der Institution Universität und deren Folgen für Forschung und Lehre insgesamt vgl. Münch 2011.

Konkretisation abstrahieren, so erscheint dies durchaus möglich, nämlich durch das Studium der Rezeptionsgeschichte eines literarischen Textes. Es geht also darum, anhand entsprechender Rezeptionszeugnisse die Entfaltung des Sinnpotenzials eines Textes nachzuvollziehen, um auf diese Weise das eigene Textverständnis mit demjenigen anderer Leserinnen und Leser abzugleichen. Bei Texten, in denen eine starke Rezeptionslenkung vorliegt und somit der Spielraum für unterschiedliche Textverständnisse vergleichsweise gering ist, wird dieser Abgleich relativ unproblematisch sein.²⁴ Fehlt hingegen eine starke Rezeptionslenkung, besteht durchaus die Möglichkeit, dass man sich mit höchst disparaten Textverständnissen konfrontiert sieht. Will man angesichts dieses Umstands nicht erneut einem Relativismus das Wort reden, sondern der wissenschaftlichen Anforderung nach intersubjektiver Nachvollziehbarkeit gerecht werden, müssen Kriterien benannt werden, die es erlauben, plausiblere von unplausibleren Lesarten eines literarischen Textes zu unterscheiden. Wie in allen historischen Wissenschaften spielt dabei natürlich die Quellenkritik eine gewisse Rolle, die im Falle der Literaturwissenschaft danach fragt, welche gesellschaftlichen und persönlichen Faktoren zu einer bestimmten Lesart geführt haben. Mit ihrer Hilfe können beispielsweise Verengungen des Text-Sinns erklärt werden.²⁵ Hierfür müssen derartige Verengungen freilich zunächst einmal festgestellt werden. Möglich ist dies nur auf der Basis einer präzisen und umfassenden Beschreibung des Textformulars, um auf diese Weise die Appellstrukturen eines literarischen Textes allererst identifizieren zu können. Im Anschluss daran können dann die einzelnen Lesarten daraufhin überprüft werden, mit welchen Gründen welche Textmerkmale in eine Sinnzuweisung eingegangen sind, und ob dabei zumindest der Versuch unternommen wurde, wenn schon nicht alle, so doch zumindest möglichst viele Strukturelemente eines Textes in einen Sinnzusammenhang zu überführen.

Welch zentrale Rolle dabei der leserseitige Teilkontext spielt, lässt sich exemplarisch an J. D. Salingers Roman *The Catcher in the Rye* zeigen. Jahrzehntlang

24 Auf der Ebene der dargestellten Gegenständlichkeiten und Sachverhalte kann eine solche Rezeptionslenkung etwa durch eine klare Werteverteilung nach den Vorstellungen von Gut und Böse erfolgen wie etwa im Märchen oder in den Texten des Sozialistischen Realismus. Auf der Ebene der Vermittlung wiederum kann das Textverständnis beispielsweise durch die Kommentare der Erzählerinstanz in eine bestimmte Richtung gelenkt werden.

25 Gerade bei Texten mit politischer Thematik lässt sich dies sehr gut nachvollziehen, wie ich am Beispiel von Karel Čapeks Roman *Válka s Molky* (*Der Krieg mit den Molchen*) exemplarisch zu zeigen versucht habe (vgl. Ohme 2002: 165–202).

wurde in der umfangreichen Forschung zu diesem Text darüber spekuliert, welche persönlichen Probleme den Erzähler-Protagonisten Holden Caulfield eigentlich umtreiben, der von Selbstmordgedanken getrieben ein Wochenende lang durch das winterliche New York der fünfziger Jahre irrt. Dabei wurden bisweilen völlig disparate Erklärungsvorschläge gemacht, die sich nicht selten lediglich auf einzelne Textabschnitte oder Motive des Romans gestützt haben. Erst durch die intensive Berichterstattung über den massiven sexuellen Missbrauch in diversen deutschen Internatsschulen im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts, also letztendlich durch eine Veränderung des Erwartungshorizonts, wurde eine Lesart des Romans angeregt, die Holden Caulfield selbst als ein Opfer sexuellen Missbrauchs betrachtet. Mit Hilfe dieser Hypothese ist es gelungen, die bisweilen durchaus heterogen erscheinenden Textelemente und die in sich widersprüchlichen und teilweise extrem zugespitzten Ansichten des Erzähler-Protagonisten in einen stimmigen Sinnzusammenhang zu bringen.²⁶

Wenn bislang von der Literatur ausschließlich als von einem sich in den Konkretisierungen des Textes vollziehendes SinnGeschehen die Rede war, so hat dies seine Berechtigung darin, dass es sich bei der Literatur, anders als etwa bei der Musik, um eine semantische Kunst handelt.²⁷ Die für die Literatur charakteristische Entpragmatisierung der Rede, die oben mit dem Begriff der Fiktionalität gefasst worden ist, führt aber nicht nur zu der ausführlich geschilderten Spezifik der Sinnkonstitution bei literarischen Texten, sondern ermöglicht allererst deren dominant ästhetische Wahrnehmung. Diese konstituiert sich nun aber nicht allein auf der Basis des SinnGeschehens, sondern unter Beteiligung aller sprachlichen Aspekte, die in einem literarischen Text am Werke sind. Dies beginnt bereits beim spezifischen Umgang mit dem Sprachmaterial, der ebenso gut zu einer Empfindung des Wohlklangs führen, wie auch im Sinne eines Gestus der Provokation als Zerstörung der ‚Schönen Rede‘ konzipiert sein kann, etwa durch die Verwendung des Substandards. Hierher gehören aber nicht nur die ästhetischen Erlebnisse, die von der konkreten sprachlichen Gestaltung ausgehen, sondern

26 Vgl. dazu ausführlich Ohme 2013. Die oben grob umrissene Entfaltung des Sinnpotenzials von Salingers Roman impliziert natürlich zumindest die Möglichkeit, dass durch weitere Konkretisierungen unter erneut veränderten Horizontbedingungen neue Lesarten des Romans entstehen, die dem Textformular in noch stärkerem Maße gerecht werden.

27 Alle Versuche, die semantische Seite der Literatur zu unterlaufen, seien es die Sprachspielereien des Dadaismus, seien es die bisweilen ebenso vergnüglichen wie ernsten sprachphilosophischen Experimente der sog. Konkreten Poesie, haben lediglich deren Unhintergebarkeit vor Augen geführt.

auch die von Roman Ingarden (1972 [1931]: 313–319) als solche bezeichneten metaphysischen Qualitäten, die von den dargestellten Gegenständlichkeiten ausgehen können wie etwa das Tragische, das Komische oder das Absurde. Dementsprechend darf sich auch die literaturwissenschaftliche Tätigkeit nicht im Nachvollzug des Sinngeschehens des jeweiligen Textes erschöpfen, vielmehr muss sie, wenn sie den Kunstcharakter der Literatur nicht verfehlen will, immer auch die Spezifik des jeweiligen Kunstgegenstandes im Sinne seiner konkreten sprachlichen Gestaltung einer möglichst präzisen Beschreibung zuführen. Gerade hierfür eignen sich die von Borkowski (2015) eingangs angeführten Kontexte, die nicht nur an der Sinnkonstitution des jeweiligen Textes mitwirken, sondern für dessen ästhetische Wahrnehmung insgesamt von Relevanz sind. So bedarf es eines Wissens um die jeweilige natürliche Sprache nicht nur, um den Text zu verstehen, sondern auch, um die jeweilige Sprachverwendung im Sinne des Standards oder einer Abweichung von ihm zu beschreiben. Dasselbe gilt für die Gattungen, die einerseits für die Sinnkonstitution eines Textes von erheblicher Relevanz sind²⁸, andererseits aber auch Aufschluss darüber geben, wie sich ein Text zur literarischen Tradition positioniert.

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um zu verdeutlichen, dass für die Literaturwissenschaft ein weiterer Kontext von eminenter Bedeutung ist, nämlich das Universum der literarischen Texte insgesamt, denn erst durch den typologischen Vergleich der literarischen Texte miteinander kann die Spezifik des Einzeltextes als Kunstgegenstand herausgearbeitet werden. Auf diese Weise lässt sich dann das System der Literatur anhand der Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen den Texten beschreiben. Will man aber auch die historischen Veränderungen innerhalb dieses Systems erklären, bedarf es dazu eines weiteren Kontextes, nämlich der Geistesgeschichte, verstanden als die Summe aller weltanschaulichen Aspekte (philosophischer, theologischer, wissenschaftlicher, ästhetischer), in die die Produktion literarischer Texte als Kunstwerke eingebettet ist. Erst in diesem Kontext lassen sich dann Antworten auf all jene Fragen geben, die eingangs im Zusammenhang mit dem literarischen Text-in-Funktion aufgezählt worden sind.

28 Michał Głowiński (1974: 167) bezeichnet in diesem Zusammenhang die Gattungen völlig zutreffend als eine „spezifische Grammatik der Literatur“.

5 Schluss

Es erweist sich mithin, dass die Literaturwissenschaft nicht nur bei der Analyse des literarischen Textes in seiner kommunikativen Funktion auf die Berücksichtigung von Kontexten angewiesen ist, sondern bereits bei der Beschreibung des jeweiligen Textformulars in seinem So-Sein. Für die literaturwissenschaftliche Tätigkeit als solche haben sich insgesamt drei Kontextaspekte als relevant herauskristallisiert, bei denen es sich aufgrund der Spezifik der Literatur nicht um jene drei Teilkontexte handelt, mit deren Hilfe Bühler den kommunikativen Akt modelliert (Sender, Referent, Empfänger). Vielmehr geht es 1. um das Universum der literarischen Texte, 2. um die ästhetischen und weltanschaulichen Rahmenbedingungen, in die die Literatur eingebettet ist, sowie 3. um den Teilkontext des Empfängers aus dem Kommunikationsmodell, da erst im Akt der Konkretisation das literarische Kunstwerk zu einem ästhetischen Objekt wird, um einen Begriff von Jan Mukařovský zu gebrauchen. Die Teilkontexte des Senders und des Referenten, die bei den kulturwissenschaftlichen Ansätzen im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen, braucht es dazu hingegen nicht. Vielmehr wird durch deren Fokussierung die Spezifik der Literatur verfehlt und infolgedessen die eigene Disziplin delegitimiert.

Literatur

- Aschenberg, Heidi. 2001. Sprechsituationen und Kontext. In Martin Haspelmath, Ekkehard König, Wulf Oesterreicher & Wolfgang Raible (Hgg.), *Sprachtypologie und sprachliche Universalien: Ein internationales Handbuch. 1. Halbband*, 435–444. Berlin & New York: de Gruyter.
- Becker, Sabina. 2010. Gender Studies. In Ulrich Schmid (Hg.), *Literaturtheorien des 20. Jahrhunderts*, 335–350. Stuttgart: Philipp Reclam jun.
- Bezzola Lambert, Ladina. 2010. New Historicism. In Ulrich Schmid (Hg.), *Literaturtheorien des 20. Jahrhunderts*, 377–392. Stuttgart: Philipp Reclam jun.
- Borkowski, Jan. 2015. *Literatur und Kontext: Untersuchungen zum Text-Kontext-Problem aus textwissenschaftlicher Sicht*. Münster: mentis.
- Bühler, Karl 1999. *Sprachtheorie: Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Stuttgart: Lucius & Lucius. 3. Aufl.
- Eagleton, Terry. 1997. *Einführung in die Literaturtheorie*. Stuttgart & Weimar: J. B. Metzler. 4. Aufl.
- Gabriel, Gottfried. 2019. *Fiktion und Wahrheit: Eine semantische Theorie der Literatur*. Stuttgart-Bad Cannstatt: frommann-holzboog. 2. Aufl.

- Gehring, Petra. 2004. Dekonstruktion – Philosophie? Programm? Verfahren? In Friedrich Jaeger & Jürgen Straub (Hgg.), *Handbuch der Kulturwissenschaften Band 2: Paradigmen und Disziplinen*, 377–394. Stuttgart & Weimar: J.B. Metzler.
- Genette, Gérard. 2001. *Paratexte: Das Buch vom Beiwerk des Buches*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Głowiński, Michał. 1974. Die literarische Gattung und die Probleme der historischen Poetik. In Aleksandar Flaker & Viktor Žmegač (Hgg.), *Formalismus, Strukturalismus und Geschichte: Zur Literaturtheorie und Methodologie in der Sowjetunion, ČSSR, Polen und Jugoslawien*, 155–185. Kronberg/Taunus: Scriptor.
- Greenblatt, Stephen. 1995. Kultur. In Moritz Baßler (Hg.), *New Historicism: Literaturgeschichte als Poetik der Kultur*, 48–59. Frankfurt am Main: Fischer.
- Ingarden, Roman. 1972. *Das literarische Kunstwerk: Mit einem Anhang von den Funktionen der Sprache im Theaterschauspiel*. Tübingen: Max Niemeyer. 4. Aufl.
- Jauß, Hans Robert. 1979. Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft. In Rainer Warning (Hg.), *Rezeptionsästhetik*, 126–162. München: Fink. 2. Aufl.
- Kahrmann, Cordula, Gunter Reiß & Manfred Schluchter. 1991. *Erzähltextanalyse: Eine Einführung; mit Studien- und Übungstexten*. Frankfurt am Main: Hain. 2. Aufl.
- Koch, Peter & Wulf Oesterreicher, 2011. *Gesprochene Sprache in der Romania: Französisch, Italienisch, Spanisch*, Berlin & New York: de Gruyter. 2. Aufl.
- Kratochvil, Alexander. 2019. *Posttraumatisches Erzählen: Trauma – Literatur – Erinnerung*. Berlin: Kadmos.
- Laermann, Klaus. 1973. Was ist literaturwissenschaftlicher Positivismus? In Viktor Žmegač & Zdenko Škreb (Hgg.), *Zur Kritik literaturwissenschaftlicher Methodologie*, 51–74. Frankfurt am Main: Fischer Athenäum.
- Lejeune, Philippe. 1994. *Der autobiographische Pakt*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lubrich, Oliver. 2010. Postcolonial Studies. In Ulrich Schmid (Hg.), *Literaturtheorien des 20. Jahrhunderts*, 351–376. Stuttgart: Philipp Reclam jun.
- Münch, Richard. 2011. *Akademischer Kapitalismus: Zur politischen Ökonomie der Hochschulreform*. Berlin: Suhrkamp.
- Nünning, Ansgar & Vera Nünning. 2002. Von der strukturalistischen Narratologie zur ‚postklassischen‘ Erzähltheorie: Ein Überblick über neue Ansätze und Entwicklungstendenzen. In Ansgar Nünning & Vera Nünning (Hgg.), *Neue Ansätze in der Erzähltheorie*, 1–33. Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier.

- Ohme, Andreas. 2002. *Karel Čapeks Roman „Der Krieg mit den Molchen“: Verfahren – Intention – Rezeption*. Frankfurt am Main et al.: Peter Lang.
- Ohme, Andreas. 2013. Der rätselhafte Holden Caulfield: Die Erzählstrategie und ihre Folgen für das Textverständnis in J.D. Salingers Roman „The Catcher in the Rye“. *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch* 54. 265–288.
- Ohme, Andreas. 2018. Strukturalismus heute! Eine Kritik des „Ethical Criticism“ aus strukturalistischer Perspektive am Beispiel der Narratologie. In Martin Endres & Leonhard Hermann (Hgg.), *Strukturalismus, heute: Brüche, Spuren, Kontinuitäten*, 211–230. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Ostermeyer, Serjoscha P. 2016. *Der Kampf um die Kulturwissenschaft: Konstitution eines Lehr- und Forschungsfeldes 1990–2010*. Berlin: Kadmos.
- Pfaller, Robert. 2018. *Erwachsenensprache: Über ihr Verschwinden aus Politik und Kultur*. Frankfurt am Main: Fischer. 4. Aufl.
- Schmidt, Siegfried J. 1976. *Texttheorie: Probleme einer Linguistik der sprachlichen Kommunikation*. München: Fink. 2. Aufl.
- Schmitz-Emans, Monika. 2010. Dekonstruktion. In Ulrich Schmid (Hg.), *Literaturtheorien des 20. Jahrhunderts*, 99–132. Stuttgart: Philipp Reclam jun.
- Schößler, Franziska. 2006. *Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft: Eine Einführung*. Tübingen & Basel: A. Francke.
- Warning, Rainer. 1979. Rezeptionsästhetik als literaturwissenschaftliche Pragmatik. In Rainer Warning (Hg.), *Rezeptionsästhetik*, 9–41. München: Fink. 2. Aufl.

II Kontext aus sozialwissenschaftlich-kommunikationswissenschaftlicher Perspektive

Klaus Beck

Kommunikation im neuen Kontext: Vom Medienkontext zum Datenkontext¹

Abstract: By identifying mediation, institutions and organizations as interrelated contexts of social communication the article criticizes the techno-deterministic notion of “digital revolution.” Commercial, but still meritorious journalism and its norms are nowadays shaped not only by the community of social media users but by automated algorithmic mediation (i.e., news selection and presentation). The business model of platforms is described as Surveillance Capitalism (Zuboff) based on the total exploitation of personal and behavioral data (Big Data). The central meaning of platform mediated communication is no longer communication as a means of social understanding through texts, but the writing, recording and exploiting of a new kind of shadow texts automatically and largely on the back of their users.

Keywords: surveillance, platform, big data, social media, algorithm, algorithmic mediation

1 Einleitung

Menschliche Kommunikation findet immer in gemeinschaftlichen oder gesellschaftlichen, also sozialen Beziehungen und Zusammenhängen statt; nur hier ist sie möglich, sinnvoll und notwendig. Die sozialen Situationen und Relationen können als Kontext verstanden werden, denn das kommunikative Geschehen ist räumlich, zeitlich und sachlich eingewoben in die Maschen sozialer Netze und bringt sie zugleich hervor. Aus sozialwissenschaftlicher Perspektive, die soweit ich sehe nicht über einen theoretisch ausgearbeiteten Text- und folglich auch nicht über einen elaborierten Kontext-Begriff verfügt, wird Kontext hier also metaphorisch als interdependentes Geflecht verschiedener sozialer Zusammenhänge verstanden. Bei näherer Betrachtung ergibt sich nämlich, dass menschliche Kommunikation in verschiedene Kontexte eingebunden ist, die sie selbst wiederum miteinander verknüpft.

In der folgenden Analyse des aktuellen Wandels von Kommunikation und Medien geht es nicht um die sprachlichen Aspekte von Text und Kontext, sondern um drei weitere aus kommunikationswissenschaftlicher Sicht relevante

1 Den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Lehrstuhls Kommunikationswissenschaft der Universität Greifswald danke ich für wertvolle Kritik und Hinweise.

Kontexte: den Vermittlungskontext, den Normen- und Institutionenkontext sowie den Organisations- und Verwertungskontext. Um ein angemessen komplexes Verständnis gesellschaftlicher Kommunikation zu erzielen, werden diese Kontexte zunächst skizziert (Kapitel 2). Alle drei Kontexte werden anschließend für die klassischen publizistischen Medien, die Telekommunikationsmedien und die Onlinemedien analysiert, um die Entwicklung bis hin zu den digitalen Social-Media-Plattformen aufzuzeigen (Kapitel 3). Dabei wird deutlich, dass wir es derzeit nicht mit einer bloß medientechnologisch verursachten ‚digitalen Revolution‘ zu tun haben, sondern mit einem interdependenten Wandel aller drei Kontexte von Kommunikation. Als zentral erweisen sich die Fragen, wie Kommunikation unter veränderten Bedingungen institutionalisiert und organisiert wird. Digitale Plattformen folgen organisatorisch der Logik des Daten- oder Überwachungskapitalismus (im Sinne von Zuboff 2018) und produzieren statt eines Medientextes primär einen Datentext. Traditionelle Normen und Unterscheidungen werden aufgehoben oder zumindest teilweise überschrieben, während sich neue Regeln und Institutionen derzeit allenfalls am Anfang ihrer möglichen Entwicklung befinden. Den möglichen und wahrscheinlichen Folgen des tiefgreifenden Kontextwandels für die gesellschaftliche Kommunikation und ihre Kontexte ist das abschließende Kapitel 4 gewidmet.

2 Die drei Kontexte gesellschaftlicher Kommunikation

Aus kommunikationswissenschaftlicher Perspektive lassen sich drei Kontexte gesellschaftlicher Kommunikation unterscheiden, die analysiert werden müssen, um den Wandel gesellschaftlicher Kommunikation besser verstehen und erklären zu können.

Grundlegend ist der *Vermittlungskontext* von Kommunikation (Beck und Donges 2020): Kommunikation bedeutet nicht dasselbe wie Information, sondern bedarf immer einer Mitteilung. Zwischen zwei oder mehr Kommunikationspartner*innen muss eine Mitteilung vermittelt werden, d. h. ein geistiger, sozialer, räumlicher oder zeitlicher Abstand muss überbrückt werden. Hierzu bedienen wir uns der Sprache und einer ganzen Reihe von anderen Zeichensystemen sowie technischer Medien. Die Komplexität der Vermittlung hat mit der Medialisierung zugenommen, und sie ist leistungsfähiger geworden: Speichermedien wie Schrift, Druck und Papier überbrücken zeitliche Distanzen, die alleine mit mündlicher Überlieferung kaum überwunden werden können. Rundfunk und Telekommunikationsmedien wie Brief, Telefon und Onlinemedien überbrücken geographische Distanzen, noch dazu in zuvor unbekannter Geschwindigkeit. Die über die gesprochene Sprache hinausgehende Medialisierung der

Vermittlung bringt nicht nur Medientechniken und weitere Zeichensysteme ins Spiel, sondern auch neue Akteure: Kommunikation und Vermittlung differenzieren sich aus, sie stellen unterschiedliche Rollen im Gefüge vermittelter Mitteilung dar. Meist werden sie nicht in Personalunion ausgeführt, denn wer wirkungsvoll über größere Distanzen aller Art mitteilen möchte, bedarf anderer Personen (und Organisationen), die vermitteln.

Vermittlung bedeutet in jedem Fall mehr als bloße Übermittlung, technische Übertragung oder ‚Informationstransport‘. Solche linearen Konzepte verfehlen die Komplexität vermittelter Mitteilung: Transport oder Tausch führen dazu, dass etwas (zum Beispiel eine Ware), das zunächst einer Person A gehörte oder an einem Ort A war, am Ende des Prozesses – idealiter in unveränderter Form – bei Person B oder an Ort B ist, während A nicht mehr darüber verfügt. Das ist bei Kommunikation völlig anders: Über Gedanken, die ich erfolgreich kommuniziert habe, verfüge ich auch weiterhin, sie sind nicht ‚weg‘, ‚eingetauscht‘ oder ‚verloren‘. Vermittlung ist kein Nullsummenspiel, sondern ein dialektischer Prozess, der im Gelingensfall etwas Drittes, nämlich Verständigung, hervorbringt (Beck 2020: 18–24).

Die Komplexität des Vermittlungskontextes von Kommunikation ergibt sich aus der Kombination von Zeichensystemen (Sprache, andere Symbole oder Zeichen), technischen Medien und Konstellationen, also den sozialen Verknüpfungen zwischen den an der Vermittlung beteiligten Menschen (Individuen, Gruppen, Organisationen). Die Vermittlungsakteure bedienen sich technisch basierter Zeichensysteme, die von alleine keinerlei Vermittlung leisten könnten: Medien übertragen nichts ‚automatisch‘ oder gar ‚unverändert‘; sie basieren zwar auch auf kausalen physikalischen Kontexten, realisieren sich aber erst im konkreten Gebrauch. Die Medientechnik ermöglicht, begrenzt oder legt bestimmte Vermittlungsformen nahe, determiniert sie aber nicht: Per Brief oder Zeitung kann ich bewegte Bilder nicht vermitteln, ja nicht einmal übermitteln. Aber umgekehrt kann ich per Brief oder Zeitung unendlich viele verschiedene, sogar widersprüchliche und völlig unsinnige Mitteilungen vermitteln bzw. vermitteln lassen, ohne an semiotische oder medientechnologische Grenzen zu stoßen.

Der zweite relevante Kontext gesellschaftlicher Kommunikation umfasst als *Normen- und Institutionenkontext* alle Regeln, Rollendefinitionen und Erwartungen, die Kommunikation dauerhaft ermöglichen, ohne dass jedes Mal erneut die Bedingungen ausgehandelt werden müssen. Wenn wir telefonieren, müssen wir nicht jedes Mal aufs Neue die Abläufe und Umgangsformen klären. In der Regel (hier empirisch wie normativ zu verstehen) identifizieren wir uns namentlich und begrüßen uns der Art unserer sozialen Beziehung entsprechend

förmlich, vertraut oder gar intim. Wir strukturieren ein Telefonat entlang von Themen, Fragen und Antworten, ähnlich wie wir das im direkten Gespräch tun, allerdings mit charakteristischen Abweichungen: Wir äußern Bestätigungslaute, weil wir uns nicht sehen können. Wiederholen, stellen etwas klar oder fassen es zusammen, um sicher sein zu können, richtig verstanden zu haben und zu werden. Wir deuten unseren Wunsch an, das Gespräch zu beenden, bevor wir mit medienspezifischen Abschlussformeln das Gespräch schließen (klassisch: „Auf Wiederhören!“). Gegen diese Medienregeln kann man zwar verstoßen, aber solche Verstöße werfen Fragen auf, zwingen zur moralischen Rechtfertigung oder zur Entschuldigung. Das Telefonat ist ebenso wie der Brief zu einer Institution geworden, die auf wechselseitigen Erwartungen und Erwartungserwartungen beruhen. Institutionen unterliegen einem Wandel, und sie müssen interpretiert werden: Nicht alle Telefonate oder Briefwechsel laufen nach denselben Regeln ab, aber alle nach bestimmten Regeln, auf die wir uns verlassen. Die institutionellen Regeln der interpersonalen Medienkommunikation werden ausgehandelt, im Handeln werden die Normen aktualisiert und ggf. re-interpretiert. Veränderte Vermittlungskontexte regen einen institutionellen Wandel an: Seit unsere Telefone im Display die Namen von Angerufenen und Anruferinnen anzeigen, können wir auf namentliche Identifikationen verzichten, die noch aus der Zeit der fehleranfälligen Handvermittlung in der Telefonie stammen.

Vergleichbares gilt auch für die Medien der gesellschaftlichen bzw. öffentlichen Kommunikation, denn auch diese müssen zwar aktuell angewendet, aber nicht jedes Mal aufs Neue erfunden werden. Die Zeitung als Institution meint nicht ein bestimmtes Blatt oder Unternehmen (Organisations- und Verwertungskontext), sondern ein bestimmtes Muster von Akteuren und Handlungsweisen, von Erwartungen und Erwartungserwartungen. Zeitungen sollen vor allem durch kurze Schrifttexte in Kombination mit Stehbildern und Grafiken aktuell informieren. Als journalistische Medien sind sie nicht nur der Aktualität verpflichtet, sondern auch der Faktizität und der Selektivität, d. h. aus der Fülle möglicher Nachrichten werden für die Allgemeinheit relevante Informationen herausgegriffen, die sich auf tatsächliche Geschehnisse beziehen (und insofern wahr sind). Mit Ausnahme institutionalisierter Rubriken (Werbung, Fortsetzungsroman) erwarten wir keine fiktionalen Texte. Niemand geht davon aus, dass alle jederzeit in der Zeitung schreiben können, sondern dass qualifizierte Redaktionen nach professionellen Standards wie Sorgfaltspflicht, Recherche und Gegenrecherche, Transparenz der Quellen, Trennung von Nachricht und Meinung, Wahrung der persönlichen Ehre und des Jugendschutzes usw. ihre Leistungen erbringen. Die Aufgabe von Journalistinnen und Journalisten besteht auch darin, Menschen, Themen und Meinungen zu repräsentieren, die sich

selbst nicht öffentlich im Medium artikulieren (können): Journalistische Kommunikation ist vermittelte Mitteilung (Beck 2020: 143–147).

Hörfunk und Fernsehen stellen weitere Medieninstitutionen dar, die in ihren journalistisch-redaktionellen Teilen der Institution Zeitung ähneln, aber ganz andere Erwartungserwartungen in Bezug auf Aktualität, Anschaulichkeit (als Bildhaftigkeit oder O-Ton) und Unterhaltsamkeit aufweisen.

Der Institutionen- und Normenkontext der Medien umfasst neben den professionellen und berufsethischen Normen auch rechtliche Vorschriften, von den Landespressegesetzen bis zum Strafgesetzbuch. Im Laufe der letzten Jahrhunderte ist ein recht komplexer Normenkontext der Medien entstanden, ausdifferenziert nach Mediengattungen und Genres wie Qualität und Boulevard, Information und Unterhaltung. Institutionalisiert hat sich eine Trennung von Redaktion und Verlag oder Rundfunkunternehmen. Beide sind aufeinander angewiesen, folgen aber unterschiedlichen Erwartungen und Normen: öffentliche Aufgabe und private Nutzenmaximierung stehen in einem Spannungsverhältnis, das durch Normen und Rollen geregelt ist – auch wenn das in der Praxis nicht immer ausreichend funktionieren mag. Neben die primären Institutionen wie beispielsweise der Redaktion sind sekundäre Institutionen getreten, die bei der Realisierung des Normengeflechts helfen sollen, nämlich die Selbstkontrollenrichtungen der Medien vom Presserat über die Freiwillige Selbstkontrolle Kinofilm (FSK) bis hin zur Freiwilligen Selbstkontrolle Multimedia (FSM).

Den Institutionen- und Normenkontext von Medien zu beschreiben, bedeutet nicht zu behaupten, dass die Medienakteure diese Normen immer einhalten würden. Wenn aber tatsächlich oder vermeintlich gegen sie verstoßen wird, kommt es meist zu einem kritischen Diskurs, in dem die Normen bestätigt, modifiziert oder als unzeitgemäß verabschiedet werden. Auch der Normen- und Institutionenkontext gesellschaftlicher Kommunikation ist also dynamisch, was auch die Frage aufwirft, ob und wie er sich verändert, wenn sich der Vermittlungskontext oder der Organisations- und Verwertungskontext wandelt.

Der *Organisations- und Verwertungskontext* schließlich beschreibt, wie die materiellen Voraussetzungen (Ressourcen) für die Vermittlung von Mitteilungen geschaffen und strukturell gesichert werden. Der Blick auf die Ausdifferenzierung des Vermittlungskontextes gesellschaftlicher Kommunikation zeigt, dass der für die Vermittlung notwendige Aufwand gewachsen ist und nur arbeitsteilig geleistet werden kann. Gesellschaftliche Kommunikation bedarf der Organisation, im Grunde schon seit der öffentlichen Rede in der antiken Polis. Weitaus höherer Organisationsaufwand und Ressourceneinsatz sind aber notwendig, wenn national zig Millionen oder gar weltweit Milliarden Individuen in Kommunikation miteinander gebracht werden sollen. Die Allokation

von technischen Medien und Netzen bedarf der Finanzierung, die nach ganz unterschiedlichen Modellen erfolgen kann. Die Wahl des Finanzierungsmodells hängt dabei übrigens eng mit dem Normen- und Institutionenkontext zusammen: Wenn journalistische Medien dem Allgemeinwohl dienen (sollen), liegt es nahe, sie weder durch den Staat noch rein kommerziell zu organisieren, sondern beispielsweise als Public Service über Rundfunkbeiträge oder als durch gemeinnützige Stiftungen. Wenn man davon ausgeht, dass in vielen Sektoren der Markt nicht nur eine hohe Unabhängigkeit von Staat, Militär, Parteien oder Kirchen garantiert, sondern eine ausreichende inhaltliche Medienvielfalt hervorbringt, ist eine kommerzielle, also gewinnorientierte Medienorganisation der geeignete Kontext.

In Deutschland und vielen anderen liberalen Staaten hat sich eine Mischung aus öffentlicher (für einen relevanten Teil des Rundfunks) und kapitalistischer Organisationsweise (für alle anderen Medien und weite Teile des Rundfunks) entwickelt. Im Sektor der öffentlichen Medien geht es primär um die Bereitstellung eines öffentlichen und meritorischen Gutes, also den Zugang aller Bürgerinnen und Bürger zu Nachrichten, die relevant für die politische Information sowie die gesellschaftliche Meinungs- und Willensbildung sind. Im privatwirtschaftlichen Sektor der Medien geht es primär um die Erwirtschaftung von Kapitalrenditen, also die Erzielung von Gewinn durch Angebote, die für Konsumenten und Konsumentinnen so attraktiv sind, dass die dafür zahlen. Die Erfüllung der öffentlichen Aufgabe ist in diesem Sektor lediglich eine Externalität, also ein nicht beabsichtigter und wirtschaftlich für das Medienunternehmen irrelevanter Nutzen. Allerdings genügt die Zahlungsbereitschaft oder -fähigkeit der Medienkonsumentinnen und -konsumenten nur in manchen Sektoren (Buchmarkt, Pay TV, Audio- und Videostreaming, Pornographie) für eine Finanzierung der Produktion und einen Unternehmensgewinn. Das Standardgeschäftsmodell der meisten privaten Medien basierte daher bislang auf Werbung, die mit den publikumsattraktiven Medieninhalten vermischt wurde. Verkauft wurde dann primär die Aufmerksamkeit des Publikums an die werbetreibende Industrie. Zeitweilig erzielten die Presse 70 Prozent ihrer Einnahmen über die Werbung, das kommerzielle Fernsehen nahezu 100 Prozent. Das traditionelle, von öffentlichen und von kommerziellen Medien in unterschiedlicher „Reinheit“ repräsentierte Modell des gemeinwohlorientierten journalistischen Medientextes wird durch die digitalen Plattformen der Produktion eines „Schattentextes“ (Zuboff 2018: 218) von Datenströmen untergeordnet.

Wie beim Vermittlungskontext und beim Institutionen- und Normenkontext zeichnet sich auch beim Organisations- und Verwertungskontext gesellschaftlicher Kommunikation also ein Wandel ab. Die hier vertretene und im

Folgenden zu begründende Grundthese lautet nun, dass die Etablierung digitaler Plattformen das zentrale Moment des derzeitigen Wandels gesellschaftlicher Kommunikation darstellen, weil sie neuartige Vermittlungs-, Institutionen- und Organisationskontexte erzeugen.

3 Der Wandel der Kontexte

Um den Wandel gesellschaftlicher Kommunikation, wie er sich in Gestalt digitaler Plattformen von Facebook, YouTube, Twitter usw. manifestiert, genauer beschreiben und die Folgen bewerten zu können (Kapitel 4), müssen wir analysieren, wie die einzelnen Kontexte jeweils bei den publizistischen Medien, den Telekommunikations- und den Onlinemedien bislang beschaffen waren.

3.1 Wandel der Vermittlung

Der *Vermittlungskontext der publizistischen Medien* (Buch, Presse, Film, Rundfunk) war technisch durch Verteilnetze geprägt: Egal ob es sich um die Vertriebsnetze des Buchhandels, der Zeitungen und Zeitschriften oder von Hörfunk und Fernsehen handelte, stets gab es übergeordnete Zentren der Produktion und Gestaltung von Inhalten, die dann in die Peripherie verteilt wurden. Dabei handelte es sich im Grunde immer um ein hierarchisches Verfahren mit zentralen Eliten, also professionellen Autor*innen, Lektoraten, Redaktionen etc., und Laien, die als Bürger*innen, Konsument*innen und Rezipient*innen adressiert wurden. Die Kommunikation verlief und verläuft in diesem Dispositiv zwar keineswegs einseitig, wie die unpräzisen Begriffe ‚Massenkommunikation‘ und ‚Massenmedien‘ suggerieren. Die Themen und Meinungen der Bürger*innen waren nämlich durchaus Gegenstand der öffentlichen Kommunikation, aber über das Ob und Wie der Vermittlung ihrer Mitteilung entscheiden professionelle Vermittlungsakteure in den Zentralen. Diese mächtigen Gatekeeper-Organisationen entscheiden paternalistisch, was aktuell und relevant für die Öffentlichkeit ist.

In der *Telekommunikation*, also bei der Briefpost, der Telegraphie und der Telefonie wurden Vermittlungsnetze genutzt, um persönlich adressierte private oder privatwirtschaftliche Mitteilungen zu vermitteln. Wenngleich es hier sternförmige Netzstrukturen aus Vermittlungszentralen und Teilnehmer*innen mit Endgeräten gab, erfolgt die Vermittlung doch in erster Linie als neutrale Übermittlung: Die Initiative zur Vermittlung ging eindeutig von einem Kommunikationspartner oder einer partnerin – aber nie von der Zentrale – aus; die Mitteilung selbst spielte bei der bzw. für die Vermittlung keine Rolle und wurde – wenn man

einmal geheimdienstliche Maßnahmen außen vor lässt – auch von den Post- und Telefondienstleistern nicht bewertet, selektiert oder gestaltet.

Die *Vermittlungskontexte in der Onlinekommunikation* hingegen sind hybrid, denn es werden Elemente der publizistischen Verteilnetze und der telekommunikativen Vermittlungsnetze miteinander kombiniert, technisch in Form einer dezentralen Paketvermittlung digitaler Daten. Persönlich adressierte, zum Teil private Mitteilungen und öffentlich oder teilöffentlich adressierte Mitteilungen werden über dasselbe Netz vermittelt und verweisen mitunter aufeinander. So können diagonale Vermittlungsstrukturen entstehen, beispielsweise wenn wir per E-Mail oder sog. Social-Media-Links und Angebote publizistischer Medien (mit)teilen. Die Konstellation der Akteure ist ungleich komplexer als zuvor: Neben die klassischen, redaktionell operierenden Medien und die Rezipienten treten die User bzw. ihre ‚Community‘. Neu hinzugekommen sind die Metamedien (Suchmaschinen, Portale etc.) sowie die Social-Media-Plattformen, die ebenfalls vermitteln, aber nach einer anderen funktionalen, organisatorischen und normativen Logik (Abschnitt 3.2 und 3.3). Sie vermitteln zum einen Mitteilungen, die zuvor der journalistischen Selektion zum Opfer gefallen wären. Zum anderen vermitteln sie bereits (journalistisch medial) vermittelte Mitteilungen ein zweites Mal, wenn sie solche Inhalte zu personalisierten Newsfeeds zusammenstellen oder wenn Peers solche Medieninhalte untereinander teilen (sekundäre Vermittlung). Der Wandel der Vermittlungskontexte findet also im Gegensatz zu den Annahmen der ‚Multimedia‘-Debatte der 1990-er Jahre nicht so sehr auf der semiotischen Ebene der Zeichentypen und auch nicht primär auf der technischen Codierungsebene („Digitalisierung“) statt, sondern betrifft vor allem den strukturellen Vermittlungskontext und die hiermit im engen Wechselspiel stehenden institutionellen Rollen von Kommunikations- und Vermittlungsakteuren.

3.2 Wandel der Normen und Institutionen

Auch der Normen- und Institutionenkontext unterscheidet sich bei den verschiedenen Kommunikationsformen: Bei den *publizistischen Medien* steht die öffentliche Aufgabe im Vordergrund, die auch als Legitimation für besondere Freiheiten und Rechte dieser Medien dient. Auch kommerzielle Medien leisten einen Beitrag zum Gemeinwohl, wenn professionelle journalistische Standards und ethische Normen eingehalten werden. Die Orientierung an Faktizität (Sachlichkeit und Wahrheit), Ausgewogenheit, Sorgfaltspflichten und Trennungsgelote bezüglich Meinung und Nachricht sowie Redaktion und Werbung sind unstrittig, auch wenn jeden Tag gegen sie verstoßen wird.

Die *Telekommunikation* war lange Zeit zumindest in Europa eine Aufgabe staatlicher Daseinsvorsorge, vergleichbar mit Wasser, Strom und Müllabfuhr. Die Rolle der Vermittler hatten staatliche Monopolisten (Deutsche Post/Bundespost, Deutsche Telekom) inne, die sich gegenüber der Kommunikation (den ‚Inhalten‘) solange neutral verhielten, wie keine Belange der Staatssicherheit betroffen waren. Auch unter dem Regime des Neoliberalismus unterliegt die Telekommunikation als private Infrastruktur noch immer einer an Gleichheit der Lebensverhältnisse (Universaldienst) und der Gleichberechtigung der Kommunikate (Netzneutralität) orientierten staatlichen Regulierung. Große private Unternehmen und vor allem die international operierenden Konzerne wie Vodafone, Telefónica oder Telekom dürfen zwar (reichlich) Gewinn erzielen. Der Staat verpflichtet aber einerseits den ehemaligen Staatsmonopolisten Telekom dazu, seine Netze auch für Wettbewerber zu öffnen und andererseits verpflichtet er alle Diensteanbieter dazu, auch ländliche Regionen mit Netzen und Diensten zu versorgen, in denen das wegen der wenigen Kund*innen nicht rentabel ist. Vor allem die Versorgung mit mobil nutzbarem Breitband-Internet gilt als Schlüssel zur wirtschaftlichen Entwicklung, auf die der Staat zu achten hat. Vorbehalte gibt es bekanntlich auch bei der Frage, ob die technische Ausstattung für das neue 5G-Netz ausgerechnet von einem Konzern stammen soll, der im Ruf steht auch den staatlichen Interessen der chinesischen Autokratie zu dienen.

Die von John Perry Barlow (1996) emphatisch verkündete Unabhängigkeit des ‚Cyberspace‘ von jeglicher staatlicher Ordnung und die Vorstellung, das Internet sei das Reich der absoluten Freiheit, gehören ins Reich der klassischen Technikutopien – vielleicht sogar in das der Dystopien. Tatsächlich jedenfalls gelten in und für die *Onlinekommunikation* durchaus Recht und Gesetz der sog. Offline-Welt in vollem Umfang. Offenkundig stellen die technisch notwendige Adaption wie die sinnvolle Anwendung der Gesetze auf veränderte Vermittlungsstrukturen und -prozesse allerdings eine große Herausforderung dar. Das betrifft nicht nur juristische und politische Fragen der nationalen und internationalen Regulierung, sondern auch die alltägliche Nutzung. Die Veränderungen des Vermittlungskontextes haben zu Rollenunklarheiten und -missverständnissen, zu Regelunsicherheiten bei allen Beteiligten geführt. Auf absehbare Zeit werden wir ein Wechselspiel von De-Institutionalisierung und Neu-Institutionalisierung (Jarren 2019: 64–66) beobachten können.

Unter Bedingungen der klassischen Telekommunikation (Brief, Telegramm, Telefon) galt das Telekommunikationsgeheimnis als Grundrecht (GG Art. 10), dass die informationelle Selbstbestimmung (Privatsphäre) schützte. Die wenigsten wären auf die Idee gekommen, private Mitteilungen öffentlich sichtbar zu kommunizieren, und selbstverständlich hätte sich jeder Briefträger und jede

Briefträgerin strafbar gemacht, wären die Briefe nicht verschlossen zugestellt, sondern öffentlich verlesen worden. Die Privatsphäre war eine zwar individuell variierte, insgesamt aber relativ klar abgegrenzte Sphäre der Selbstbestimmung, die räumliche und informationelle Grenzen aufwies. Selbst das Gespräch im öffentlichen Raum, etwa der Stammtisch in der Eckkneipe, lies sich als halb-private Sozialsphäre verorten. Fremde Personen konnten zwar das ein oder andere ‚aufschnappen‘, das nicht an sie gerichtet war, aber wohl niemand wäre auf die Idee gekommen sich neben den Stammtisch zu stellen und gezielt mitzuhören, zu protokollieren oder gar aufzuzeichnen. Die Veränderungen des Vermittlungskontextes bringen Bewegung in dieses institutionelle Arrangement, denn plötzlich werden in den sog. Sozialen Medien private Mitteilungen und halböffentliche Diskussionen weithin sichtbar und über lange Zeiträume gespeichert. Praktisch jeder und jede kann den digitalen Netztext sogar automatisiert durchsuchen, um Privates oder gar Intimes von anderen zu entdecken (und weiter zu verbreiten – weit über den klassischen Tratsch des Hörensagens hinaus). Nach und nach, aber eben immer mit kritischer Verzögerung, bilden sich nun neue Regeln und Institutionen heraus, etwa Privatsphäre-Einstellungen in Sozialen Medien oder die Konvention, Menschen zuerst um ihr Einverständnis zu bitten, bevor sie mit dem Smartphone fotografiert werden und das Bild ins öffentliche Netz gepostet wird.

Auch für die öffentliche Kommunikation lässt sich ein institutioneller Wandel beobachten, der normative Fragen aufwirft: Unter Bedingungen der klassischen publizistischen Medien war völlig klar, dass Redaktionen für die Nachrichten verantwortlich waren, die zumindest idealiter nach anerkannten Regeln produziert und geprüft waren. Falsche Nachrichten führten zu Dementis, Berichtigungen oder Gegendarstellungen. Nachrichten, die über Social-Media-Plattformen verbreitet werden, stammen aus sehr heterogenen Quellen. Einige wurden von professionellen Redaktionen nach den Regeln der Kunst verfasst, andere von PR-Agenturen, Propaganda-Divisionen oder Verschwörungstheoretikern lanciert. Die institutionelle Differenzierung zwischen Redaktion, Werbung, PR, zwischen News und Fake News wird brüchig. Die digitalen Plattformen als neue Vermittler gründen ihr Geschäftsmodell auf radikale Indifferenz; unterschiedslos alles zählt, was Reichweite, Verweildauer und stetigen Nachschub an Daten erzeugt.

Dieses Spiel ist ein Machtspiel, bei dem ideologische Figuren eine hohe Bedeutung besitzen: Jede redaktionelle Regulierung und Übernahme von Verantwortung wurde bis vor kurzem daher seitens der Plattformen abgelehnt, auch mit dem Argument, man sei ja nur der Betreiber eines Netzes – ganz so wie die Post oder die Telefonanbieter –, und dürfe gar nicht eingreifen, um die Kommunikationsfreiheit nicht zu beeinträchtigen. Behauptet wird, die Technik

regele ‚automatisch‘ ihre Anwendung, dass also der Code das neue Gesetz darstellen würde oder dass digitale Algorithmen und sog. Künstliche Intelligenz die notwendigen Entscheidungen, auch in normativer Hinsicht, treffen würden. Bewusst oder aus Unkenntnis wird dabei übersehen, dass der Code weder einen unabänderlichen göttlichen Willen noch die Naturgesetze repräsentiert, sondern von Menschen geschrieben wird, die (meist) für kommerzielle, militärische oder andere staatliche Organisationen mit entsprechenden Interessen arbeiten. Daran ändert auch die kalifornische Ideologie nichts, der zufolge alles entwickelt wird, was entwickelt werden kann. Nicht übersehen werden sollte, dass auch nicht digitalisiert ablaufende Entscheidungsprozesse, zum Beispiel journalistische Selektionsleistungen, regelbasiert erfolgen, also letztlich auch hier ein Algorithmus wirkt. Aus guten Gründen wird dieser journalistische Algorithmus aber als von Menschen gemacht verstanden und auch von Laien ständiger Kritik unterzogen. Es lässt sich kein vernünftiger Grund erkennen, warum nicht auch automatisierte Algorithmen einer Kritik unterliegen sollten.

3.3 Wandel von Organisation und Verwertung

Der Organisations- und Verwertungskontext der *publizistischen Medienunternehmen* trägt seit der Erfindung der Buchdruckpresse kapitalistische Züge, die nur phasen- und ausschnittsweise durch kirchliche, staatliche oder öffentlich-rechtliche Organisationsweisen durchbrochen werden. Im Kern geht es darum, entweder wie beim Buch oder Film Inhalte gegen Entgelt zu verkaufen oder diese Inhalte gegen massenhafte bzw. zielgruppenoptimierte Publikumsaufmerksamkeit einzutauschen. Die aus Nutzungshäufigkeit und -dauer gemutmaßte Aufmerksamkeit wird an die werbetreibende Industrie verkauft, d. h. bei den kommerziellen Medien ist die gehandelte Ware nicht Information oder Unterhaltung, sondern die Publikumszeit stellt das zentrale Gut dar. Neben den Journalismus tritt praktisch von Beginn an der Kontext Werbung, allerdings sind beide Texte im Idealfall organisatorisch ‚sauber‘ voneinander getrennt. Zudem gilt für die nicht aus Werbung finanzierten Formen journalistischer Kommunikation, dass sie auch vollständig ohne den Kontext *Werbung* auskommen. Und umgekehrt kennen wir auch Formen der reinen Werbekommunikation, die wie das Plakat vollständig ohne redaktionellen Kontext auskommen. Empirisch können wir allerdings beobachten, dass die eindeutige Trennung auch bei den publizistischen Medien aufgeweicht wird. Redaktionelles Marketing, der Abdruck von vorgefertigten PR-Artikeln, die Verwendung von Bildmaterial, das von Unternehmen und anderen Organisationen zur Verfügung gestellt wird, all dies sind Beispiele für ‚neue Werbeformen‘, mit denen

Medienunternehmen versuchen die sinkenden Einnahmen aus klassischer Werbung zu kompensieren.

Die *Telekommunikationsunternehmen* erzielen aus dem Verkauf von Nutzungspotentialen und Übertragungsleistungen, gestaffelt nach Mengen und Distanzen oder pauschaliert als Flatrate, individuelle Entgelterlöse. Sie koppeln im Gegensatz zu den kommerziellen publizistischen Medien also nicht zwei Märkte über indirekte Erlöse miteinander.

Bei den *Betreibern von Onlinemedien* finden sich zwar noch die bisherigen Verwertungskontexte, etwa beim Online-Abonnement von ePapers oder den Entgelten für den Onlinezugang. Entscheidend aber ist die Umstellung auf das, was mittlerweile Daten-, Plattform- oder gar „Überwachungskapitalismus“ (Zuboff 2018) genannt wird. Es erscheint mir zwar zumindest zu früh von einer Revolution oder einem Zeitalter (wie in Zuboffs Buchtitel) zu sprechen. Der qualitative Unterschied des neuen Kontextes sollte aber auch nicht unterschätzt werden, zumal sich hieraus weitreichende Folgen für die gesellschaftliche Kommunikation und ihre Kontexte ergeben könnten. Was ist nun mit den schillernenden Schlagworten gemeint?

Das online-typische Geschäftsmodell basiert auf scheinbar ‚kostenlosen‘ Angeboten, womit vor allem gemeint ist, dass keine Entgelte für die Nutzung oder Mitgliedschaft in sog. Communities erhoben und gezahlt werden. Rhetorisch werden aus Kunden nun ‚Mitglieder‘, so als ob es sich um einen gemeinnützigen Verein oder eine Gruppe gleichberechtigter Menschen handeln würde, die sich freiwillig zu einem Zweck zusammenschließen und demokratisch einen Vorstand wählen. Unternehmensstrategisch geht es zunächst darum, durch ‚Gratis-Angebote‘ möglichst viele Nutzerinnen und Nutzer zu gewinnen, zwischen denen Mitteilungen – etwa durch Facebook, LinkedIn oder Xing, aber auch ResearchGate und andere – vermittelt werden. Sobald eine ‚kritische Masse‘ von Menschen dieser Follow-the-Free-Strategie gefolgt ist, entstehen positive Netzwerkeffekte, die bislang nur für die Telekommunikation (aber nie für die öffentliche Kommunikation) galten: Der individuelle Nutzen steigt mit der Anzahl der Nutzer*innen insgesamt. Je mehr Kommunikationspartner*innen man im selben Netzwerk erreichen kann, umso nützlicher ist dies im Alltag. Es ist mit hohen Transaktionskosten und Verlusten verbunden, das Netzwerk zu wechseln; neudeutsch formuliert: Das ‚Lock-in der User‘ ist gelungen. Es geht also nicht mehr um die Exklusivität von Kontakten oder Informationen, mit denen sich ein besonders hoher Preis erzielen ließe. Im Gegenteil: Die Inhalte spielen keine Rolle mehr. Aus Sicht der Plattformen ist es daher vernünftig, sich gegenüber den Inhalten so lange völlig indifferent zu verhalten, wie sie *geteilt*, *geliked* und *kommentiert* werden und auf diese Weise den Datenstrom nicht versiegen lassen.

Auch Hate Speech und Fake News nutzen dem Netzbetreiber; sie sind insofern kein Betriebsunfall sondern integraler Teil des Geschäftsmodells, also der Regelfall. Das zeigen Studien aus den USA, in denen Social Media eine größere Bedeutung für die politische Kommunikation und die Wahlkämpfe aufweisen. Eine plausible Hochrechnung von Alcott und Gentzkow (2017: 212) ergibt, dass 2016 im US-Präsidentenwahlkampf Fake News-Stories rund 760 Millionen Mal angeklickt und gelesen wurden. Es handelt sich bei Fake News nicht einfach um Falschnachrichten, wie sie auch in den journalistischen Medien immer wieder vorkommen, sondern um gezielte Lügen, die aus politischen oder ökonomischen Motiven verbreitet werden. Erst aufgrund der Etablierung von Social Media haben sich Fake News zu einem blühenden Geschäftsfeld entwickelt, das ein symbiotischer Teil des ‚Ökosystems‘ rund um die Plattformen darstellt. Firmen wie Disinformedia oder Paul Horner, aber auch eine Gruppe von Teenagern im Billiglohnland Mazedonien gründen Websites, die den Anschein seriöser Medien erwecken und zum Beispiel als *WashingtonPost.com.co* firmieren, obwohl es sich nicht um die Website der renommierten Qualitätszeitung handelt. Dort werden dann gegen Bezahlung vermeintlich seriöse und zitierfähige Fake News hochgeladen, auf die sich interessierte Kreise berufen, auf die aber auch die Suchalgorithmen der Plattformen hereinfallen können (Allcott und Gentzkow 2017: 217). Auch Hate Speech ruft viel Resonanz in den Netzwerken hervor, denn starke Emotionen und radikale Formulierungen provozieren andere, selbst zu kommentieren und zu posten, mitunter um den Hass nochmals zu übertrumpf(en).

Weil es für alle Beteiligten am effizientesten ist, nur *ein* Facebook, *ein* YouTube und *ein* Google (aber auch nur ein Uber, Amazon, Booking.com etc.) zu haben, kommt es bei den digitalen Plattformen rasch zu positiven Netzwerkeffekten, d. h. der führende Anbieter bietet den größten Nutzen und vereinigt früher oder später alle Kundinnen und Kunden auf sich. Noch praktischer ist es auch aus Nutzer*innensicht, *alles* was man online so tun kann, über *denselben* ‚sicheren‘ Account zu tun und permanent online zu bleiben. Strategisches Ziel im *Great Platform War* ist die Bildung einer einzigen, alle Lebensbereiche umfassenden Plattform, die zentral den Zugang zu allen Kommunikationsangeboten und Dienstleistungen ermöglicht (vollständiges ‚Lock-in‘ sowie Netzwerkeffekte und proprietäre Softwarestandards), z. B. alles über Facebook-Account oder über eine Plattform, die Sprachsteuerung als Universal-Interface monopolisiert (Srnicek 2017: 105–108). Das ökonomisch rationale strategische Ziel und ohne staatliche Regulierung auch das wahrscheinliche Ergebnis der positiven Netzwerkeffekte ist ein Monopol. Solange die Dienste der Plattformen kostenlos angeboten werden, bleibt das klassische Kartellrecht eine stumpfe Waffe, denn

es liegt ja kein Konsument*innenmarkt vor, auf dem die Monopolstellung dazu missbraucht würde, die Preise zu erhöhen.

Mittlerweile hat sich herumgesprochen, dass solcher Service nicht gänzlich umsonst zu haben ist, sondern dass wir mit unseren persönlichen Daten bezahlen. Nachdem wir ‚freiwillig‘ 30-seitige juristisch wasserdichte, also für Laien unverständliche Allgemeine Geschäftsbedingungen (AGB) abgehakt haben, die wir am Bildschirm hastig heruntergescrollt haben, bis endlich das ersehnte Kästchen zum Anklicken auftauchte, haben wir praktisch alle Rechte und Hoffnungen fahren lassen. Vor dem Hintergrund der Monopolsituation, die bislang ja erst ansatzweise vom Kartellrecht erfasst wird, darf man die Freiwilligkeit der Zustimmung ebenso infrage stellen wie die Informiertheit der Entscheider: Wer nutzen möchte, muss zustimmen; das Monopol ist ‚alternativlos‘. Autonomie stellt unter den Bedingungen des Plattformkapitalismus keinen Wert mehr da.

Plattformen sind zwar zunehmend relevant für gesellschaftliche Kommunikation, stellen aber nichts medien- oder kommunikationsspezifisches dar, sondern

[...] digital infrastructures that enable two or more groups to interact. They therefore position themselves as intermediaries that bring together different users: customers, advertisers, service providers, producers, suppliers, and even physical objects. More often than not, these platforms come with a series of tools that enable their users to build their own products, services, and marketplaces. (Srnicek 2017: 43)

Plattformen erweitern einerseits den Kontext medialer Kommunikation damit qualitativ und erlauben die digitale Kontextualisierung (Verknüpfung) nahezu aller Lebensbereiche, die online-medialisiert werden (können), und sie gewinnen damit nicht nur für die Kommunikation eine regelsetzende Macht. Andererseits dekontextualisieren sie menschliche Kommunikation gerade durch die neuartige Kontextualisierung, denn Kommunikation bleibt nicht länger einfach nur Kommunikation. Sie bringt nicht mehr nur einen Medientext hervor, sondern einen „Schattentext“ (Zuboff 2018: 218) aus Daten.

4 Folgen für die gesellschaftliche Kommunikation und ihre Kontexte

Plattformen dekontextualisieren öffentliche Kommunikation in mehrfacher Weise: Auf der (a) Werkebene werden einzelne redaktionelle Beiträge aus dem jeweiligen Programm bzw. der jeweiligen Ausgabe herausgetrennt und zum individuellen Abruf bzw. Streaming bereitgestellt oder als algorithmisch selektierte Beiträge aus dem Angebot von Dritten herausgeschnitten. Aus ökonomischer Sicht wird das typische Produktbündel publizistischer Medien aufgelöst

oder ‚entbündelt‘ (*debundling*), um einzelne Fragmente jeweils spezifisch zu vermarkten. Durch die Bereitstellung und Verbreitung von Angeboten aus anderen, nicht-redaktionellen Quellen auf derselben Plattform werden (b) tendenziell alle journalistische Vermittlungsformen insgesamt aus dem journalistisch-professionell geprägten Medienfeld herausgelöst und damit auch aus dessen institutionellen und normativen Regeln. Angebote des Qualitätsjournalismus stehen bzw. fließen unterschiedslos neben Fake News und Hate Speech, kontextualisiert nur aufgrund der Netzwerk- und Plattformlogik, nach der gut ist, was Nutzer*innenaktivität erzeugt und damit Datenströme, die sich monetarisieren lassen. (c) Stärker noch als die (partiell) werbefinanzierten Zielgruppenprogramme und die Special-Interest-Medien dekontextualisieren Plattformen über algorithmisch personalisierte Angebote auch individuelle Rezipienten und Rezeptionsepisoden: Der tatsächliche oder imaginierte Kontext eines Publikums, bestehend aus Millionen Menschen, die zuhause ‚gebannt vor den Fernsehschirmen‘ gleichzeitig einem Ereignis folgen oder ritualisiert die „Tagesschau“ nutzen, verliert durch individualisierte, ja fragmentierte Nutzungsmodi an Bedeutung. Algorithmisch personalisierte Nachrichtenangebote lösen bislang zumindest in Deutschland nur im Einzelfall die journalistisch-redaktionellen Kontexte ab, die noch immer große Reichweiten erzielen. Das könnte sich aber künftig für bestimmte Kohorten oder Gruppen ändern – und damit Fragen der gesellschaftlichen Kohäsion und Integration aufwerfen. Stichworte sind hier Filterblasen und Echokammern (Pariser 2012; Flaxman, Goel und Rao 2016).

An die Stelle journalistischer Gatekeeper treten im digitalen Kommunikationsnetz eben nicht wie vielfach behauptet jedermann und jede Frau, sondern monopolistische Plattformen. Sie sind die neuen Vermittler oder Intermediäre. Das Web wandelt sich durch Social-Media-Plattformen von einem offenen, potentiell demokratischen Form zu einem durch intransparente Algorithmen (via Apps) gesteuerten, fragmentierten Netz (Srnicek 2017: 112–113) mit neuen, extremen Informationsasymmetrien: Die Plattformbetreiber wissen als Herren der Algorithmen mehr über jede*n Nutzer*in als jeder einzelne über sich selbst. Und jede einzelne Nutzerin, jeder einzelne Nutzer weiß nur noch das, was die Algorithmen sie oder ihn wissen lassen. So jedenfalls die dystopische Vorstellung, die sich aus der ökonomischen Rationalität des Plattformkapitalismus ableiten lässt.

Gesellschaftliche Kommunikation dient unter diesen Bedingungen nicht mehr der diskursiven Verständigung, und auch nicht mehr dem (immerhin noch mit Mitteln der Kommunikation vollzogenen) Anpreisen von Waren, politischen Programmen oder anderem, was Aufmerksamkeit verdient. Sie ist nur noch ein Mittel unter vielen anderen zum einzigen Zweck der Erzeugung eines zweiten

digitalen Datentextes. Dieser von Zuboff (2018: 218) „Schattentext“ genannte Text stellt mehr als nur einen weiteren Kontext des öffentlichen Medientextes dar; im Grunde kehren sich die Verhältnisse um: Der Medientext wird sekundär, bloßes Mittel zum Zweck. Und das nicht nur in dem bekannten Maße, wie es bei den werbefinanzierten publizistischen Medien der Fall ist, für die redaktionelle Teile ebenfalls nur Mittel zum Zweck der Werbevermarktung darstellen. In der Plattformökonomie wird der Schattentext der Daten permanent geschrieben, bei öffentlicher wie bei privater Kommunikation. Jede plattformbasierte Aktivität liefert Daten, die nur von einer Seite gelesen werden können, nämlich den „Überwachungskapitalisten“ (Zuboff 2018: 218).

Wer das als Nutzerin oder Nutzer weiß, und nicht naiver Weise annimmt, man habe ja schließlich nicht zu verbergen, wird rasch Objekt eines panoptischen Effektes. Das Bewusstsein darüber, dass Metadaten oder gar Kommunikate von Dritten genutzt werden können, beschränkt die Handlungs- und Kommunikationsfreiheit. Wenn Plattformen praktisch kaum mehr vermieden oder durch Alternativen ersetzt werden können, werden bestimmte kommunikative (und andere) Handlungen vermieden, um sich zu schützen. Damit wechselt die Medienlogik von der Aufmerksamkeitsökonomie zur Überwachungsökonomie.

Metadaten und die durch Portal- und Plattformbetreiber mitgelesenen oder mitgehörten Kommunikationsinhalte werden algorithmisch automatisch ausgewertet und zu Verhaltensprognosen verrechnet. Die Einteilung aller Individuen in Merkmals- und Risikogruppen, das sog. Social Sorting (Lyon 2003), führt nicht nur zu individueller Diskriminierung (etwa bei der Preisgestaltung, dem Versicherungstarif, der Kredit- oder Wohnungsvergabe, vielleicht auch bei beim Dating und der Partnersuche), sondern erhöht soziale Ungleichheit in der Gesellschaft insgesamt. Die gesamte Gesellschaft wird in Risiko- und Präferenzgruppen eingeteilt; wer sich nicht einordnen lässt (weil er z. B. keine Social-Media-Accounts besitzt) wirkt vermutlich schon verdächtig.

Die Umdeutung der Userdaten auf Facebook und Google zu prädikativen Persönlichkeitsprofilen, die den NutzerInnen verborgen bleiben, obwohl sie deren zukünftiges Verhalten vorhersagen, enthält eine tiefe kulturelle und soziale Ungerechtigkeit, nicht so sehr eine im engeren Sinn wirtschaftliche. Denn was hier sozial mächtig wird, ist eine Veränderung im Begriff der Person, des Subjekts und damit des Menschenbildes, eine Veränderung, gegen die die normale NutzerIn machtlos bleibt. Daten, die Facebook vermarktet, sind Daten einer neuen kulturellen Semantik und mit neuen politischen Wirkungen; denn sie verschieben den Begriff der natürlichen Person hin zu einer bloßen Instanz von Persönlichkeitsmodellen – und hebeln damit den demokratischen Freiheitsraum des Individuums strukturell aus. (Hagen 2018: 33–34)

Hagen (2018) geht weniger von einem akzidentiellen Verstoß gegen Normen und konventionelle Werte aus, als vielmehr von einer ‚Umwertung‘ in dem Sinne, dass sich die gesellschaftlichen Wertvorstellungen ändern. Betroffen wäre demnach der Kern der bürgerlichen Gesellschaft, unsere Vorstellung eines autonomen Individuums, das sich durch Vernunft, Freiheit und Identität im Sinne einer Unverwechselbarkeit auszeichnet.

Der Beschreibungsumfang des „Schattentextes“ (Zuboff 2018: 218) wird erst deutlich, wenn man sich veranschaulicht, welche personenbezogenen Daten plattformbasiert erfasst und verwertet werden: Über die Vermittlung interpersonaler Kommunikation wird das komplette soziale Netzwerk (Metadaten) einschließlich der Daten von Dritten erfasst, darunter auch Inhalte und Aussagen mit Informationen über körperliche und psychische Befindlichkeiten, sexuelle Orientierung und Vorlieben, politische und weltanschauliche Überzeugungen und vieles mehr. Über sog. Social-Media-Profile sind biographische und Beziehungsinformationen verfügbar, darunter auch Fotos und Videos. Informativ sind ebenso alle Sharing-Plattformen, etwa solche für Fotos, und spezielle Netzwerke, die gezielt persönliche Daten über die Zeit vor der flächendeckenden Digitalisierung sammeln, zum Beispiel Stay Friends (Schul- und Studienfreundinnen und -freunde) oder My Heritage (Familienstammbäume und Ahnenforschung).

Ergänzt und validiert werden diese Informationen über die plattformbasierten E-Commerce- und Transaktionsdienste. Hier fallen detaillierte Daten über alle online gekauften Waren und Dienstleistungen (Menge, Häufigkeit, Kombination, Preis/Zahlungsbereitschaft) an, Informationen über Freizeitbeschäftigungen (Hobbies, Sport, Urlaub etc.), über die kulturelle Orientierung (Ticketing, Bücher, Streaming) sowie Bewegungsdaten (Reise- und Fahrkartenbuchungen, Online-Karten und Routenplaner, Carsharing-Apps). Aussagekräftig sind auch Job-, Immobilien-, Partner- und Dating-Plattformen, alle Banking-Portale und Bezahldienste, die GPS-Bewegungsdaten aus Smartphone und Tablet sowie dem Autonavigationssystem (Fahrverhalten). Wer sog. Gesundheits- und Fitness-Tracker verwendet, liefert Daten bis hin zum Blutzuckerwert. Das Internet der Dinge (z. B. Smart Home) sorgt für umfassende Verhaltensdaten, die zusammen mit den Abhörprotokollen von Alexa, Siri, Cortana, Alexa und Co. vermutlich noch besser verstanden werden können. Brücken zwischen der vermeintlich getrennten Online- und Offline-Welt schlagen auch die Iris-Scans und Fingerabdrücke für die körperliche Identifizierung und Authentifizierung am Gerät sowie die Log-ins den Besitzer von Kunden-, Rabatt- und Bonuskarten (etwa Payback).

Der Schattentext ist kein persönliches Tagebuch, sondern ein emergentes Ergebnis einer neuen Art, keineswegs surrealistischer sondern eher

hyperrealistischer *Écriture automatique*: Seine Produktion erfolgt intransparent und ohne reflexives Eingreifen des bewussten Subjekts. Auch die kleinsten Regungen und Erregungspartikel werden erfasst, allerdings nicht um anschließend vom Subjekt selbst interpretiert zu werden und mehr über sei eigenes ‚wahres Ich‘ zu erfahren. Der automatisch protokollierte Schattentext des ‚Ich‘ ist nicht von ‚mir‘ autorisiert, nicht einmal die Tatsache, dass eine Niederschrift erfolgt, ist mir immer bekannt. Die Syntax des Schattentextes wird von anderen diktiert und erzeugt, die meinen Schattentext mithilfe von Algorithmen mit Millionen oder Milliarden anderen Schattentexten vergleichen, Muster erkennen und auswerten. Der neue, automatisch geschriebene Schattentext ist wertvoll, und er wird – unautorisiert – verwertet. Aus dem Urheber des Textes wird der bloße Verursacher, es geht nicht um den intentionalen Ausdruck von Sinn, sondern um die unwillkürliche Preisgabe von Indizien, die an sich wertlos erscheinen, aber im neuen Kontext an Bedeutung und (Tausch-)Wert gewinnen.

Weil der digitale Datentext aller verschiedenen Plattformen algorithmisch lesbar ist, besitzt der Schattentext ganz unterschiedliche Quellen. Die werbefinanzierten publizistischen Medien konnten keine Schattentexte erzeugen, denn fast alles, was man von den Mediennutzerinnen und -nutzer wusste, bezog sich auf die Mediennutzung einer grob definierten Zielgruppe, aber nicht auf das automatisch ‚mitgeschriebene‘ Leben eines Individuums. Als Haupttext des Plattformkapitalismus speist sich der Schattentext hingegen aus *allen* Lebensvollzügen des Subjekts, die zu einer neuen, datenbasierten und automatisiert algorithmisch verwobenen Hyperrealität, wirklicher als die Lebenswirklichkeit, rekontextualisiert wird. Erstmals können nun mathematisch exakt Zusammenhänge zwischen sexueller Orientierung, Fahrverhalten, Blutzuckerspiegel und der regelmäßigen Lektüre einer linken Tageszeitung erfasst werden. Kausale Zusammenhänge spielen in der Welt von Big Data keine Rolle mehr, d. h. es muss keine sinnvolle Erklärung (Theorie) für die Koinzidenz von solch willkürlich gewählten Merkmalen mehr versucht werden. Für die Entscheidungen von (durch Menschen programmierten) Algorithmen über Menschen reichen die sog. Fakten und ihre Korrelationen aus. Ein individuelles Recht auf Transparenz und Korrektur von Daten oder gar den darauf basierenden Entscheidungen ist nicht vorgesehen. Es liegt in der Logik der automatisierten algorithmischen Steuerung des „Überwachungskapitalismus“, dass wir nicht einmal mehr zuverlässig wissen können, *dass* eine Entscheidung über uns getroffen wurde.

5 Zusammenfassung und Fazit

Aus kommunikationswissenschaftlicher Perspektive kann der Wandel medienvermittelter Kommunikation aus dem Wandel von drei wesentlichen Kontexten verstanden werden: Der Vermittlungskontext der Onlinekommunikation besteht aus diagonalen Strukturen, die sich aus der Kreuzung von hierarchisch-vertikalen Verteilnetzen (wie sie aus Presse, Rundfunk und Film bekannt sind) mit den horizontalen Vermittlungsnetzen der Telekommunikation hervorgegangen sind. In der Folge erweitert sich das Netz der Akteure, denn neben die professionellen Vermittler*innen des Journalismus, der PR und der Werbung treten nun auch Laien als Kommunikationsakteure, die sich dank der neuartigen digitalen Plattformen als Vermittlerinnen privat, gruppenöffentlich und öffentlich artikulieren können.

Auch der Normen- und Institutionenkontext wandelt sich grundlegend, denn neben die (zumindest auch) am Gemeinwohl orientierten journalistischen Medien und die offen agierenden Akteure persuasiver Kommunikation treten mit den Plattformen neuartige Vermittlerinnen. Weder für die Laien als Kommunikationsakteure noch für die Plattformen als Vermittlerinnen existieren bislang eindeutige oder allgemein konsenterte Rollendefinitionen und Regelsysteme. Während die professionellen Institutionen des Journalismus in einer Legitimationskrise und einem Prozess der De-Institutionalisierung geraten, sind die neuen, möglicherweise substitutiv oder zumindest komplementär wirkenden Institutionalisierungen noch im Aushandlungsprozess. Nicht zuletzt wandelt sich auch der Organisations- und Verwertungskontext tiefgreifend, denn Plattformen folgen einer völlig anderen Funktionslogik als Telekommunikationsmedien und publizistische Medien: Netzwerk- und Lock-In-Effekte befördern, solange keine Regulierung erfolgt, die Bildung von ‚natürlichen‘ Monopolen, die sich nicht nur auf alle Felder und Formen medienvermittelter Kommunikation beschränken. In der Logik des Plattformkapitalismus geht es um die totale Erfassung individueller Profile und Verhaltensdaten aus allen Lebensbereichen mittels digitaler Techniken. Kommunikation gleich welcher Art und Ebene wird damit zu einem Mittel unter vielen anderen digitalisierten Transaktionen. Zu den Inhalten der Kommunikation verhalten sich Plattformen notwendig indifferent, solange der Zweck der Datenabschöpfung damit erreicht wird.

Medialisierte Kommunikation dient nur oder doch ganz überwiegend der Erzeugung eines „Schattentextes“ (Zuboff 2018: 554) aus Daten, der den Haupttext der Plattformen darstellt. Gelungene Kommunikation kann insofern vielleicht als ‚Kollateralnutzen‘ oder Externalität der Plattformen beschrieben werden. Normative Anforderungen an Kommunikation, wie wir sie aus dem

Journalismus kennen, also Geltungsansprüche wie Wahrheit (Faktizität), Wahhaftigkeit, gesellschaftliche Relevanz, Freiheit (Autonomie), Gleichheit oder Vielfalt werden systematisch infrage gestellt. An ihre Stelle treten individuelle Präferenzen und das privatwirtschaftliche Interesse der Plattformbetreiber.

Allerdings sind die aufgezeigten Entwicklungen weder alternativlos noch unumkehrbar, und sie sind wahrscheinlich auch nicht historisch einzigartig. So zeigt ein Blick zurück, dass De- und Rekontextualisierung gesellschaftlicher Kommunikation als Wechselspiel von De- und Re-Institutionalisierung verstanden werden können: Gesellschaftliche Kommunikation war lange Zeit an medienfremde Institutionen wie Kirche, Staat, Parteien oder Universitäten gebunden, bevor sie mithilfe des Publikums- und Werbemarktes aus diesem Kontext entlassen wurde. Die so erreichte Kommunikations- und Medienfreiheit, unser vertrautes Verständnis eines unabhängigen Journalismus, all das sind Produkte einer De- und anschließenden Rekontextualisierung. Derzeit wird die gesellschaftliche Kommunikation erneut, zumindest teilweise, aus dem bekannten Kontext herausgelöst, entkoppelt von der Institution Freier Journalismus und rekontextualisiert durch digitale Onlineplattformen. Was diese *Plattformisierung* gesellschaftlicher Kommunikation gegenüber der *Medialisierung* bringen wird, ist Gegenstand kommunikationswissenschaftlicher Forschung.

Auf der Basis kommunikations- und datenethischer Forschung kann Aufklärungsarbeit geleistet werden, die den Mythen der Digitalisierung (z. B. Neutralität von Algorithmen, Determinismus technischer Digitalisierung, Verabsolutierung von Transparenz) entgegenwirkt und intelligente politische Regulierungen begründet.

Literatur

- Alcott, Hunt & Matthew Gentzkow. 2017. Social media and fake news in the 2016 election. *Journal of Economic Perspectives* 31(2). 211–236. <https://web.stanford.edu/~gentzkow/research/fakenews.pdf> (Abruf am 14. Juli 2020).
- Barlow, John Perry. 1996. *A declaration of the independence of cyberspace*. <https://www.eff.org/cyberspace-independence> (Abruf am 13. Juli 2020).
- Beck, Klaus. 2020. *Kommunikationswissenschaft*. 6. Aufl. München: utb/UVK.
- Beck, Klaus & Patrick Donges. 2020. Vermittlung: Begriffe und Modelle für die Kommunikationswissenschaft. In Otfried Jarren & Christoph Neuberger (Hgg.), *Gesellschaftliche Vermittlung in der Krise: Medien und Plattformen als Intermediäre*, 21–49. Baden-Baden: Nomos.

- Flaxman, Seth, Sharad Goel & Justin M. Rao. 2016. Filter bubbles, echo chambers, and online news consumption. *Public Opinion Quarterly* 80. Special Issue. 298–320.
- Hagen, Wolfgang. 2018. Facebook & Google entflechten? Warum digitale Medien-Monopole eine Gefahr für Demokratien sind. *Aus Politik und Zeitgeschichte* 68(40–41). 29–34.
- Jarren, Otfried. 2019. Öffentliche Medien als neue Intermediäre der Gesellschaft. Von der Notwendigkeit der Neuinstitutionalisierung öffentlicher Medien. In Institut für Christliche Sozialwissenschaften (Hg.), *Jahrbuch der Christlichen Sozialwissenschaften: Öffentlich-rechtliche Medien*. Band 60, 63–85. Münster: Aschendorf.
- Lyon, David. 2003. *Surveillance as social sorting: Privacy, risk and digital discrimination*. London & New York: Routledge.
- Pariser, Eli. 2012. *Filter Bubble. Wie wir im Internet entmündigt werden*. München: Hanser.
- Srnicek, Nick. 2017. *Platform capitalism*. Cambridge: Polity.
- Zuboff, Shoshana. 2018. *Das Zeitalter des Überwachungskapitalismus*. Frankfurt am Main & New York: Campus.

Jakob Jünger

Die Macht der APIs: Online-Plattformen als Kontextfaktoren wissenschaftlicher Forschung

Abstract: The prominence of online platforms differs between scientific research, news coverage and usage. Twitter, on the one hand, is among the most studied platforms, but is used comparatively little. WhatsApp, on the other hand, is hardly the subject of scholarly research, even though it is one of the most widely used online services. Facebook plays a major role in journalistic news. The paper discusses factors that may explain this discrepancy and highlights the role of application programming interfaces for scientific research. In consequence, data availability is an essential contextual factor for scientific research.

Keywords: application programming interfaces, online platforms, data driven research, availability bias, epistemology

1 Ausgangspunkt: alltägliche, gesellschaftliche und wissenschaftliche Relevanz von Online-Plattformen

Will man Kommunikation untersuchen, dann braucht man Kommunikation. Online-Plattformen wie Facebook, YouTube oder Twitter bieten dafür ein reichhaltiges Kommunikationsangebot, das unter anderem deshalb attraktiv ist, weil insbesondere auf Social-Media-Plattformen neben publizistischer Kommunikation (z. B. Nachrichtenseiten) auch Organisationskommunikation (z. B. Profile von Parteien oder Unternehmen) und interpersonale Kommunikation (z. B. Facebook-Gruppen) sichtbar wird. Zudem handelt es sich um prozessgenerierte Daten (Baur 2011: 1234), die unabhängig von wissenschaftlicher Forschung entstanden sind und die damit dem ersten Anschein nach einen unverfälschten Blick auf Kommunikationsprozesse erlauben. Auf den zweiten Blick wird deutlich, dass die Analyse von Kommunikation und die Kommunikationsprozesse selbst miteinander verwoben sind (Webster 2011: 48). Zum einen leiten Plattform-Anbieter auf Grundlage von datengestützten Empfehlungssystemen die Aufmerksamkeit von Nutzer*innen, zum anderen sind Aktivitätsmetriken wie Klickzahlen oder Likes auf den Plattformen für Nutzer*innen sichtbar und können so zur Navigation der Angebote verwendet werden (Hautzer et al. 2012). So werden etwa auf YouTube von der Plattform selbst Videos vorgeschlagen, die andere Nutzer*innen mit einem ähnlichen Klickverhalten bereits gesehen haben (Davidson et al. 2010: 294). Netzwerkeffekte führen deshalb zu einer Konzentration von viel Aufmerksamkeit auf wenige Inhalte, so dass der

für Kommunikationsaktivitäten typische sogenannte Long Tail entsteht, bei dem einige wenige prominente Angebote so viel Zuwendung erhalten wie die vielen weniger prominenten Angebote zusammengenommen.¹

Netzwerkeffekte dürften auch daran beteiligt sein, dass sich einige wenige Plattformen durchgesetzt haben. Aus Nutzer*innensicht ist es rational, denjenigen Anbieter zu wählen, auf dem die meisten Kontakte erreicht werden können. Zu den größten Plattformen zählen in der westlichen Welt² in Bezug auf monatlich aktive Nutzer*innen aktuell Facebook (2,3 Mrd.), YouTube (1,9 Mrd.), WhatsApp (1,5 Mrd.) und Instagram (1 Mrd.) (Schätzungen von We are social 2020: 81).³ Netzwerkeffekte führen auch über einzelne Plattformen hinaus zu einer Marktkonzentration. Die genannten Angebote sind allesamt Teil von zwei der größten Kommunikationskonzerne der Welt. Während YouTube ein Angebot der Google-Mutter Alphabet ist, wurden Instagram und WhatsApp von Facebook akquiriert. Die genannten Angebote sind auch die in Deutschland meistgenutzten Dienste. Nimmt man diese Zahlen als Maßstab, so besteht hier eine hohe *alltägliche Relevanz*.

Nun darf man Nutzer*innenzahlen nicht mit Nutzung und nicht mit *gesellschaftlicher Relevanz* verwechseln. Es kommt sicher auch darauf an, wofür wie intensiv und von wem konkret einzelne Dienste genutzt werden. Die politische Relevanz dieser Plattformen hat sich insbesondere in den USA gezeigt. Die Frage, inwiefern der Wahlkampf im Jahr 2016 einerseits durch Desinformationskampagnen der russischen Internet Research Agency und andererseits

-
- 1 In statistischer Terminologie folgt Aufmerksamkeit in Netzwerken Power-Law-Verteilungen (Barabási 2016: 115–117).
 - 2 Weltweit wären weitere Dienste zu berücksichtigen, zum Beispiel die chinesischen Anbieter WeChat (Tencent Holding) oder SinaWeibo (Sina Corporation). Hier sind zudem sehr spezifische Rahmenbedingungen zu beachten. Aufgrund der Zensur baut ein Teil der akademischen Forschung beispielsweise auf Datensätze von Weiboscope auf, die gezielt gelöschte Nachrichten archivieren. Das Archivieren gelöschter Nachrichten ist auch in der westlichen Welt anzutreffen – etwa in dem ehemals von der Sunlight Foundation betriebenen Projekt Politwoops. Die folgende Argumentation bezieht sich vorrangig auf die Diskussion und Erforschung der in Deutschland genutzten Dienste, so dass diese Aspekte hier eine untergeordnete Rolle spielen.
 - 3 Die genaue Einschätzung der tatsächlichen Nutzer*innenzahlen ist kaum möglich, da dazu erstens von den Anbietern nur unzureichend Daten veröffentlicht werden und zweitens die Zählweise sehr unterschiedlich ausfallen kann. Problematisch sind beispielsweise die Fragen, ab wann ein Account als aktiv gilt, wie hoch der Anteil von Mehrfachaccounts ist und inwiefern es sich um persönliche, organisationale oder automatisierte Accounts (Bots) handelt. Zu dieser Problematik in Bezug auf Twitter siehe Hölzig (2018: 144).

durch psychographische Methoden von Cambridge Analytica beeinflusst wurde, wird vor allem in der medialen Berichterstattung und im politischen Diskurs stark diskutiert (Cadwalladr und Graham-Harrison 2018; Dachwitz et al. 2018; Dawson und Innes 2019; Rosenberg et al. 2018). Da Medien Öffentlichkeit herstellen und Öffentlichkeit als Beobachtungsmechanismus sozialer Systeme gilt (Gerhards und Neidhardt 1991: 41; Luhmann 1994: 83–83), kann die mediale Aufmerksamkeit als ein möglicher Indikator für gesellschaftliche Relevanz angesehen werden.

Vor diesem Hintergrund sticht eine Plattform ganz besonders heraus: Twitter wird mit 326 Millionen monatlich aktiven Nutzer*innen vergleichsweise wenig genutzt. Während 31 % der deutschsprachigen Bevölkerung ab 14 Jahren in Deutschland eine mindestens wöchentliche Nutzung von Facebook aufweisen und die Nutzung von WhatsApp mit 76 % bald an die Nutzung von E-Mails mit 82 % heranreicht, sind es bei Twitter nur 4 % (Koch und Frees 2017: 444). Dennoch wird Twitter immer wieder eine wichtige Rolle als Multiplikator-Plattform zugeschrieben. Vor allem Politiker*innen, Journalist*innen, aber auch Wissenschaftler*innen nutzen Twitter im professionellen Kontext, d. h. zur Kommunikation oder Recherche (Kamps 2015; Nuernbergk 2018: 118, 121; siehe die Beiträge in Weller et al. 2014). Dies spiegelt sich in der starken medialen Thematisierung von Twitter wider (Abbildung 1). Daran sowie an der häufigen Nutzung von WhatsApp zeigt sich, dass alltägliche (idealtypisch WhatsApp) und gesellschaftliche Relevanz (idealtypisch Twitter) von Online-Diensten unterschieden werden müssen.

Wiederum anders ist die *wissenschaftliche Relevanz* zu beurteilen. Sucht man disziplinübergreifend über Web of Science nach wissenschaftlichen Veröffentlichungen, welche die zuvor genannten Online-Dienste erwähnen, dann liegen WhatsApp und Instagram abgeschlagen hinter Facebook und Twitter (Abbildung 1). Einmal abgesehen von Facebook, verhalten sich die Zitationszahlen konträr zu den Nutzungszahlen – 360 über das Stichwort „WhatsApp“ auffindbaren Studien aus dem Jahr 2019 stehen 3119 Studien mit dem Stichwort „Twitter“ gegenüber, das heißt über achtmal so viele (Stand 9.5.2020). Dieses Verhältnis zwischen Twitter und WhatsApp fällt disziplinspezifisch unterschiedlich stark, aber immer zugunsten von Twitter, aus. Extrem sind die Unterschiede vor allem in der Politikwissenschaft (Faktor 66,0) und der Geographie (Faktor 41,0).⁴ Auch Publikationen mit Informatikschwerpunkt weisen eine hohe Affinität zu Twitter auf (z. B. Faktor 38,6 in der Kategorie Computer Science Artificial Intelligence).

4 Die Kategorien zum Vergleich der Disziplinen (political science, geography etc.) wurden von Web of Science übernommen. Sie beziehen sich auf die Zeitschriften, in denen die gefundenen Studien veröffentlicht wurden.

Etwas ausgewogener sind linguistische Publikationen (Faktor 3,7 in der Kategorie Linguistics). Insgesamt sind aber auch vergleichsweise wenige linguistische Publikationen bei Web of Science verzeichnet (Twitter: 52; WhatsApp: 14). In der Kategorie Kommunikation sind die meisten Studien aufzufinden (Twitter: 516; WhatsApp: 129), hier beträgt das Verhältnis von Twitter zu WhatsApp 12,6. Ein ähnliches Bild ergibt sich über disziplinspezifische Datenbanken wie die kommunikationswissenschaftliche Communication Source.

Sicher ist Twitter hier nicht immer der Fokus der Studien, eine Erwähnung im Abstract reicht bereits aus, um in die Trefferliste zu geraten. Zudem bilden Literaturdatenbanken wie Web of Science immer nur einen Teil der Forschung ab und bevorzugen englischsprachige peer-reviewed Zeitschriften. Auch unterscheiden sich wissenschaftliche Disziplinen in ihren Publikationskulturen und möglicherweise auch in den Bemühungen, Veröffentlichungen in Fachdatenbanken indizieren zu lassen. Das alles dürfte aber disziplinübergreifend betrachtet auch für WhatsApp gelten, so dass sich hier ein Rätsel auftut: Wie ist die vergleichsweise ungleiche Zuwendung wissenschaftlicher Aufmerksamkeit zu verschiedenen Online-Diensten zu erklären? Mit Bezug auf den Vergleich von Twitter und WhatsApp könnte eine Erklärung in der leichteren Zugänglichkeit öffentlicher Kommunikation liegen, während persönliche Kommunikation in kleineren Gruppen oder zwischen Freunden und Bekannten auch außerhalb der Online-Welt höhere Anforderungen an die Datenbeschaffung stellen. Tatsächlich wird im Verlauf des Beitrags dafür argumentiert, dass Zugänglichkeit eine wesentliche Kontextbedingung wissenschaftlicher Forschung darstellt. Auf Online-Plattformen wird diese Zugänglichkeit durch die Plattformbetreiber und die organisatorische und technische Umsetzung von Schnittstellen ausgestaltet.

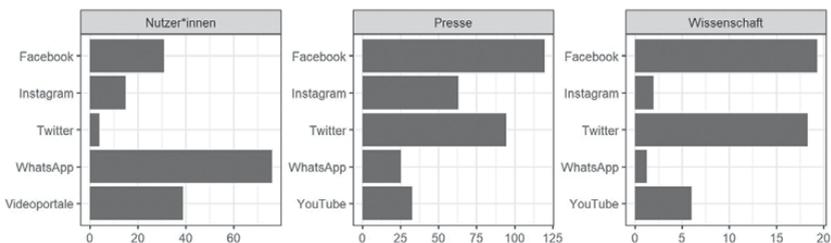


Abbildung 1: Nutzungszahlen von Online-Plattformen sowie Häufigkeit der Erwähnungen in Pressetexten und wissenschaftlichen Texten im Vergleich

Quellen: Nutzer*innen = Prozent der deutschsprachigen Bevölkerung ab 14 Jahren, ARD-ZDF-Onlinestudie 2017; Presse = je 1000 Treffer in der Pressedatenbank WISO im Bereich Presse Deutschland für das Jahr 2019; Wissenschaft = je 1000 Treffer in Web of Science bis inklusive Februar 2020.

Der vorliegende Beitrag beschäftigt sich mit einer möglichen Erklärung der Diskrepanz zwischen alltäglicher und gesellschaftlicher Relevanz auf der einen Seite und wissenschaftlicher Relevanz auf der anderen Seite (Abbildung 1). Dazu wird das Wechselspiel zwischen Wissenschaft und den Online-Plattformen in den Blick genommen. Im ersten Teil des Beitrags werden drei grundlegende Forschungszugänge unterschieden. Wissenschaftliche Forschung ist nicht nur theoriegetrieben, sondern auch methoden- und datengetrieben. Anschließend wird entlang dieser Dreiteilung diskutiert, inwiefern sich aus den Spezifika der Plattformen Facebook, Instagram, Twitter, WhatsApp und YouTube Erklärungsmuster für eine unterschiedliche Zuwendung wissenschaftlicher Aufmerksamkeit gewinnen lassen:

- *Theoretische Perspektive*: Inwiefern lassen sich bestimmte Fragestellungen bevorzugt auf einzelne Plattformen untersuchen? Zur Beantwortung dieser Frage wird auf die Bedeutung der Plattformen für die Mikroebene individuellen Verhaltens, die Mesoebene organisationaler Kommunikation und der Makroebene gesellschaftlicher Phänomene eingegangen.
- *Datenperspektive*: Inwiefern ergeben sich aus der unterschiedlichen Beschaffenheit von Social Media-Daten Anreize für wissenschaftliche Analysen? Die mediale Komplexität (Text und Bild) und die Komplexität der Plattformstrukturen (z. B. Posts, Kommentare) werden als Erklärungsfaktoren herangezogen.
- *Methodenperspektive*: Inwiefern legen bestimmte Methoden eine Fokussierung einzelner Plattformen nahe? Insbesondere die Anwendbarkeit automatisierter Datenerhebungsmöglichkeiten gibt Hinweise darauf, warum einzelne Plattformen bevorzugt werden.

Online-Plattformen werden im Folgenden also nicht ausschließlich als Untersuchungsgegenstände, sondern mit Fokus auf die Sozial- und Geisteswissenschaften als Kontext wissenschaftlicher Forschung angesehen. Dabei wird deutlich, dass wissenschaftliche Forschung von der Organisationsweise der Plattformen abhängt. Theoretische Erwägungen und auch eine Betrachtung der Datenstrukturen ergeben allerdings kaum eindeutige Hinweise auf eine unterschiedliche wissenschaftliche Relevanz der verschiedenen Online-Dienste. Dagegen sind die Methoden der Datenerhebung zentral: Eine Vielzahl von Studien baut bei der Datenerhebung auf Application Programming Interfaces (APIs) auf. Diese Schnittstellen erlauben einen schnellen und einfachen, aber durch die Betreiber vorstrukturierten Zugang zu den nutzergenerierten Inhalten auf den Plattformen (siehe Abschnitt 3.3). Wenn APIs wissenschaftliche Forschung erleichtern oder behindern können, dann ist die Wahrscheinlichkeit wissenschaftlicher

Zuwendung von der Gestaltung der APIs abhängig. Die Argumentation des Beitrags verläuft somit abduktiv – für ein beobachtetes Phänomen werden Erklärungen gesucht (Peirce 1878: 472; Reichertz 2016: 131). Berücksichtigt werden sicher nicht alle Erklärungsmöglichkeiten und die Argumentation ist somit nicht alternativlos, sie weist aber auf einen zentralen Umstand hin: Die Verfügbarkeit von Daten ist eine wesentliche Kontextbedingung wissenschaftlicher Forschung.

2 Komponenten wissenschaftlicher Forschung

Um Erklärungsansätze für die Verteilung wissenschaftlicher Aufmerksamkeit zu gewinnen, lassen sich zunächst drei unterschiedliche Ausgangspunkte für wissenschaftliche Forschung unterscheiden. Versteht man Wissenschaft als ein System des systematischen Erkenntnisgewinns (Brühl 2017: 18), so bedarf es drei verschiedener Komponenten, die sich im Forschungsprozess wechselseitig bedingen: Theorien, Methoden und Daten (Abbildung 2; siehe auch Endruweit 2015: 19).

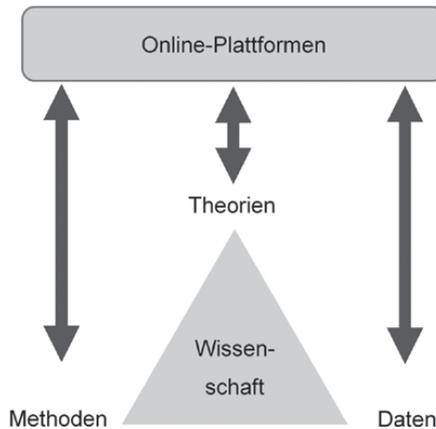


Abbildung 2: Online-Plattformen als Kontextfaktor wissenschaftlicher Erkenntnis

Unter *Theorien* kann man im engeren Sinne Aussagensysteme verstehen (Endruweit 2015: 20), die Anforderungen wie Überprüfbarkeit, Wahrheit oder Widerspruchsfreiheit genügen sollen. Im weiteren Sinne – wenn man sich vor Augen führt, was in den Theoriekapiteln wissenschaftlicher Arbeiten untergebracht wird – können dazu insbesondere in den Sozial- und Geisteswissenschaften alle vor der empirischen Arbeit vorliegenden Kenntnisse gezählt werden, insbesondere der Forschungsstand, aber auch die Fragestellung einer Studie.

Theorie in diesem weiteren Sinne umfasst die kognitiven Grundlagen (Entdeckungszusammenhang und Begründungszusammenhang) und das Ergebnis (Verwertungszusammenhang) von wissenschaftlicher Arbeit. Sie ist keineswegs dauerhaft fixiert. Fragestellungen verändern sich im Verlauf der Forschung und am vorläufigen Ende einer Studie stehen in der Regel neue theorieprüfende, theorie spezifizierende oder theoriegenerierende Fragestellungen.

Methoden umfassen die Verfahren zum Vollzug von Wissenschaft. Diese Verfahren führen zur Beantwortung von Fragestellungen und zum Entdecken neuer Aussagen. In der empirischen Forschung sind hier vor allem Verfahren der Datenerhebung, -aufbereitung und -analyse zu verorten, mit denen Theorien geprüft, spezifiziert und generiert werden. Das umfasst den Einsatz von Messinstrumenten, aber auch die Verfahrensregeln deduktiven Schließens oder Methoden kreativen Entdeckens gehören zum wissenschaftlichen Werkzeugkasten, sofern damit ein systematischer und regelgeleiteter „Prozess der Überzeugungsbildung“ (Brendel und Gähde 2016: 18) vollzogen wird. In der empirischen Forschung, immer wenn es um Aussagen über die sinnlich erfahrbare Welt geht, vermitteln Methoden zwischen Theorie und Daten bzw. Wirklichkeit (Endruweit 2015: 22). Wesentlich sind hierfür Operationalisierungen, das heißt Übersetzungsregeln zwischen theoretischen Konzepten und empirischen Tatsachen (Endruweit 2015: 61).

Als *Daten* können die empirisch erfassbaren Repräsentationen der untersuchten Wirklichkeit gelten. Im engeren Sinn handelt es sich um formalisierte Beobachtungen mit Informationsgehalt: „A reinterpretable representation of information in a formalized manner suitable for communication, interpretation, or processing“ (ISO/IEC 2382-1). In der wissenschaftlichen Forschung sind Daten unterschiedlich stark strukturiert und standardisiert. Im weiteren Sinne sind darunter nicht nur Zahlen oder formalisierte Aussagen zu verstehen, sondern auch von Menschen im alltäglichen Handeln oder durch Erhebungstechniken wie Interviews hervorgebrachte Texte. Insbesondere die Forschungstradition der Grounded Theory baut auf dieses allgemeine Verständnis auf: „All is data“ (Glaser 2004: 12). Daten sind jedoch keine vom Forschungsprozess losgelösten Tatsachen, sondern unterliegen immer Interpretationsprozessen: „[A]n interpretive step on the part of the scientist [...] is required to convert the recorded observations into data“ (Coombs 1964: 4).

Im Dreieck aus Daten, Methoden und Theorien sind letztere als Ausgangspunkt und Ziel wissenschaftlicher Forschung zu verstehen. Zur Theorie zählen nach diesem Verständnis die Fragen und Antworten, mit denen Phänomene der Wirklichkeit in den Blick genommen, beschrieben und erklärt werden. Mit Methoden und Daten wird diesem Ziel zugearbeitet, ohne dass sie deshalb

weniger wichtig wären. Im Gegenteil: Methodengetriebene und datengetriebene Forschung sind nicht nur zur Beantwortung bestehender, sondern ebenso zur Aufdeckung neuer Fragestellungen nötig.

3 Wissenschaft im Kontext von Online-Plattformen

Diese drei Komponenten – Theorien, Methoden und Daten – stehen in einem Wechselspiel zur untersuchten Wirklichkeit. Im Bereich der Online-Kommunikation werden Theorien zur Beschreibung und Erklärung von Verhalten entwickelt und Methoden werden an die untersuchten Plattformen angepasst, um so Online-Daten erheben und auswerten zu können. Dementsprechend sind Online-Plattformen nicht nur Untersuchungsgegenstände und Untersuchungsinstrumente (Wolling und Kuhlmann 2003), sondern wesentliche Kontextfaktoren wissenschaftlicher Forschung. Die Gestaltung der Plattformen – das ist die zentrale These des Beitrags – begünstigt und behindert wissenschaftliche Forschung und kann so dazu beitragen, wissenschaftliche Aufmerksamkeit und schließlich wissenschaftliche Relevanz zu formen. Im Folgenden wird dies entlang der drei Komponenten von Wissenschaft diskutiert.

3.1 Fragestellungen und Forschungsgegenstände

Wissenschaftliche Relevanz entsteht vermutlich nicht direkt aus außerwissenschaftlichen Kriterien, allerdings präsupponieren einige wissenschaftliche Fragestellungen praktische Bedeutsamkeit. Insbesondere (medien)ökonomische und (medien)politische Fragestellungen finden auf Plattformen wie Facebook ein hochrelevantes Untersuchungsfeld. Die politische Bedeutung hat sich nicht zuletzt an ihrer Rolle im amerikanischen Wahlkampf gezeigt, als vermittelt über Marketingaktivitäten der Internet Research Agency eine Einflussnahme des russischen Staats auf das politische System der U.S.A. vermutet wurde (Dawson und Innes 2019). Tatsächlich hat sich um die Themen *Disinformation*, *Misinformation* und *Malinformation* („Fake News“), häufig in Verbindung mit Populismus, ein umfangreiches Forschungsfeld entwickelt (z. B. Allcott und Gentzkow 2017; Schweiger 2017; Tucker et al. 2018). Dabei ist allerdings kaum festzustellen, inwiefern bestimmte Plattformen von besonderer Bedeutung für spezifische Fragestellungen sind. Soziale, politische und wirtschaftliche Organisationen und Gruppen sowie entsprechende Informationskampagnen sind, soweit nachvollziehbar, auf allen prominenten Social-Media-Plattformen anzutreffen.

Unterschiede zwischen den Plattformen ergeben sich vor allem in ökonomischer Hinsicht. In den Gründungsjahren von YouTube, Instagram, Twitter und Facebook, das heißt im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts, wurden

Online-Angebote dieser Art häufig als virtuelle Gemeinschaften bezeichnet. Diese virtuellen Gemeinschaften zeichneten sich unter anderem dadurch aus, dass die Geschäftsmodelle paradox erschienen. Während der Erfolg an den Nutzerzahlen gemessen wurde, waren die Erlösmodelle weitgehend ungeklärt (Panten 2005: 480). Die Finanzierung erfolgte vorrangig über Risikokapital und setzte damit auf die Erwartung, dass einige wenige Angebote im Zeitverlauf die Verluste von vielen gescheiterten Angeboten aufwiegen würden. Das gilt auch für Twitter, welches erstmals für das Jahr 2018 einen Gewinn verzeichnete (Twitter Inc. 2020: 32). Die Legitimation dieser Dienste folgte also nur mittelbar einer Marktlogik, aber einer Aufmerksamkeitslogik, womit das zentrale Ziel im Wachstum der Nutzerzahlen bestand. Schaut man sich die bis heute bestehenden Unternehmen an, dann fällt neben den hohen Nutzerzahlen vor allem die starke wirtschaftliche Integration auf – die Angebote sind nicht ausschließlich als Social Networking Site zu verstehen. Eine Vielzahl von Drittanbietern baut insbesondere auf die Dienste von Google auf. Google betreibt ein umfangreiches Produktportfolio und listet allein im Bereich des Cloud Computing fast 100 Dienste auf (Google 2020). Und doch spiegelt sich die besondere Rolle von Google als Infrastrukturdienstleister nicht in der Zuweisung wissenschaftlicher Aufmerksamkeit zum Tochterangebot YouTube wider.

Die wirtschaftliche Bedeutung von Google wird auch daran deutlich, dass dieses Unternehmen mit einem geschätzten Anteil von über 30 % am weltweiten Gesamtumsatz den Online-Werbemarkt dominiert. Dabei spielt YouTube mit einem geschätzten Anteil im einstelligen Bereich allerdings nur eine marginale Rolle. Der zweitgrößte Werbedienstleister und damit im Bereich der Social-Media-Plattformen der wichtigste Akteur ist dagegen Facebook mit einem geschätzten Anteil von fast 20 % am Umsatz (Gillner 2018). Aus dieser Sicht ist es durchaus nachvollziehbar, dass sich auch wissenschaftliche Studien auf Facebook konzentrieren. Die starke Position im Werbemarkt deutet darauf hin, dass eine Vielzahl von Unternehmen und Organisationen mit Facebook in wirtschaftlicher Beziehung stehen und auf der Plattform aktiv sind (Dogruel und Katzenbach 2019: 123). Im Kontrast dazu erscheinen Dienste wie WhatsApp eher zur Untersuchung individuellen Verhaltens bzw. interpersonaler Kommunikation geeignet zu sein, zumal die Kommunikationsinhalte nicht öffentlich sichtbar sind und auch Unternehmen hier nur eingeschränkt aktiv werden können (Beck und Jünger 2019: 21–21). Der Massenversand von Nachrichten oder sogar Werbung wurde zuletzt Ende 2019 durch WhatsApp stark eingeschränkt (WhatsApp 2019). Aus kommunikationswissenschaftlicher Sicht wäre jedoch zu bedenken, dass dies kein inhaltlich tragfähiges Argument für die Ausgrenzung von Messengerdiensten aus der Forschung ist. Ganz im Gegenteil, spätestens seit den 1940er

Jahren wird thematisiert, dass Medienwirkungen und politische Überzeugungsprozesse wesentlich auf persönlichen Beziehungen basieren (Lazarsfeld et al. 1960: 151). Und auch die jüngsten Entwicklungen etwa beim Dienst Telegram deuten darauf hin, dass hier eher ein blinder Fleck als eine fehlende Relevanz zu verzeichnen ist. Auf Telegram sind Kanäle und Gruppen mit hoher Reichweite beispielsweise im Bereich des politischen Extremismus zu finden (jugendschutz.net 2020), wobei eine Einbindung in die interpersonalen Kommunikationsprozesse der Nutzer nicht nur innerhalb von Gruppen, sondern auch außerhalb der Kanäle nicht unplausibel erscheint. Die Unterscheidung öffentlicher und nichtöffentlicher Kommunikation ist hilfreich für die strukturelle Beschreibung von Kommunikationsprozessen, kann aber eben nicht an einzelne Dienste gekoppelt werden. Eine wissenschaftliche Analyse muss vielmehr die dynamischen Prozesse zwischen (nicht)öffentlicher Adressierung, Zugänglichkeit und Aufmerksamkeit berücksichtigen (Jünger 2017: 189).

Die unterschiedlich starke Verflechtung der verschiedenen Plattformen mit wirtschaftlichen, politischen und sozialen Organisationen sowie die unterschiedlichen Rollen im Medien- und Werbemarkt könnten die Unterschiede in der wissenschaftlichen Relevanz zumindest teilweise erklären, wenn man eine Sonderstellung öffentlicher Kommunikation im Vergleich zu interpersonaler Kommunikation unterstellt. Denn insbesondere die Kommunikationswissenschaft ist traditionell eher der publizistischen bzw. öffentlichen Kommunikation verhaftet (DGPK 2008). Auch wenn beispielsweise Twitter vergleichsweise wenig genutzt wird, so sind hier Wissenschaftler*innen, Journalist*innen, überdurchschnittlich stark politisch interessierte Personen und andere Multiplikatoren anzutreffen (Hölig 2018: 145, 152; Kamps 2015). Die politische und damit letztlich auch publizistische Relevanz von Twitter wird zudem dadurch gestützt, dass einzelne prominente Politiker wie Donald Trump auf Twitter aktiv sind.⁵

Dennoch kann das Argument nur eingeschränkt überzeugen. Zum einen ist die Trennung in öffentliche und interpersonale Kommunikation hinfällig, wenn man das Kriterium Öffentlichkeit nicht an die Anzahl, sondern an die Beziehung zwischen den Kommunikationspartner*innen bindet. Dann ist auch interpersonale Kommunikation öffentlich, sofern sie soziale Distanz überbrückt, beispielsweise in ‚Privatmitteilungen‘ zwischen sich wechselseitig fremden Redakteur*innen einer Zeitung und Leser*innen. Die Differenzierung zwischen

5 In wissenschaftlichen Repositorien sind mittlerweile dezidierte Datensätze nur mit Tweets von Donald Trump verfügbar, zum Beispiel ein Datensatz von Baumgartner (2019) im Harvard Dataverse.

adressierten, potenziellen und tatsächlichen Beteiligten wiederum führt vor Augen, dass umgekehrt öffentliche Kommunikation auch zwischen zwei Personen stattfinden kann, die in einem öffentlich zugänglichen Kommunikationsraum miteinander interagieren. Wenn die Konzentration auf öffentliche Kommunikation in der gesellschaftsrelevanten Bedeutung und gesellschaftsweiten Verbreitung von Inhalten liegt, dann ist auch interpersonale Kommunikation zwischen Fremden in den vielfältigen Konstellationen der Online-Kommunikation zu berücksichtigen (Jünger 2017: 101–113). Zum anderen ist die wissenschaftliche Analyse von Sprache und Kommunikation zunächst nicht auf publizistische Kriterien angewiesen, insbesondere nicht aus der Perspektive weiterer Disziplinen wie der Sprachwissenschaft. Darüber hinaus ist auch die wissenschaftliche Zuwendung zu YouTube vergleichsweise schwach ausgeprägt, obwohl hier hohe Reichweiten erreicht werden und somit rundfunkähnliche Angebote vorliegen. Die klassische Kommunikationswissenschaft betreibt durchaus Fernsehforschung, um etwa Fernsehnutzung zu erklären oder die Inhalte von Sendungen zu beschreiben, angesichts veränderter Nutzungspraktiken wären eine Fortführung auf Videoplattformen, vor allem aber eine medienübergreifende Perspektive (z. B. Hasebrink 2015) zumindest nicht unplausibel. Insgesamt ergibt sich aus der kurzen Reflektion darüber, mit welchen wissenschaftlichen Fragestellungen an die verschiedenen Plattformen herangetreten werden kann, kein eindeutiges Erklärungsmuster. Theoriegetriebene Online-Forschung wäre mittels Instagram, WhatsApp und YouTube genauso möglich wie in Bezug auf Facebook und Twitter. Gleichzeitig sind Befunde, die auf einzelnen Plattformen und deren Nutzer*innen aufbauen, nur eingeschränkt auf andere gesellschaftliche Gruppen verallgemeinerbar (Hargittai 2015: 74; Hargittai 2020: 11), so dass eine plattformübergreifende Perspektive notwendig wäre.

3.2 Komplexität der Daten

Angesichts der Möglichkeit, umfangreiche Verhaltensdaten auf Korrelationen zu untersuchen, ist die Relevanz von Theorie zur Untersuchung menschlichen Verhaltens infrage gestellt worden: „This is a world where massive amounts of data and applied mathematics replace every other tool that might be brought to bear. Out with every theory of human behavior, from linguistics to sociology“ (Anderson 2008). Diese Position ist zwar wissenschaftlich nicht haltbar – ohne Theorie lassen sich beispielsweise keine Kausalzusammenhänge feststellen (Atteslander 2008: 23–29) – dennoch weist sie darauf hin, dass Forschung auch datengetrieben sein kann. Dies trifft nicht nur auf quantitative Analysen zu, sondern ist mit dem Prinzip der Offenheit gegenüber den Untersuchungsgegenständen

(Mayring 1996: 16) einer der Ausgangspunkte interpretativer Forschung. Vorannahmen werden dabei möglichst zurückgestellt oder auf „sensitizing concepts“ (Blumer 1954: 7) reduziert, um ausgehend von den Daten Aussagen aus Perspektive der Untersuchten treffen zu können. Insofern spielen die Verfügbarkeit und Strukturiertheit von Daten in der Forschung eine wesentliche Rolle.

In Bezug auf die Daten unterscheiden sich die Plattformen in zweifacher Hinsicht. Zum einen umfassen die Kommunikationsartefakte unterschiedliche Medien (semiotisch) und Gattungen (kommunikativ), zum anderen sind die Möglichkeiten des Datenzugangs mehr oder weniger vorstrukturiert. Den kurzen schriftlichen Texten auf Twitter stehen Bilder und Videos auf Instagram bzw. YouTube gegenüber. Neben diesen zentralen Kommunikationsformen sind aber auf allen Plattformen multimediale Inhalte zu finden. So mischen sich vor allem auf WhatsApp Text-, Sprach- und Videonachrichten. Für die stark textbasierten Geistes- und Sozialwissenschaften stellen solche gemischten Inhalte durchaus eine Herausforderung dar. Gerade für die automatisierte Analyse bleibt der Fokus deshalb häufig bei den Texten, was sich etwa in frühen Definitionen des Forschungsfelds Digital Humanities wiederfindet, das zu Beginn noch als Humanities Computing bezeichnet wurde (genauer siehe Svensson 2013: 178): „Humanities computing is precisely the automation of every possible analysis of human expression (therefore, it is exquisitely a ‚humanistic‘ activity), in the widest sense of the word, from music to the theater, from design and painting to phonetics, but whose nucleus remains the discourse of written texts“ (Busa 2004: xvi). Versteht man Facebook und Twitter als Vertreter textbasierter Medien und YouTube, Instagram sowie WhatsApp als audiovisuelle Dienste, dann ließe sich damit ein erster Erklärungsansatz für die wissenschaftliche Bevorzugung von Facebook und Twitter finden.

Mittlerweile ist allerdings für die Verbindung von Geisteswissenschaften und Informatik der Begriff Digital Humanities geläufiger und er wird umfassender verwendet als nur in Bezug auf textbasierte Medien. Das Komplexitätsargument kann auch aus einem anderen Grund nur bedingt überzeugen: Eine Analyse muss sich, abhängig von der Fragestellung, nicht auf das gesamte verfügbare Datenmaterial beziehen. Auf allen Plattformen finden sich beispielsweise in Kommentaren stark vorstrukturierte und einfach verwertbare Daten wie Hash-tags oder Links. Zudem weist insbesondere das häufig untersuchte Facebook eine komplexe Struktur aus Profilen, Seiten, Freundschaftslisten, Gruppen, Posts, Kommentaren und Antwortkommentaren sowie verschiedenen Arten von Reaktionen auf, wohingegen etwa WhatsApp vergleichsweise einfach aufgebaut ist.

Zur Komplexität der Daten kommt aber als weiterer Faktor die Komplexität des Datenzugangs hinzu. Die Privatsphäreinstellungen und technische Schutzmaßnahmen schränken den wissenschaftlichen Zugang zu WhatsApp-Daten selbst dann stark ein, wenn einzelne Nutzer*innen Zugang zu ihren Geräten erlauben. Denn die Daten werden auf den Geräten verschlüsselt abgelegt, anders als bei den anderen Plattformen gibt es keine öffentlich zugänglichen Webseiten. Die Kommunikation in Messengern verläuft vorrangig zwischen konkreten Nutzern während vor allem auf Social Networking Sites zumindest teilweise öffentliche Zugänglichkeit hergestellt wird. Unterstellt man, dass Wissenschaftler*innen ökonomisch vorgehen, so ist eine Konzentration auf Twitter und Facebook also durchaus nachvollziehbar. Hier liegen vorrangig textbasierte Daten vor und die Verfügbarkeit der Daten über Weboberflächen ist verführerisch.

3.3 Verfügbarkeit von Erhebungsmethoden

Die Verfügbarkeit von Daten ist an die Verfügbarkeit verschiedener Erhebungsmethoden gekoppelt. Im ersten Moment unterscheidet sich Online-Kommunikation dabei nicht von anderen Forschungsbereichen. Artefakte menschlichen Verhaltens können wie bei einer Inhaltsanalyse auf den Webseiten oder in Apps eingesehen, archiviert und analysiert werden. Die beteiligten Personen können auch befragt oder beim Handeln beobachtet werden.

Da Online-Daten in digitaler Form vorliegen, bietet sich darüber hinaus eine automatisierte Erhebung an. In Bezug auf Social-Media-Plattformen sind zwei Verfahren anzutreffen: Webscraping und die Verwendung von Application Programming Interfaces (APIs) (Jünger 2018). Beide Verfahren haben gemeinsam, dass die Inhalte einer Webseite von einem Programm in einen Datensatz übertragen werden. Nutzerkommentare werden also nicht direkt von Menschen auf der Seite gelesen und analysiert und der Text wird auch nicht manuell in einen Datensatz kopiert. Stattdessen wird die Adresse (Uniform Resource Locator, URL) des Kommentars verwendet, um diesen herunterzuladen und in einer Datenbank abzuspeichern. Wenn die URLs verschiedener Kommentare einer Seite nach dem gleichen Schema aufgebaut sind, kann dieser Prozess automatisiert werden. Auf diese Weise lassen sich mit wenig Aufwand umfangreiche Datensätze erstellen.⁶ Diese Erhebungstechniken werden bei der Untersuchung politischer Diskurse, zur Analyse des Sprachgebrauchs und in vielen weiteren Forschungsfeldern eingesetzt (z. B. Brummette et al. 2018), wobei sowohl

6 Ein Programm, mit dem diese beiden Verfahren ohne Programmierkenntnisse verwendet werden können, ist zum Beispiel Facepager (Jünger und Keyling 2019).

standardisierte (quantitative) als auch interpretative (qualitative) Analyseverfahren anzutreffen sind.

Die beiden Verfahren unterscheiden sich dahingehend, dass Webscraping die URLs verwendet, die auch bei der normalen Benutzung einer Webseite im Browser sichtbar sind. Die Inhalte werden im HTML-Format (HyperText Markup Language) ausgegeben und müssen zunächst aufbereitet werden. APIs sind dagegen für automatisierte Zugriffe optimiert und stellen eigene URLs zur Verfügung, die Endpunkte genannt werden. Die Inhalte werden zumeist im JSON-Format (JavaScript Object Notation) ausgeliefert, das sehr viel übersichtlicher und damit nicht nur für Maschinen, sondern auch für Menschen leichter lesbar ist. Beim Webscraping wird somit das Surfen im Web simuliert, anstelle von Menschen klickt sich ein Programm durch die Seiten und extrahiert Daten aus dem Quelltext. Dieses Verfahren verspricht damit eine hohe Validität, ist jedoch aus Sicht der Plattformbetreiber in der Regel unerwünscht, auch wenn es im Namen der Wissenschaft durchaus ethisch und rechtlich gerechtfertigt werden kann. Bei Facebook heißt es in den „Automated Data Collection Terms“ dazu: „You will not engage in Automated Data Collection without Facebook’s express written permission“ (Facebook 2010) und der Zweck wird explizit auf die Indizierung durch Suchmaschinen eingeschränkt. Zudem ergreifen die Anbieter Schutzmaßnahmen gegen Webscraping, indem die Anzahl der möglichen Zugriffe vom gleichen Computer zu begrenzen versucht wird.

Als Alternative werden von allen Social-Media-Plattformen APIs bereitgestellt. Diese Schnittstellen werden für die Entwicklung von ergänzenden Anwendungen durch Drittanbieter eingerichtet, allerdings nicht in erster Linie für die wissenschaftliche Datenerhebung. Erst in den letzten Jahren sind bei den Anbietern verstärkt Aktivitäten zur Kooperation mit der Wissenschaft zu verzeichnen, etwa bei Facebook mit Social Science One. Diese Kooperationen könnten in den kommenden Jahren zu einem veränderten Umgang mit Social-Media-Daten führen (Puschmann 2019), da Wissenschaftler*innen dadurch einen privilegierten, gleichzeitig aber auch kuratierten Zugang zu Daten und APIs erhalten. Typische Anwendungsszenarien von API-basierten Drittanwendungen umfassen das Verwalten von Inhalten durch Seitenbetreiber, etwa bei Twitter: „Display Tweets, discover and curate Tweets, and share your content on Twitter“ (Twitter 2020). Auf diese Weise können etwa journalistische Medienanbieter eigene Anwendungen entwickeln, um die Nutzerkommentare auf ihren Seiten zu moderieren. Technisch handelt es sich bei APIs um Festlegungen, wie zwei Programme miteinander interagieren können. Durch die Definition von Schnittstellen ist eine auf verschiedene Akteure verteilte Entwicklung von Systemen möglich. Programmierschnittstellen sind deshalb gleichzeitig ein Vertrag

zwischen API-Betreiber (z. B. Facebook) und API-Nutzer (z. B. Wissenschaftler*in). Dieser Vertrag sichert zu, dass die Schnittstelle über einen längeren Zeitraum nicht wesentlich verändert wird (Jacobson et al. 2012: 4). Über diese APIs ist somit ein vorstrukturierter Zugang zu Inhalten auch für Wissenschaftler*innen möglich, wobei die Zugangsmöglichkeiten gezielt durch die Betreiber nach unternehmenseigenen Kriterien gestaltet werden, was die Datenqualität wiederum einschränkt. In Bezug auf Twitter kommt Pfaffenberger zu dem Schluss, dass „eine wissenschaftliche Verwendung von Twitter-Daten nur nach einer ausführlichen Qualitätsprüfung und Datenbereinigung“ zu empfehlen ist (Pfaffenberger 2018: 69).

Sowohl YouTube als auch Twitter stellen im Jahr 2005 bzw. 2006 zügig nach ihrer Gründung innerhalb weniger Monate öffentliche APIs bereit. Facebook folgt ebenfalls 2006, ist allerdings bereits 2004 gegründet worden. Dies ist die Zeit des Web 2.0, in der nicht nur auf vielen Webseiten nutzer*innengenerierte Inhalte eingeführt werden, sondern auch die Vernetzung von Diensten (Mashups) propagiert und konzeptionell weiterentwickelt wird. APIs sind eine Grundvoraussetzung für diese Vernetzung (O'Reilly 2005). Insbesondere Twitter scheint sehr früh eine API-getriebene Entwicklung zu forcieren. Es erreicht zwar nicht die Nutzer*innenzahlen von YouTube und Facebook, ist aber soweit dies auf Grundlage der Dokumentationen der APIs, der Berichterstattung und der Sekundärliteratur nachvollziehbar ist, bei der Verbreitung der API sehr erfolgreich. Bereits 2011 haben sich laut Auskunft von Twitter über 750 000 Entwickler von Drittanbieter-Apps registriert (Sarver 2011). Damit entwickelt sich um diese Dienste ein Ökosystem und gerade Twitter versteht es, in diesem Ökosystem zu wachsen, indem erfolgversprechende Drittanbieter akquiriert und in die eigenen Dienste integriert werden. Das umfasst die erste Twitter iPhone-App Tweetie (akquiriert 2010), die Dashboard-Anwendung TweetDeck (akquiriert 2011) sowie den Such- und Analysedienst Gnip (akquiriert 2014). Parallel dazu wurden die Geschäftsbedingungen und die technischen Zugangswege überarbeitet, so dass eine Neuentwicklung von Smartphone-Clients analog zu Tweetie verunmöglicht wurde. Trotz dieser Veränderungen ist die API – vor allem im Gegensatz zu den Entwicklungen bei Facebook, aber ähnlich zur Situation bei YouTube – recht stabil. Die wesentliche Funktionalität ist seit mittlerweile fast acht Jahren unverändert und war auch vorher über sechs Jahre vor allem durch Erweiterungen der Funktionalität geprägt, beispielsweise indem Möglichkeiten zur Geolokalisierung von Tweets hinzugefügt wurden (Jünger 2022, im Erscheinen).

Erst in den letzten Jahren kommt es bei allen Anbietern zunehmend zu Einschränkungen der APIs, vor allem bei Facebook. Die Einführung von proaktiven

App Reviews, in denen Anfragen zum API-Zugang von den Anbietern vorab geprüft und durchaus auch abgelehnt werden, stellt eine besondere Hürde für Wissenschaftler*innen dar. In der Folge haben sich die Bezeichnungen Post-API age (Freelon 2018) und APICALypse (Bruns 2019) im wissenschaftlichen Diskurs etabliert. Bruns konstatiert, dass Wissenschaft gerade durch die Erforschung der Plattformen einen wesentlichen Anteil an der Entwicklung und Verbreitung beigetragen hat (Bruns 2019: 2). Möglicherweise weisen insbesondere Forscher*innen aus dem Bereich der Computational Social Science und der Digital Humanities auch eine besondere Affinität zu Twitter auf (siehe anekdotisch Kirschbaum 2013: 200). Auch wenn ein solcher Einfluss kaum direkt nachweisbar sein dürfte, wird hier zumindest sehr deutlich, dass einige Wissenschaftler*innen nicht nur Expertise im Umgang mit APIs aufgebaut haben, sondern viele Studien auf APIs basierten (Bruns 2018; Venturini und Rogers 2019). Die dadurch gewonnenen Daten sind sicher wertvoll, aber ein Grund für die Konzentration auf einige wenige Plattformen lag sicher auch in der einfachen Verfügbarkeit über APIs: „We relied on Facebook, Twitter, Google, etc. not because their data were finest, but because they were the most easily available“ (Venturini und Rogers 2019: 537). Damit gibt es deutliche Anzeichen dafür, dass die Verfügbarkeit und Gestaltung von APIs in den letzten Jahren Einfluss auf die Zuwendung zu einzelnen Plattformen hatten.

Insgesamt kann festgehalten werden, dass sowohl die Twitter- als auch die Facebook-API in der akademischen Forschung eine hohe Prominenz erreicht haben. Dies zeigt sich auch an der Entwicklung von wissenschaftlichen Anwendungen wie Discovertext (Shulman 2020), Facepager (Jünger und Keyling 2019), Netvizz (Rieder 2013) oder NodeXL (Smith et al. 2010), die vorrangig auf Facebook und Twitter ausgerichtet waren. Durch die Einschränkungen der APIs ist zu vermuten, dass sich die Forschung in den nächsten Jahren zwangsläufig auch wieder anderen Plattformen wie Instagram, YouTube oder weiteren Webangeboten zuwendet. Venturini und Rogers (2019) fordern direkt dazu auf: „[W]e should renounce some of the comforts of the API and return to digital fieldwork“ (Venturini und Rogers 2019: 538). Selbst wenn in Folge der neuen Limitationen die wissenschaftliche Nutzung von APIs zurückgehen sollte, wäre dies wiederum ein direkter Effekt auf die Entscheidungsbedingungen wissenschaftlicher Forschung.

4 Fazit

Ausgangspunkt des Beitrags war die Beobachtung, dass die Zuschreibung von Relevanz zu Online-Plattformen im Alltag, in der Berichterstattung und in der

Wissenschaft unterschiedlich ausfällt. Versteht man Relevanz als Zuschreibung von Aufmerksamkeit, so besteht eine Diskrepanz zwischen der Nutzung von Online-Diensten und wissenschaftlicher Forschung, die sich stark auf Facebook und Twitter konzentriert hat, wohingegen WhatsApp, Instagram und YouTube vergleichsweise wenig untersucht wurden. Eine Erklärung für die ungleiche Zuwendung von Wissenschaftler*innen zu verschiedenen Online-Diensten kann nicht nur durch die unterschiedliche Relevanz von Fragestellungen erklärt werden, sondern vor allem durch die Zugänglichkeit der Daten. Diese Zugänglichkeit ist wesentlich von den Plattform-Logiken abhängig und ein entscheidender Faktor ist dabei neben der Medialität und Komplexität der Daten die Verfügbarkeit von Programmierschnittstellen (APIs).

Wenn dies ein Grund ist, dann ist er wissenschaftlich problematisch. Ethische Probleme, nötige Kompetenzen und nicht zuletzt die Regulierung der Anbieter selbst spielen eine entscheidende Rolle dabei, wer welche Forschung betreiben kann und letztendlich betreibt. Es wird immer deutlicher, dass eine Kluft zwischen data-haves und have-nots droht (Boyd und Crawford 2012; Bruns 2013). Denn zum einen werden mit der Einführung von Begutachtungsverfahren auf Seiten der Plattformen und dezidierten Datenschnittstellen für einzelne wissenschaftliche Projekte größere wissenschaftliche Einrichtungen bevorzugt, die über eine entsprechende Ressourcenausstattung zum Beantragen und Durchführen solcher Projekte verfügen. Und zum anderen forschen die Betreiber ebenfalls selbst, wobei ihnen die Datenbanken und Webseiten vollumfänglich zur Verfügung stehen. Gerade diese plattforminterne Forschung ist kritisch zu sehen, da sie potenziell interessengeleitet ist. So hat etwa Facebook in der Vergangenheit – in Zusammenarbeit mit Wissenschaftler*innen der Cornell University – aus ethischer Sicht stark kritisierte Experimente durchgeführt, in denen der News Feed manipuliert wurde, um Stimmungen zu stimulieren (Jouhki et al. 2016; Kramer et al. 2014). Unabhängige wissenschaftliche Forschung ist bei dieser Vorgehensweise gar nicht erst möglich. Denn die Verfügbarkeit von Daten ist eine wesentliche Kontextbedingung wissenschaftlicher Forschung. Wissenschaft ist – nicht erst jetzt – abhängig von nichtwissenschaftlichen Organisationen. Damit wird es wichtig, die Organisationen selbst als Forschungsgegenstand zu begreifen und nicht nur die auf den Plattformen sichtbaren Verhaltensspuren von Nutzer*innen.

Literatur

Allcott, Hunt & Matthew Gentzkow. 2017. Social media and fake news in the 2016 election. *Journal of Economic Perspectives* 31(2). 211–236.

- Anderson, Chris. 2008. The end of theory: The data deluge makes the scientific method obsolete. *Wired.com* (27. Juni). <https://www.wired.com/2008/06/pb-theory/> (Abruf am 30. Januar 2017).
- Atteslander, Peter. 2008. *Methoden der empirischen Sozialforschung*, 12. Aufl. Berlin: Erich Schmidt.
- Barabási, Albert-László. 2016. *Network science*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Baumgartner, Jason. Twitter tweets for Donald J. Trump (@realdonaldtrump). <https://doi.org/10.7910/dvn/kjebil> (Abruf am 14. Mai 2020).
- Baur, Nina. 2011. Mixing process-generated data in market sociology. *Quality & Quantity* 45(6). 1233–1251.
- Beck, Klaus & Jakob Jünger. 2019. Soziologie der Online-Kommunikation. In Wolfgang Schweiger & Klaus Beck (Hgg.), *Handbuch Online-Kommunikation*, 7–33. Wiesbaden: Springer.
- Blumer, Herbert. 1954. What is wrong with social theory? *American Sociological Review* 19(1). 3–10.
- Boyd, Danah & Kate Crawford. 2012. Critical questions for big data. *Information, Communication & Society* 15(5). 662–679.
- Brendel, Elke & Ulrich Gähde. 2016. Was ist Wissen? In Wilfried Buchmüller & Cord Jakobeit (Hgg.), *Erkenntnis, Wissenschaft und Gesellschaft*, 9–21. Berlin & Heidelberg: Springer.
- Brühl, Rolf. 2017. *Wie Wissenschaft Wissen schafft: Wissenschaftstheorie und -ethik für die Sozial- und Wirtschaftswissenschaften*, 2. Aufl. (UTB Sozialwissenschaften, Wirtschaftswissenschaften 4200). Konstanz & München: UVK.
- Brummette, John, Marcia DiStaso, Michail Vafeiadis & Marcus Messner. 2018. Read all about it: The politicization of “fake news” on Twitter. *Journalism & Mass Communication Quarterly* 95(2). 497–517.
- Bruns, Axel. 2013. Faster than the speed of print: Reconciling ‘big data’ social media analysis and academic scholarship. *First Monday* 18(10).
- Bruns, Axel. 2018. Facebook shuts the gate after the horse has bolted, and hurts real research in the process. *PolicyReview.info* (25. April 2018), <https://policyreview.info/articles/news/facebook-shuts-gate-after-horse-has-bolted-and-hurts-real-research-process/786> (Abruf am 11. Mai 2020).
- Bruns, Axel. 2019. After the ‘APICalypse’: Social media platforms and their fight against critical scholarly research. *Information, Communication & Society* 22(11). 1544–1566.
- Busa, Roberto A. 2004. Perspective on Digital Humanities. In Susan Schreibman, Raymond G. Siemens & John Unsworth (Hgg.), *A companion to*

- digital humanities* (Blackwell companions to literature and culture 26), xvi–xxi. Oxford: Blackwell.
- Cadwalladr, Carole & Emma Graham-Harrison. 2018. Revealed: 50 million Facebook profiles harvested for Cambridge Analytica in major data breach. *The Guardian*, <https://www.theguardian.com/news/2018/mar/17/cambridge-analytica-facebook-influence-us-election> (Abruf am 20. Mai 2020).
- Coombs, Clyde H. 1964. *A theory of data*. New York: Wiley.
- Dachwitz, Ingo, Tomas Rudl & Simon Rebiger. 2018. Was wir über den Skandal um Facebook und Cambridge Analytica wissen. *netzpolitik.org*, <https://netzpolitik.org/2018/cambridge-analytica-was-wir-ueber-das-groesste-datenleck-in-der-geschichte-von-facebook-wissen/>. (Abruf am 20. Mai 2020).
- Davidson, James, Blake Livingston, Dasarathi Sampath, Benjamin Liebald, Junning Liu, Palash Nandy, Taylor van Vleet, Ullas Gargi, Sujoy Gupta, Yu He & Mike Lambert. 2010. The YouTube video recommendation system. *ACM Special Interest Group on Knowledge Discovery in Data, ACM Special Interest Group on Electronic Commerce, ACM Special Interest Group on Artificial Intelligence, ACM Special Interest Group on Computer-Human Interaction, ACM Special Interest Group on Information Retrieval & ACM Special Interest Group on Hypertext, Hypermedia, and Web*. 293–296.
- Dawson, Andrew & Martin Innes. 2019. How Russia's Internet Research Agency Built its Disinformation Campaign. *The Political Quarterly* 90(2). 245–256.
- DGPuK. 2008. *Kommunikation und Medien in der Gesellschaft: Leistungen und Perspektiven der Kommunikations- und Medienwissenschaft: Eckpunkte für das Selbstverständnis der Kommunikations- und Medienwissenschaft*. <https://www.dgpuk.de/de/selbstverst%C3%A4ndnis-der-dgpuk.html> (Abruf am 8. Mai 2020).
- Dogruel, Leyla & Christian Katzenbach. 2019. Internet-Ökonomie. In Wolfgang Schweiger & Klaus Beck (Hgg.), *Handbuch Online-Kommunikation*, vol. 15, 105–129. Wiesbaden: Springer.
- Endrueit, Günter. 2015. *Empirische Sozialforschung: Wissenschaftstheoretische Grundlagen* (UTB Sozialwissenschaften 4460). Konstanz: UVK.
- Facebook. 2010. *Automated Data Collection Terms*. https://www.facebook.com/apps/site_scraping_tos_terms.php (Abruf am 1. Mai 2020).
- Freelon, Deen. 2018. Computational research in the post-API age. *Political Communication* 35(4). 665–668.
- Gerhards, Jürgen & Friedhelm Neidhardt. 1991. Strukturen und Funktionen moderner Öffentlichkeit: Fragestellungen und Ansätze. In Stefan Müller-Doohm & Klaus Neumann-Braun (Hgg.), *Öffentlichkeit, Kultur*,

- Massenkommunikation: Beiträge zur Medien- und Kommunikationssoziologie* (Studien zur Soziologie und Politikwissenschaft), 31–89. Oldenburg: Bis.
- Gillner, Susanne. 2018. Diese Player dominieren den weltweiten digitalen Werbemarkt. *Internet World Business* (30.01), <https://www.internetworld.de/online-marketing/google/player-dominieren-weltweiten-digitalen-werbemarkt-1466688.html> (Abruf am 20 Mai 2020).
- Glaser, Barney G. & with the assistance of Judith Holton. 2004. Remodeling Grounded Theory. *Forum Qualitative Sozialforschung* 5(2). <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs040245> (Abruf am 11. Mai 2020).
- Google. 2020. Google Cloud-Produkte. <https://cloud.google.com/products/> (Abruf am 7. Mai 2020).
- Hargittai, Eszter. 2015. Is bigger always better? Potential biases of big data derived from social network sites. *The ANNALS of the American Academy of Political and Social Science* 659(1). 63–76.
- Hargittai, Eszter. 2020. Potential biases in big data: Omitted voices on social media. *Social Science Computer Review* 38(1). 10–24.
- Hasebrink, Uwe. 2015. Kommunikationsrepertoires und digitale Öffentlichkeiten. In Oliver Hahn, Ralf Hohlfeld & Thomas Knieper (Hgg.), *Digitale Öffentlichkeit(en)*, 35–50. Berlin: UVK.
- Hautzer, Lena, Marco Lünich & Patrick Rössler. 2012. *Social Navigation: Neue Orientierungsmuster bei der Mediennutzung im Internet* (Internet research 42). Baden-Baden: Nomos.
- Hölig, Sascha. 2018. Eine meinungsstarke Minderheit als Stimmungsbarometer?! Über die Persönlichkeitseigenschaften aktiver Twitterer. *Medien & Kommunikationswissenschaft* 66(2). 140–169.
- ISO. 2015. *Information technology — Vocabulary (ISO/IEC 2382)*, <https://www.iso.org/standard/63598.html> (Abruf am 13. Mai 2020).
- Jacobson, Daniel, Greg Brail & Dan Woods. 2012. *APIs: A strategy guide: Creating channels with application programming interfaces*. Beijing: O'Reilly.
- Jouhki, Jukka, Epp Lauk, Maija Penttinen, Niina Sormanen & Turo Uskali. 2016. Facebook's emotional contagion experiment as a challenge to research ethics. *Media and Communication* 4(4). 75–85.
- jugendschutz.net. 2020. Telegram: Zwischen Gewaltpropaganda und "Infokrieg": Keine Schutzmaßnahmen für Kinder und Jugendliche. https://www.hass-im-netz.info/fileadmin/public/main_domain/Dokumente/Rechtsextr emismus/Report_Telegram_Zwischen_Gewaltpropaganda_und_Infokrieg.pdf.
- Jünger, Jakob. 2017. *Unklare Öffentlichkeit*. Wiesbaden: Springer.

- Jünger, Jakob. 2018. Mapping the field of automated data collection on the web: Data types, collection approaches and their research logic. In Martin Welker, Cathleen Stützer & Marc Egger (eds.), *Computational Social Science in the Age of Big Data: Concepts, Methodologies, Tools, and Applications* (Neue Schriften zur Online-Forschung 15), 104–130. Köln: Herbert von Halem Verlag.
- Jünger, Jakob. 2022 (im Erscheinen). Verhaltens-, Forschungs- oder Datenschnittstellen? Drei Perspektiven auf die sozialwissenschaftliche Bedeutung von Application Programming Interfaces (APIs). In Christian Schwarzenegger, Erik Koenen, Christian Pentzold, Thomas Birkner & Christian Katzenbach (Hgg.), *Digitale Kommunikation und Kommunikationsgeschichte. Perspektiven, Potentiale, Problemfelder*. Berlin: Digital Communication Research.
- Jünger, Jakob & Till Keyling. 2019. *Facepager 4.0.4. An application for generic data retrieval through APIs. [Software]*. Download unter <https://github.com/strohne/Facepager/>
- Kamps, Haje J. 2015. Who are Twitter's verified users? *Medium.com* (25. Mai). <https://medium.com/@Haje/who-are-twitter-s-verified-users-af976fc1b032> (Abruf am 5. Mai 2020).
- Kirschenbaum, Matthew G. 2013. What is Digital Humanities and what's it doing in English departments? In Melissa Terras, Julianne Nyhan & Edward Vanhoutte (eds.), *Defining digital humanities: A Reader*, 195–204. Farnham: Ashgate.
- Koch, Wolfgang & Beate Frees. 2017. ARD/ZDF-Onlinestudie ARD/ZDF-Onlinestudie 2017: Neun von zehn Deutschen online. *Media Perspektiven* 9. 434–446.
- Kramer, Adam D. I., Jamie E. Guillory & Jeffrey T. Hancock. 2014. Experimental evidence of massive-scale emotional contagion through social networks. *Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America* 111(24). 8788–8790.
- Lazarsfeld, Paul F., Bernhard Berelson & Hazel Gaudet. 1960. *The People's Choice: How the voter makes up his mind in a presidential campaign*, 5. Aufl., New York: Columbia University Press.
- Luhmann, Niklas. 1994. Die Beobachtung der Beobachter im politischen System: Zur Theorie der Öffentlichen Meinung. In Jürgen Wilke & Elisabeth Noelle-Neumann (Hgg.), *Öffentliche Meinung: Theorie, Methoden, Befunde*, 2. Aufl. (Alber-Broschur Kommunikation 19), 77–86. Freiburg: Alber.
- Mayring, Philipp. 1996. *Einführung in die qualitative Sozialforschung: Eine Anleitung zu qualitativem Denken*, 3. Aufl. Weinheim: Beltz.

- Nuernbergk, Christian. 2018. Recherche im Internet: Social Media und Suchmaschinen als journalistische Suchhilfen. In Christian Nuernbergk & Christoph Neuberger (Hgg.), *Journalismus im Internet*, 101–138. Wiesbaden: Springer.
- O'Reilly, Tim. 2005. What is web 2.0: Design patterns and business models for the next generation of software. <https://www.oreilly.com/pub/a/web2/archive/what-is-web-20.html> (Abruf am 1. Mai 2020).
- Panten, Gregor. 2005. *Internetgeschäftsmodell Virtuelle Community: Analyse zentraler Erfolgsfaktoren unter Verwendung des Partial-Least-Squares (PLS)-Ansatzes*. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag.
- Peirce, Charles S. 1878. Deduction, induction, and hypothesis. *Popular Science Monthly* 13. 470–482.
- Pfaffenberger, Fabian. 2018. What you tweet is what we get? *Publizistik* 63(1). 53–72.
- Puschmann, Cornelius. 2019. An end to the wild west of social media research: A response to Axel Bruns. *Information, Communication & Society* 22(11). 1582–1589.
- Reichertz, Jo. 2016. *Qualitative und interpretative Sozialforschung*. Wiesbaden: Springer.
- Rieder, Bernhard. 2013. Studying Facebook via data extraction. In Hugh Davis (Hgg.), *Proceedings of the 5th Annual ACM Web Science Conference (ACM Digital Library)*, 346–355. New York: ACM.
- Rosenberg, Matthew, Nicholas Confessore & Carole Cadwalladr. 2018. How Trump consultants exploited the Facebook data of millions. *The New York Times* (17. März). <https://www.nytimes.com/2018/03/17/us/politics/cambri-dge-analytica-trump-campaign.html> (Abruf am 11. Mai 2020).
- Sarver, Ryan. 2011. Twitter development talk: Consistency and ecosystem opportunities. *Groups.google.com* (11. März). <https://groups.google.com/forum/#!topic/twitter-development-talk/yCzVnHqHIWo> (Abruf am 11. Mai 2020).
- Schweiger, Wolfgang. 2017. *Der (des)informierte Bürger im Netz*. Wiesbaden: Springer.
- Shulman, Stu. 2020. *Discovertext: Text and Twitter analytics solutions*. [Software] <https://discovertext.com/> (Abruf am 14. Mai 2020).
- Smith, Marc A., Ceni Arber, Natasa Milic-Frayling, Ben Shneiderman, Eduarda Mendes Rodrigues, Jure Leskovec & Cody Dunne. 2010. *NodeXL.: A free and open network overview, discovery and exploration add-in for Excel 2007/2010/2013/2016*. [Software] <https://www.smrfoundation.org> (Abruf am 14.5.2020).
- Svensson, Patrik. 2013. Defining Digital Humanities. In Melissa Terras, Julianne Nyhan & Edward Vanhoutte (Hgg.), *Defining digital humanities: A reader*, 159–189. Farnham: Ashgate.

- Tucker, Joshua, Andrew Guess, Pablo Barbera, Cristian Vaccari, Alexandra Siegel, Sergey Sanovich, Denis Stukal & Brendan Nyhan. 2018. Social media, political polarization, and political disinformation: A review of the scientific literature. *SSRN Electronic Journal*. doi.org/10.2139/ssrn.3144139 (Abruf am 14. Mai 2020)
- Twitter. 2020. *Publish and curate. Tell great stories with tweets*. <https://developer.twitter.com/en#modal-publishandcurate> (Abruf am 1. Mai 2020).
- Twitter Inc. 2020. Fiscal Year 2019 Annual Report. <https://investor.twitterinc.com/financial-information/annual-reports/default.aspx> (Abruf am 7. Mai 2020).
- Venturini, Tommaso & Richard Rogers. 2019. "API-based research" or how can digital sociology and journalism studies learn from the Facebook and Cambridge Analytica data breach. *Digital Journalism* 7(4). 532–540.
- We are social. 2020. *Digital in 2019*. <https://wearesocial.com/global-digital-report-2019> (Abruf am 13. Mai 2020).
- Webster, James G. 2011. The duality of media: A structural theory of public attention. *Communication Theory* 21(1). 43–66.
- Weller, Katrin, Axel Bruns, Jean Burgess & Merja Mahrt (eds.). 2014. *Twitter and society* (Digital formations 89). New York: Peter Lang.
- WhatsApp. 2019. *Unauthorized use of automated or bulk messaging on WhatsApp*. <https://faq.whatsapp.com/en/general/26000259/> (Abruf am 26. April 2020).
- Wolling, Jens & Christoph Kuhlmann. 2003. Das Internet als Gegenstand und Instrument der empirischen Kommunikationsforschung. In Thorsten Quandt & Martin Löffelholz (Hgg.), *Die neue Kommunikationswissenschaft: Theorien, Themen und Berufsfelder im Internet-Zeitalter*, 131–161. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Jana Kiesendahl

Kontextualisierungsverfahren in hochschulischen Online-Seminaren

Abstract: This paper examines online seminars as a digital teaching and learning format at institutions of higher education and shows how what Gumperz (1977) calls *contextualization* cues are performed. How does the speaker systematically contextualize with verbal and non-verbal means to compensate for missing communication channels? Which contextualization cues are constructive for online seminars? Furthermore, this paper demonstrates the essential importance of perpetual delivering of contextualization cues in a channel-reduced communicational environment to ensure successful communication.

Keywords: contextual analysis, online seminar, academic teaching, contextualization cues, focused interaction

1 Einleitung

Die zunehmende Digitalisierung im Bildungssektor bringt Lehrformate mit sich, die orts- und zeitunabhängig eingesetzt werden. Digitale Medien und interaktive Lernformate gewinnen mehr denn je an Relevanz. Die Corona-Krise im Frühjahr 2020 hat mehr als eindrücklich gezeigt, wie wichtig die Bereitstellung von digitalen Lehr-Lernangeboten für Bildungsinstitutionen ist. Hochschulen haben seitdem verstärkt auch synchrone Webkonferenzen für die Wissensvermittlung eingesetzt. Neben den Herausforderungen im technischen Umgang mit Videokonferenzsystemen haben die Lehrenden auch neue, von der face-to-face-Kommunikation zu unterscheidende Kommunikationsverläufe bewältigen müssen. Mit den digitalen Lehrformaten geht zumeist eine Kanalreduktion einher, die nur einen begrenzten Umfang an Kommunikationskanälen ermöglicht. Je weniger Kommunikationskanäle verfügbar sind, desto mehr Kontextualisierungsverfahren sind notwendig, um Missverständnisse zu reduzieren und das Gemeinte zu konkretisieren.

In diesem Beitrag wird das Online-Seminar als digitales Lehr-Lernformat in Hochschulen in den Blick genommen, um zu zeigen, in welcher Weise Kontextualisierungshinweise und -verfahren prozessiert werden. Der Beitrag zeigt, wie der oder die Präsentator*in systematisch mit verbalen und nonverbalen Mitteln aktiv Kontext herstellt und diesen zugleich für die folgenden Ausführungen relevant setzt. Gleichzeitig soll plausibilisiert werden, wie wichtig die eingesetzten

Kontextualisierungsmittel für das Gesamtverständnis sind und als Handlungsempfehlung für die eigene Durchführung von Online-Seminaren dienen. Diesem Beitrag liegt ein konstruktivistisch geprägter Kontextbegriff zugrunde, wonach Kontext in einem dynamischen Prozess (z. B. im Gespräch) erzeugt und von den Teilnehmenden kontinuierlich neu angepasst wird. Die Verfahren zur Herstellung des Kontextes bedienen sich spezifischer Kontextualisierungshinweise/-schlüssel, die im Mittelpunkt dieses Beitrags stehen.

2 Kontext und Kontextualisierung

Noch in den 1970er Jahren war in der linguistischen Forschung ein Kontextbegriff vorherrschend, der unabhängig von der in ihm stattfindenden Interaktion vorhanden ist. „Was Kontext ist, läßt sich zu jedem beliebigen Zeitpunkt der Interaktion angeben, ohne daß zu berücksichtigen wäre, was zu diesem Zeitpunkt *an* Interaktion vor sich geht“, so Auer (1986: 23). Des Weiteren war man der Auffassung, dass der Effekt des Kontextes auf das sprachliche Handeln nur in eine Richtung verläuft, nämlich dass der Kontext das sprachliche Verhalten der Teilnehmenden beeinflusst, aber nicht umgekehrt (vgl. Auer 1986: 23).

Wie Auer (1986: 23) darlegt, wurde mit Cook-Gumperz und Gumperz (1976) Kontext indes als dynamisches Produkt eines interaktiven Herstellungsprozesses aufgefasst, bei dem die Interaktanten nicht nur auf den Kontext reagieren, sondern diesen mit sprachlichen und nicht-sprachlichen Mitteln auch selbst herstellen. Diesen konstruktivistisch ausgerichteten Kontextbegriff haben Cook-Gumperz und Gumperz (1976) mit dem Begriff *Kontextualisierung* (engl. *contextualization*) bezeichnet. Sprecher*innen bilden demgemäß nicht nur Sätze, um referentielle Bedeutungen zu übermitteln, sondern sie stellen ihre Äußerungen zugleich in einen Kontext und ermöglichen so den Rezipient*innen Verstehen. „[F]ür die Interaktionsteilnehmer besteht die Aufgabe darin, (sprachliche) Handlungen auszuführen *und* zugleich interpretierbar zu machen, indem ein Kontext konstruiert wird, in den sie sich einbetten“ (Auer 1986: 23, [Herv. i. O.]). Mit anderen Worten ist Kontext nicht physikalisch präsent, sondern er wird von den Interaktant*innen erst erzeugt und kontinuierlich neu angepasst. Dies wiederum ist ein dynamischer Prozess, der sich in dem Begriff *Kontextualisierung* widerspiegelt, womit all jene Verfahren gemeint sind, mit denen Kontext hergestellt wird. Wir können bis hierher festhalten, dass kommunikatives Handeln immer auch den aktiven Prozess der Kontextualisierung mit einschließt.

Die Auffassung von solch einem dynamischen Kontextbegriff im Gegensatz zum zuvor vorherrschenden statischen Kontext hat Auswirkungen auf die wissenschaftliche Analyse. Es genügt nun nicht mehr, äußere objektiv erfassbare

Umstände zu identifizieren und zu beschreiben, sondern „es muss vielmehr gezeigt werden, daß sich die Teilnehmer an diesen objektiv gegebenen Strukturen orientieren“ (Auer 1986: 23). Dies schließt die Analyse der von Gumperz bezeichneten *Kontextualisierungsschlüssel*¹ (engl. *contextualization cues*) ein. Als eine der ersten verweist z. B. Erickson auf Gumperz' Theorie und führt aus: “[An] essential aspect of local production is the continual activity of the partners in telling each other what is going on in real time – what time it is, what activity it is now. This telling is done explicitly and implicitly, verbally and nonverbally, by a host of surface structural means that Gumperz (1977) calls contextualization cues” (Erickson 1982: 45–46).

Die Interaktant*innen geben in ihrem kommunikativen Handeln folglich fortwährend Hinweise zur situativen Einbettung des Gesagten, um das Gemeinte zu plausibilisieren. Dies tun sie sowohl explizit als auch implizit, sprachlich und nicht-sprachlich. Gleichzeitig interpretiert der oder die Gesprächspartner*in das kommunikative Handeln und identifiziert die Kontextualisierungsschlüssel, die ihm den Zugang zum Gemeinten ermöglichen sollen. Kontextualisierungsschlüssel sind gemeinsam geteilte Zeichen, die den Handelnden anzeigen, was sie tun bzw. wie sie verstanden werden. „Die Hörer erschließen den Sinn der Mitteilung und die von Sprechern verfolgten Strategien und Intentionen, indem sie die Schlüssel entziffern, die die Bedeutungen kontextualisieren“ (Knoblauch 1991: 453). Dabei kommen „interaktiv etablierten Schemata [...], die als Konventionen sozialer Netzwerke anzusehen sind“ (Knoblauch 1991: 446), ein besonderer Stellenwert zu. Die hier verwendeten Lexeme *Schemata*, *etabliert*, *Konvention* setzen Regelmäßigkeit, wiederholtes Auftreten voraus. Kontextualisierungsschlüssel sind damit erst als solche erkennbar, wenn der oder die Adressat*in regelmäßig erfahren hat, auf welche situative Gegebenheit das sprachliche oder nicht-sprachliche Zeichen hindeutet, wenn er bzw. sie also aufgrund von zurückliegenden Erfahrungen Handlungserwartungen ausbilden kann. Dabei gilt zu berücksichtigen, dass (sprachliche) Zeichen in Abhängigkeit vom individuellen Erfahrungswert interpersonal unterschiedliche Interpretationen hervorrufen können, aus denen dann auch unterschiedliche (sprachliche) Handlungen erwachsen, die ihrerseits einen neuen Kontext konstruieren. So kann bspw. in einem Online-Seminar ein Schweigen der Teilnehmenden als

1 Die Begriffe *Kontextualisierungshinweise* und *Kontextualisierungsschlüssel* werden in diesem Beitrag synonym verwendet. Der ursprüngliche Begriff *contextualization cues* stammt von Gumperz und wird von Auer (1986) mit *Kontextualisierungshinweis* und von Knoblauch (1991) mit *Kontextualisierungsschlüssel* „übersetzt“.

Zustimmung zum Gesagten decodiert werden, gleichzeitig kann das Schweigen aber auch ein Hinweis für Sprachhemmungen sein. Letzteres ist im Zuge des coronabedingten digitalen Semesters häufig von Lehrenden und Studierenden gleichermaßen beschrieben worden, nämlich dass Studierende sich nicht trauen, im virtuellen Raum per Mikrofon zu sprechen und bevorzugt die Webcam ausgeschaltet lassen. Das Wissen um die erhöhte Hemmschwelle der kommunikativen Partizipation seitens der Studierenden führt bei Lehrpersonen vermehrt zu Sprachhandlungen expliziter Ermunterung. Auch wenn also unterschiedliche Interpretationen aus den Kontextualisierungshinweisen gezogen werden, ist zunächst einmal entscheidend, dass Kontextualisierungshinweise interpretiert werden.

Durch Kontextualisierungsverfahren werden Kontextualisierungshinweise und Schemata aufeinander bezogen. „[Schemata] sind reflexiv auf bestimmte Komponenten der Situation [...] bezogen und ermöglichen erst die gemeinsame, koordinierte Abwicklung sozialer Aktivitäten. Über Handlungsschemata machen sich die Teilnehmenden zum Beispiel gegenseitig klar, was sie als Nächstes tun werden. Teilaspekte von Handlungen oder Handlungssequenzen sind erwartbar, weil sie aufgrund früherer Erfahrungen in ähnlichen Situationen gespeichert sind“ (Auer 1986: 25). So läuft beispielsweise das Handlungsschema *Verabschiedung* ritualisiert und damit erwartbar als Verabschiedung – Gegenverabschiedung, ggf. mit Handschlag (in der face-to-face-Kommunikation) ab. Damit ist die Erwartung verknüpft, dass beide Interaktant*innen getrennte Wege gehen und sich räumlich voneinander entfernen. Ein*e Betrachter*in von außen könnte aus der Beobachtung des Handschlags, auf den unmittelbar eine physische Distanzierung folgt, schlussfolgern, dass sich hier zwei Personen voneinander verabschiedet haben. Diese Handlungsabfolge fungiert damit als Kontextualisierungsschlüssel für die Ermittlung der Gesprächsphase, in der sich die beiden Interaktanten befinden.

Spannend ist nun, wie sich in neuen Kommunikationsformen, wie dem Online-Seminar, solche konventionalisierten Schemata etablieren und als Kontextualisierungsschlüssel fungieren. Wie werden aus der face-to-face-Kommunikation bekannte Handlungsmuster in das synchrone Online-Format transferiert? Anders als in der Präsenzsituation sind bei einem Online-Seminar die Beteiligungsrechte an der Kommunikation eingeschränkt. Je nach Gruppengröße bekommen die Teilnehmenden üblicherweise die Mikrofonrechte nicht automatisch zugewiesen, sondern die Lehrperson gibt diese nach eigenem Ermessen frei. Auch sind die Webcams nicht permanent angeschaltet, so dass der nonverbale Kommunikationskanal nicht oder (durch das begrenzte Sichtfeld der Webcam) nur sehr eingeschränkt wahrnehmbar ist. Aus dieser Kanalreduktion

v.a. des visuellen Kommunikationskanals erwächst die Notwendigkeit, neue Schemata zu etablieren. Hier sei zunächst an Handlungen gedacht, die die phatische Kommunikationsfunktion betreffen und sicherstellen sollen, dass der Kommunikationskanal funktioniert. Bevor anhand authentischer Sprachdaten verschiedene Kontextualisierungshinweise vorgestellt werden, erfolgt eine medienlinguistische Einordnung des Online-Seminars.

3 Online-Seminar – medienlinguistische Charakterisierung

Online-Seminare sind quasi-synchrone Lehrformate mit einem hohen Interaktionsgrad, die ortsunabhängig durchgeführt werden können und in der digitalen Hochschullehre als äquivalentes Lehrformat für Seminare, Übungen, Workshops und Tutorien eingesetzt werden. Notwendig ist eine Software wie Adobe Connect, BigBlueButton, edudip oder andere. Online-Seminare sind üblicherweise one-to-many-Kommunikation, aber auch many-to-many oder one-to-one-Kommunikation sind möglich. Sie werden zur Wissensvermittlung genutzt, aber interaktiv, d. h. im Gegensatz zu einem Lehrvideo/Film verbleiben die Teilnehmenden nicht in der passiven Rolle des Zuhörens, sondern sie beteiligen sich aktiv im Chat sowie durch Redebeiträge oder schriftliche Ergänzungen auf dem Whiteboard am Wissenstransfer.

Die technische Oberfläche besteht üblicherweise aus Menüleiste mit Audio, Mikro- und Webcam-Aktivierung, Video-Fenster (optional), Teilnehmer*innen-Fenster mit Statuszeichen, Chat-Fenster, und dem großen Freigabe-/Präsentationsfenster, das entweder für Präsentationsfolien oder andere Dokumente, die freigegeben werden, genutzt wird oder für das interaktive Whiteboard freigeschaltet wird. Die virtuelle Plattform für Online-Seminare ist folglich multifunktional einsetzbar und multimodal. Die technische Konfiguration variiert je nach Anbieter und fungiert ihrerseits als Kontextualisierungshinweis, z. B. wenn bei BigBlueButton am Teilnehmer-Icon erkennbar ist, ob die Person nur als Zuhörer*in oder mit Mikrofon eingetreten ist.² Daraus ließe sich beispielsweise die Interaktionsbereitschaft dieser Person ableiten. Beim Videokonferenzsystem Zoom lässt sich ein individueller Hintergrund einstellen, wie z. B. ein Foto von der Universität mit Logo, was den institutionellen Kontext der Veranstaltung unterstreichen würde im Gegensatz zur Auswahl der Golden Gate Bridge, die (in den meisten Fällen) eher eine Vorliebe für San Francisco oder rein ästhetische

2 Bei anderen Anbietern wird indes angezeigt, dass das Mikrofon stummgeschaltet ist, was aber ggf. teilnehmer*innenseitig selbstständig entschieden werden kann.

Präferenzen des Hintergrundbildes kontextualisiert als den tatsächlichen Aufenthaltsort. Hintergrundbilder können folglich auch als Zeichen für bestimmte situative Parameter produzent*innenseitig bewusst gesendet und rezipient*innenseitig interpretiert werden.

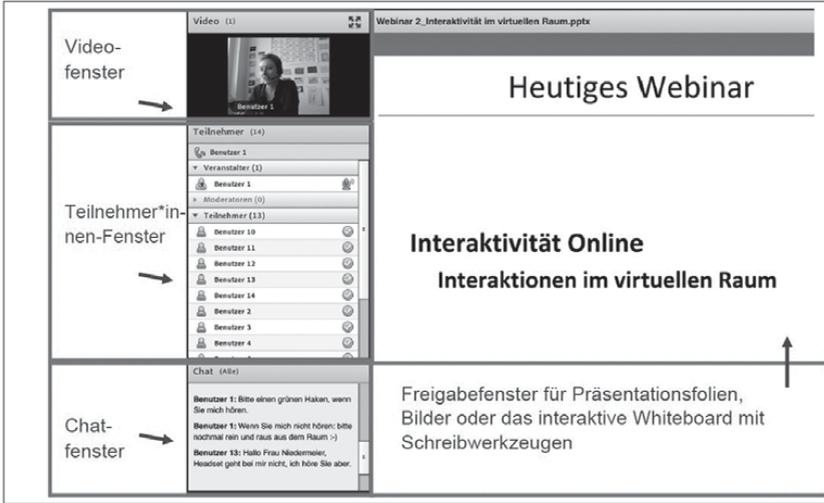


Abbildung 1: Oberfläche der virtuellen Plattform (hier Adobe Connect)

Gehen wir von den fünf Kommunikationskanälen auditiver, visueller, taktile, gustatorischer und olfaktorischer Kanal aus, stehen im Online-Seminar der auditive und visuelle Kanal zur Verfügung, aber mit unterschiedlichen Beteiligungsrechten. Die Teilnehmer*innen sehen und hören zwar die oder den Dozent*in, aber sie sehen und hören sich nicht untereinander, es sei denn, der bzw. die Dozent*in weist Video- und Tonrechte zu.³ Anderenfalls würde es bei mehr als vier Teilnehmer*innen zu einem unbeherrschbaren Durcheinander kommen, wenn alle Sprech- und Videorechte hätten. Über diese beiden Kommunikationskanäle können verbale, paraverbale und nonverbale Zeichen übermittelt werden.

3 Es gibt auch Videokonferenzsysteme, bei denen auch die Teilnehmenden von Anfang an Mikrofon- und Webcamrechte haben. Üblicherweise wird diese Funktion unterbunden, damit der oder die Moderator*in die Kontrolle über den virtuellen Raum behält.

4 Kontextualisierungshinweise in Online-Seminaren

In diesem Abschnitt soll exemplarisch anhand eines Online-Seminars gezeigt werden, welche Formen der Kontextualisierung angewendet werden, um Verstehen weitgehend störungsfrei zu ermöglichen.⁴ Dabei werden sowohl Statuszeichen als technisch vorkonfigurierte Zeichen als auch Rollensignalisierungen sowie verstärkte Verbalisierungen der technischen Handlungen im Fokus der Analyse stehen.

4.1 Statuszeichen als Kontextualisierungshinweis

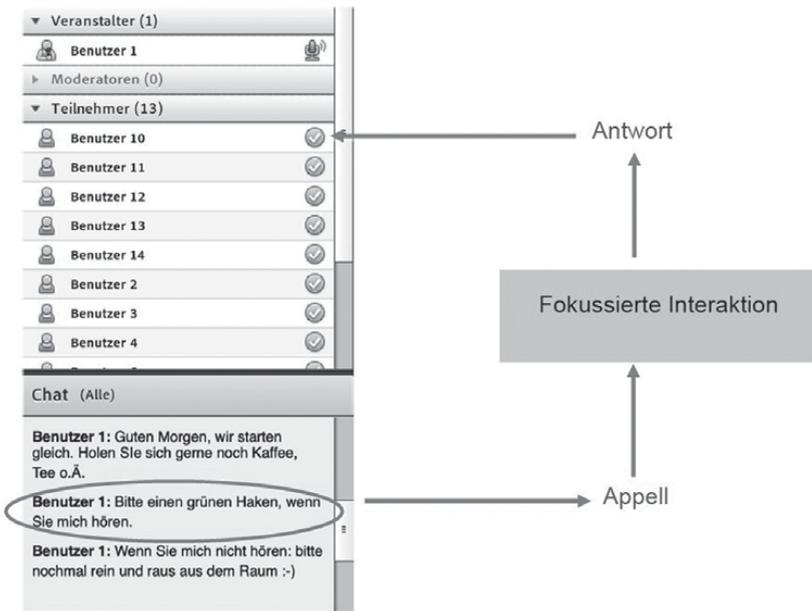


Abbildung 2: Fokussierte Interaktion mittels Statuszeichen

4 Die Verfasserin ist sich der Tatsache bewusst, dass die Analyse eines Einzeldatums keine pauschalen Aussagen zulässt. Vielmehr soll hier exemplarisch auf vielfach beobachtete Phänomene in der Durchführung von Online-Seminaren eingegangen werden. Das hier gewählte Beispiel kann als prototypisch für das hochschulische Online-Seminar gelten.

Wir schauen uns zunächst den Beginn des Online-Seminars an. Nachdem die Teilnehmenden sich in den virtuellen Raum⁵ eingeloggt haben, sehen sie in diesem Beispiel als erste soziale Interaktion der Dozentin die Anmerkungen im Chatfenster: „Bitte einen grünen Haken, wenn Sie mich hören“ (Abbildung 2). Hier wird das Schema *fokussierte Interaktion* initiiert und mit dem Setzen des grünen Hakens seitens der Teilnehmenden bestätigt. Das Konzept der fokussierten Interaktion umfasst nach Goffman eine Kommunikationssituation, bei der mindestens zwei Beteiligte einen gemeinsamen Aufmerksamkeitsfokus teilen (Goffman 1963: 24). Das ist insbesondere bei Interaktionsereignissen charakteristisch, die eine neue Situation eröffnen. Es handelt sich um eine „Form kommunikativer Kooperation, die auf ein gemeinsames (handlungsorientiertes) Ziel ausgerichtet ist“ (Ruoss 2014: 164). In einem Präsenzseminar in der Hochschule würde das Schließen der Hörsaal tür und die Positionierung der Lehrperson vorne im Raum und ein gemeinsamer Blickkontakt die fokussierte Interaktion initiieren, die dann erfolgreich wäre, wenn die Studierenden ihre Gespräche einstellen und die Lehrperson ansehen (und zuhören).

Wir haben es hier mit einer Appell-Antwort-Sequenz zu tun mit der Besonderheit, dass der reaktive Part (die Antwort) mit nicht-sprachlichen Zeichen, in Form eines Piktogramms, realisiert wird. Mit diesem Schema wird sichergestellt, dass die Teilnehmenden für einander verfügbar und interaktionsbereit sind. In der face-to-face-Kommunikation wird das Schema „fokussierte Interaktion“ vorwiegend nonverbal gelöst: durch wechselseitigen Blickkontakt und proxemische Zugewandtheit. „Der Zustand des fokussierten Interagierens wird auf verschiedene, von den Teilnehmern üblicherweise unbeachtete Weisen kontextualisiert. Erst wenn ‚Probleme‘ auftauchen, wird uns – insbesondere über die auf solche Probleme abgestimmten Reparaturverfahren – bewußt, daß wir uns auf bestimmte Indizien stützen, um zu entscheiden, ob wir ‚mit jemandem reden‘“ (Auer 1986: 28). In einem Online-Seminar sehen die Interaktant*innen einander nicht, insofern können sie sich nicht mittels Blickkontakt versichern, dass sie interaktionsbereit sind und die Kommunikationskanäle funktionieren. Es bedarf damit anderer Verfahren fokussierter Interaktion. Da die Dozentin nicht davon ausgehen kann, dass alle Interaktant*innen bereits Online-Seminare

5 Der virtuelle Raum befindet sich im Videokonferenzsystem Adobe Connect. Andere Systeme, wie BigBlueButton oder edudip nutzen andere Statuszeichen/Icons, z. B. Daumen hoch/runter, Emojis, Uhr (Abwesenheit) etc. und bieten durch die unterschiedlich vorkonfigurierten Buttons und Ansichten mitunter verschiedene Kontextualisierungshinweise. Gemeinsam ist allen Anbietern aber die Möglichkeit, mittels Statussymbolen nonverbale Kontextualisierungshinweise zu liefern.

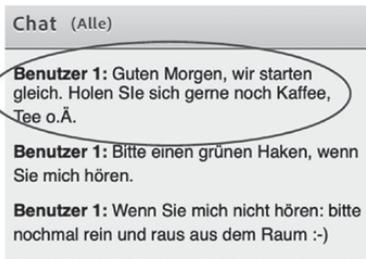
besucht haben und mit dem Verfahren vertraut sind, eigeninitiativ nach Betreten des virtuellen Raums den grünen Haken zu setzen, um Interaktionsbereitschaft und technische Funktionalität zu signalisieren, braucht es noch diesen expliziten Appell. Für die Dozentin (und auch die anderen Teilnehmenden) ist der grüne Haken ein Kontextualisierungshinweis, dass der oder die Benutzer*in nicht nur eingeloggt, sondern auch interaktionsbereit ist und die Verbindung auch funktioniert.

Das grüne Häkchen wird aber auch in anderen Kontexten benutzt, z. B. um Zustimmung zu signalisieren (statt Kopfnicken) oder um zu signalisieren, dass man mit der Bearbeitung einer Aufgabe fertig ist. Äquivalent zur Verwendung von Emojis in der WhatsApp-Kommunikation wird das Piktogramm, wie Dürscheid und Frick (2016: 105) zeigen, hier in seiner Referenzfunktion benutzt und ersetzt Wörter, Wortgruppen oder nonverbale Zeichen. Hier im Kontext des Online-Seminars beschleunigen die Statuszeichen die Kommunikation und unterstützen die Koordination. Die grünen Häkchen hinter den Benutzernamen sind für die Dozentin schneller erfassbar als wenn sie im Chat von allen Teilnehmenden eine Begrüßungsfloskel nachlesen muss.

4.2 Rollensignalisierung als Kontextualisierungsverfahren

Rollen werden durch Kontextualisierungsverfahren aktiv hergestellt. Zwar gibt es in diesem Fall die objektive Rollenstruktur Dozentin – Teilnehmende, aber diese Rollen sind nicht einfach statisch gegeben, sondern sie werden aktiv prozessiert.

Hinweise zum Start des Online-Seminars



Instruktionen erteilen

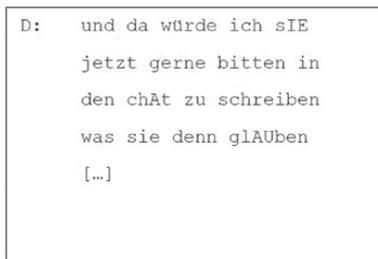


Abbildung 3: Rollensignalisierung

Hier ist es z. B. die Dozentin (D), die im Chat Hinweise zum Start des Online-Seminars gibt, Instruktionen gibt, die Folienpräsentation hochgeladen hat und steuert. Sie hat schon rein technisch mehr Beteiligungsrechte als die Teilnehmenden. Hervorzuheben ist hier der Kontextualisierungshinweis *Zugang zum Rederecht*. Sollen sich die Teilnehmenden mittels Ton zu Wort melden oder Dokumente freigeben, teilt die Dozentin diese Rechte zu. Die Teilnehmenden haben rein technisch gar nicht die Möglichkeit, selbstinitiativ zu sprechen oder Dokumente zu teilen, ohne dass die Dozentin diese Rechte freischaltet.

In einer Präsenzveranstaltung indes wird der Seminarverlauf auch von den Lehrenden gesteuert, aber prinzipiell wäre es schon möglich, dass die Teilnehmenden sprechen, ohne dass ihnen das Rederecht zugeteilt wurde. Wollen sie das im Online-Seminar auch machen, können Sie mit dem Icon ein Handzeichen geben und die Dozentin entscheidet, ob und wann sie den Redebeitrag zulässt. Alternativ sind Zwischenbemerkungen im Chat möglich – können dort aber auch leichter aus dem Blick geraten oder bewusst ignoriert werden. Der Zugang zum Rederecht ist also ein Kontextualisierungshinweis für die Rollensignalisierung. Damit einher gehen auch die Redeanteile von Lehrperson und Teilnehmenden, die ebenfalls Rückschlüsse auf die institutionelle Rolle zulassen.⁶ Trotz des hohen Interaktionsgrads haben die Präsentator*innen (die i. d. R. auch die Lehrpersonen sind) die höheren Redeanteile und sind damit auch die primären Sprecher*innen. Das Prinzip des primären Sprechers meint, dass das Rederecht nach jeder Äußerung prinzipiell an den oder die Agent*in der Institution zurückgeht. Es muss nicht wie in alltäglichen Gesprächen neu ausgehandelt werden. Der bedeutsame Unterschied zum Alltag besteht darin, dass dieses Prinzip durch die Institution festgelegt ist. Die institutionelle Rolle bestimmt den Sprecherwechsel (vgl. Wimmer und Nowak 1987). Im Chat sind indes die Teilnehmenden die primären ‚Sprecher*innen‘, weil sie i. d. R. die Redebeiträge initiieren, Fragen stellen etc. und die Lehrperson üblicherweise mündlich die Beiträge kommentiert.

4.3 Verbalisierung technischer Übergänge

Ein drittes Beispiel für Kontextualisierungshinweise in Online-Seminaren betrifft die sprachliche Kommentierung von nicht-sprachlichen Handlungen.

Um ein abwechslungsreiches Online-Seminar zu gestalten und das Funktionsspektrum umfänglich zu nutzen, ist oft ein Wechsel der Bildschirmansicht

6 Vgl. zu Redeanteilen als gesprächsstrukturelles Element der Rollensignalisierung Kiesendahl (2011: 235–244).

notwendig, z. B. wenn eine Umfrage unter den Teilnehmenden durchgeführt wird (Screenshot) oder ein Arbeitsblatt gezeigt wird, die Powerpoint-Präsentation wieder vorgeführt wird usw.

Wie signalisiert die Dozentin, welche Aktivitäten als nächstes durchgeführt werden, und warum ist das notwendig?

Voll verbalisierte Ankündigungen:

- (1) wir wechseln sozusagen die bühne´
- (2) das sehen sIE jetzt nIcht
- (3) ich klicke jetzt dort drAUf´
- (4) Sie merken auch (.) plötzlich wird das video schon mal größer´
- (5) während sie jetzt noch abstimmen, mache ich meine kamera mal aus, damit sie kein gefrorenes bild von mir haben im laufe des webinars.
- (6) Ich sehe, es bewegt sich auch noch n bisschen was. genau (.) ok
- (7) lassen sie uns wieder die bühne wechseln. da dauert natürlich der adobe presenter immer ein bisschen bis er fertig geladen hat

Bei all diesen Beispielen handelt sich um empraktisches Sprechen (nach Henne und Rehbock 1982: 37), womit Äußerungen kategorisiert werden, „die in außersprachliche Handlungen verflochten sind und von daher ihren Sinn beziehen“, so wie es hier bei der Tätigkeit am Computer der Fall ist. Das handlungsbegleitende Sprechen dient der Kooperation, Koordination und Orientierung und ist zugleich ein wichtiger Kontextualisierungsschlüssel, denn der Kontext wird durch diese Äußerungen aktiv bestimmt und für die Teilnehmenden hergestellt. Das Gesagte wird in einen spezifischen Zusammenhang mit den Handlungen gestellt, die Situation definiert und erst damit wird den Teilnehmenden Verstehen ermöglicht.

Die Dozentin verbalisiert stets, wenn sie technische Änderungen vornimmt, also z. B. eine neue Ansicht (Umfrage) veröffentlicht (Beispiel (1)), die Webcam an- oder ausschaltet, den Bildschirm teilt etc. Dieses handlungsbegleitende Sprechen ist elementar für Online-Seminare: Dadurch kündigt sie den Zuhörer*innen einen Moduswechsel an und greift ggf. Irritationen bzgl. eines vermuteten technischen Problems vor.

Aufgrund des zentralen Merkmals von Online-Seminaren, nämlich der räumlichen Trennung der Interaktant*innen, können nonverbale Zeichen nur sehr begrenzt (im Aufnahmebereich der Webcam) übermittelt werden und dies auch nur, wenn die Kamera dauerhaft angeschaltet ist. Eine Orientierung im Raum des Gegenübers ist nicht möglich. Auch sind die Klickwege mit der Computermaus für die Zuschauer*innen nicht sichtbar. Kontextualisierungsverfahren im oben geschilderten Sinn sind folglich auf die medialen Bedingungen der Kommunikationsform *Online-Seminar* zurückzuführen.

Auch thematische Übergänge werden kontextualisiert, und zwar durch abschließende Formulierungen des alten Themas (8), Einleitungen oder Ankündigungen (9).

- (8) gut (.) SO (.) mEIne kamera ist aus und sIE sind fertig.
- (9) ich schweige mal kurz bis mehrere eingegeben haben
- (10) wer schreibt noch? ah da schreibt noch jemand
- (11) und da würde ich sIE jetzt gerne bitten in den chat zu schreiben, was sie denn glAÜben, wobei Interaktivität denn eigentlich helfen kann [...]

Mit all den genannten Kontextualisierungsverfahren werden einzelne Handlungsschritte abgegrenzt. Die Verbalisierungen dienen als Übergangsmarkierung und stellen zugleich Kooperation und Koordination mit den Teilnehmenden her, und zwar im Sinne eines zielbildenden und planenden Vorgriffs auf Künftiges (vgl. Habscheid 2001: 13). Die im letzten Beispiel (11) formulierte Instruktion, den Chat zu nutzen, ist auf den interaktiven Charakter von Online-Seminaren und den verschiedenen Kommunikationsformen (Chat, Gespräch, Whiteboard) zurückzuführen. Es gäbe prinzipiell verschiedene Kommunikationskanäle, um diese Frage zu beantworten. Damit die Ergebnisse jedoch gebündelt zusammengetragen werden können, ist eine klare Instruktion, wie genau die Frage beantwortet werden soll, didaktisch elementar. Gesprächsanalytisch betrachtet, wird durch diese Äußerung der Wechsel der Sprecher*innenrollen im Sinne einer selbstinitiierten Fremdwahl kontextualisiert.

Die Beispiele (8)–(10) sind den medialen Eigenschaften geschuldet: Da Mimik und Gestik im Online-Seminar (oft) nicht übertragen werden und für die Teilnehmer*innen nicht sichtbar ist, was genau die Dozentin hier hinter ihrem Computer tut, wird besonders auf den auditiven Kanal geachtet. „Wenn also Schweigen eintritt, werden meist Technikprobleme hinter der Stille vermutet. Deshalb ist es wichtig, als Durchführender alle Handlungen zu verbalisieren, um

der Stille im Online-Seminar entgegenzuwirken. Lautes Denken und Ansprechen der Tätigkeiten wirkt dem entgegen“ (Niedermeyer und Schätz 2018: 101).

In der face-to-face-Kommunikation sind Äußerungen wie 3) „ich klicke jetzt dort drauf“ oder (9) „ich schweige mal kurz bis mehrere eingegeben haben“ eher nicht zu erwarten, weil die nonverbalen Handlungen im gemeinsam geteilten Raum sichtbar sind.

Tabelle 1 führt die drei Formen der Kontextualisierungshinweise in Online-Seminaren noch einmal zusammen und zeigt, dass wir einerseits systemgenerierte nichtsprachliche Zeichen als Kontextualisierungshinweis vorfinden und andererseits verbalisierte Hinweise getätigt werden, die Rückschlüsse auf situative Parameter zulassen, die aufgrund der medialen Bedingungen der Kommunikationssituation sonst nicht ohne Weiteres erschließbar wären.

Tabelle 1: Kontextualisierungshinweise

	sprachliche Kontextualisierungshinweise	technisch generierte nicht-sprachliche Kontextualisierungshinweise
Statuszeichen		grüner Haken 
Rollensignalisierung	Instruktionen als Sprechhandlung	Beteiligungsrechte (Steuerung der Präsentation, Zugang zum Rederecht etc.)
	Redeanteile	
Verbalisierung technischer Übergänge	empraktisches Sprechen	

5 Fazit

Online-Seminare erfordern mehrdimensionale Kontextualisierungsverfahren, die einerseits auf die medialen Eigenschaften und andererseits auf die Funktion der kommunikativen Gattung „Online-Seminar“ zurückzuführen sind.

Wir haben gesehen, dass die Kommunikation in Online-Seminaren verschiedene Kontextualisierungsverfahren notwendig macht, um Kontext aktiv herzustellen und Verständigung im Sinne des Kooperationsprinzips „Mach deinen Gesprächsbeitrag jeweils so, wie es von dem akzeptierten Zweck des Gesprächs, an dem du teilnimmst, gerade verlangt wird“ (Grice 1975: 248) zu gewährleisten. Ausgehend von einem konstruktivistisch geprägten Kontextbegriff hat dieser Beitrag versucht zu verdeutlichen, dass das fortwährende Liefern

von Kontextualisierungsschlüsseln in einer kanalreduzierten Kommunikationsumgebung essentiell ist, um gelingend zu kommunizieren. Die technische Funktionalität bei synchronen Onlineveranstaltungen ist noch recht fragil, so dass die technisch stabile Leitung immer mal wieder überprüft wird. Dabei sind insbesondere voll verbalisierte Ankündigungen in Form von empraktischen Äußerungen hervorzuheben, bspw. beim Bildschirmwechsel. Zudem wirken systemgenerierte Statuszeichen, wie der grüne Haken oder der Smiley, als Kontextualisierungsschlüssel, die nonverbale Zeichen der face-to-face-Kommunikation ersetzen. Da der visuelle Kanal im Online-Seminar nur eingeschränkt möglich ist und insbesondere der*die Dozent*in die Teilnehmenden nicht sehen kann und v. a. die Teilnehmenden die Benutzeroberfläche der Lehrperson nicht sehen, sind diese verbalisierten Ankündigungen für das Verstehen notwendig, um Koordination und Kooperation herzustellen. Sie sind zudem eine sprachökonomische Variante, die der Lehrperson einen schnellen Überblick verschafft (im Gegensatz zum Chat, der bei 20 und mehr gleichzeitig tippenden Personen sehr unübersichtlich wird). Der anbieterseitig bereitgestellte Funktionsumfang bestimmt den zur Verfügung stehenden Zeichenvorrat an Kontextualisierungsschlüsseln. „Die Kooperation wird nicht allein bestimmt durch die Interaktion mit dem Gesprächspartner unter Nutzung eines Artefakts [dem Computer; JK], sondern auch durch die Logik der Programmstrukturen, z. B. durch die Wahlmöglichkeiten in Menüform oder durch die Dynamik der Systemausgaben.“ (Habscheid 2001: 18). Zugleich erwachsen diese Kontextualisierungsverfahren, wie z. B. die voll verbalisierte Ankündigung

(12) während sie jetzt noch abstimmen, mache ich meine kamera
mal aus, damit sie kein gefrorenes bild von mir haben
im laufe des webinars.

aus dem fehlenden Vertrauen, dass die Technik funktioniert. „Der Computer ist mit ‚seinem spezifischen Verhalten‘ immer als Quasi-Interaktionspartner einbezogen, der bis zu einem gewissen Grad die Spielregeln mitbestimmt“ (Habscheid 2001: 18, [Herv. i. O.]).

Literatur

- Auer, Peter. 1986. Kontextualisierung. *Studium Linguistik* 19. 22–47.
- Cook-Gumperz, Jenny & John Gumperz. 1976. Context in childrens' speech. In Jenny Cook-Gumperz & John Gumperz, *Papers on language and context: Working paper No. 46*, Berkeley, Language Behavior Research Laboratory.

- Dürscheid, Christa & Karina Frick. 2016. *Schreiben digital. Wie das Internet unsere Alltagskommunikation verändert*. Stuttgart: Kröner.
- Erickson, Frederick. 1982. Money tree, lasagna bush, salt and pepper: Social construction of topical cohesion in a conversation among Italian-Americans. In Deborah Tannen (Hg.), *Analyzing discourse: Text and talk*, 43–70. Washington, D.C.: Georgetown University Press
- Goffman, Erving. 1963. *Behavior in public places: Notes on the social organization of gatherings*. New York & London: The Free Press.
- Grice, Paul H. 1975. Logic and conversation. In Georg Meggle (Hg.), *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*, 243–265. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gumperz, John J. 1977. Socialcultural knowledge in conversational inference. In Muriel Saville-Trope (Hg.), *Georgetown University Round Table on Languages and Linguistics 1977*, 191–212. Washington, D.C.: Georgetown University Press.
- Habscheid, Stephan. 2001. Empraktisches Sprechen in computergestützten Arbeitssettings. In Ingo Matuschek, Annette Henninger & Frank Kleemann (Hgg.), *Neue Medien im Arbeitsalltag*, 17–36. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Henne, Helmut & Helmut Rehbock. 1982. *Einführung in die Gesprächsanalyse*. Berlin & New York: de Gruyter.
- Kiesendahl, Jana. 2011. *Status und Kommunikation: Ein Vergleich von Sprechhandlungen in universitären E-Mails und Sprechstundengesprächen*. Berlin: Erich Schmidt.
- Knoblauch, Hubert. 1991. Kommunikation im Kontext. *Zeitschrift für Soziologie* 20 (6). 446–462.
- Niedermeyer, Sandra & Raphaela Schätz. 2018. Webinare. In Karl Wilbers (Hg.), *Handbuch E-Learning, Expertenwissen aus Wissenschaft und Praxis: Strategien, Instrumente, Fallstudien*, 93–109. Köln: Deutscher Wirtschaftsdienst.
- Ruoss, Emanuel. 2014. Personelle Transitionen in Mehrpersonenkonstellationen. Zum Übergang von nicht-fokussierter in fokussierte Interaktion. In *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion*, Ausgabe 15. 161–195. <http://www.gespraechsforschung-online.de/fileadmin/dateien/heft2014/ga-ruoss.pdf> (28.09.2020)
- Wimmer, Horst & Peter Nowak. 1987. *Das Gespräch zwischen Arzt und Patient* (2. Teil). Schriftenreihe des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Mediensoziologie. Wien.

Kerstin Thummes

Diskursregeln als (un)sichtbare Macht des Kontexts? Das Diskursverständnis von Rezipient*innen und ihre Wahrnehmung der Machtverhältnisse in der öffentlichen Meinungsbildung

Abstract: This article reports the results of a qualitative study on recipient's perceptions of public discourse and the reproduction of contextual power. Contextual power is narrowed down to the question of which understanding of discourse and its rules recipients implicitly or explicitly reproduce while reflecting on opinion formation in public debates. Two group discussions with members of the University of Greifswald on the public debate about the renaming of the university in 2017 are analyzed based on Habermas' deliberative and Mouffe's agonistic understanding of discourse. The results indicate that objectivity is highly valued as prerequisite for public discourse, while strategic intentions, conflicts and emotions are viewed as destructive. The consequences are discussed from an agonistic perspective.

Keywords: power, public discourse, incivility, deliberation, agonism

1 Einleitung

Darüber, wie Rezipient*innen die Machtverhältnisse in der öffentlichen Meinungsbildung einschätzen und ob sie den Kontext als mächtigen Einflussfaktor in öffentlichen Diskursen wahrnehmen, liegen in der Kommunikationswissenschaft bislang kaum Erkenntnisse vor. Dabei ist zu vermuten, dass die Einschätzung, welche Kräfte die öffentliche Meinungsbildung maßgeblich beeinflussen, sich auf gesellschaftlich bedeutsame Konstrukte wie die individuelle Meinungsbildung, Partizipationsbereitschaft und soziale Integration auswirkt (Matthes et al. 2018; Noelle-Neumann 1982). Nur wer den Eindruck hat, sich unabhängig informieren zu können, wird sich in seiner Meinungsbildung frei fühlen (Fawzi 2020). Nur wer den Eindruck hat, selbst einen Unterschied machen zu können, wird sich an öffentlichen Debatten beteiligen (Tully und Vraga 2018). Und nur wenn alle, deren Interessen in einem Kommunikations- und Entscheidungsprozess berührt sind, davon ausgehen, dass sie sich im Diskurs zu Wort melden können, kann ein demokratisch begründetes, gemeinschaftliches Zusammenleben gelingen (Habermas 1995b: 174–183).

Dieser Beitrag versteht Diskurse als Möglichkeit der intersubjektiven Wirklichkeitskonstruktion, wobei Teilnehmende sich durch Sprache verständigen und an einem gemeinsamen Referenzrahmen in Form geteilter Grundannahmen, -einstellungen und -fähigkeiten orientieren (Dryzek 2000: 18). Aus dem breiten Feld der Machtverhältnisse in öffentlichen Diskursen fokussiert der Beitrag diesen Aspekt des Referenzrahmens bzw. der geteilten Erwartungen als Kontext öffentlicher Diskurse und nimmt darin wiederum das Verständnis des Diskurses und seiner Regeln als spezifischen Kontext in den Blick. In der kommunikationswissenschaftlichen Forschung wurden Diskursregeln zuletzt vermehrt unter dem Stichwort der Inzivilität in Online-Diskussionen aufgegriffen. Als Inzivilität gelten dabei, in Anlehnung an das englischsprachige Vorbild, Verstöße gegen allgemein akzeptierte Höflichkeitsregeln, und spezifischer gefasst gegen demokratische Normen und deliberative Diskursregeln (Ziegele 2016: 302). Darunter fallen beleidigende Beiträge und sogenannte Hass-Kommentare, die beispielsweise dahingehend untersucht werden, wie Journalist*innen und Nutzer*innen, etwa durch Löschen oder Melden, auf problematische Kommentare reagieren (Muddiman und Stroud 2017) oder wie Gegenrede motiviert werden kann (Naab et al. 2018).

Jede Form der Bedeutungszuweisung und Regulierung in öffentlichen Diskursen, wie etwa durch die Definition von Inzivilität, bringt aus soziologischer Sicht Macht zum Ausdruck, die stets zugleich produktive, den Diskurs ermöglichende und destruktive Formen, z. B. durch Ausschluss von Akteuren und Meinungen, annehmen kann (Castells 2013: 12–14, 50). Inwiefern Rezipient*innen in konkreten öffentlichen Debatten Diskursverständnisse und Regeln reflektieren, reproduzieren und als produktive oder destruktive Machtmittel wahrnehmen, wurde bislang nicht explizit untersucht. Erste Anhaltspunkte dazu bietet eine groß angelegte qualitative Befragung aktiver Nutzer*innen von Kommentarspalten unter Online-Nachrichten (Ziegele 2016). Die Ergebnisse legen nahe, dass Nutzer*innen Inzivilität vor allem als Mangel an Anstand und Sachlichkeit bei Meinungsäußerungen mit einem aggressiven Ton verstehen und sich daher für eine Moderation von Online-Debatten anhand fester Regeln aussprechen, die jedoch transparent gestaltet sein und ein Maximum an Meinungsfreiheit zulassen soll (Ziegele 2016: 302, 310–311). Dabei scheint eine Regulierung, die sich an einem auf Sachlichkeit ausgerichteten Diskursverständnis orientiert, als produktiv für die Ermöglichung von Meinungsfreiheit wahrgenommen zu werden. Zugleich deuten Ergebnisse einer Langzeitstudie zum Medienvertrauen darauf hin, dass Teile der Bevölkerung sich in bestehenden medialen Diskursräumen zu manchen Themen, etwa zur AfD oder zum Islam, nicht repräsentiert fühlen und die dort geltenden Regeln als destruktiv und ausschließend empfinden (Jacob

et al. 2019: 215). Daran anknüpfend stellt sich die Frage, wie das Spannungsverhältnis zwischen Regulierung und Meinungsfreiheit so gestaltet werden kann, dass von den einen für gut befundene Regeln nicht systematisch zum Ausschluss anderer führen. Vor diesem Hintergrund erscheint eine weitere Untersuchung der Perspektive von Rezipient*innen auf öffentliche Diskurse online und offline relevant, um mögliche Erklärungen und Umgangsformen für bestehende Probleme – etwa Hassrede (Emcke 2016), Verbreitung von Falschinformationen (Farkas und Schou 2020) oder Manipulation (Castells 2013: 193–298) – zu finden. Ziel des langfristigen Forschungsprojekts, an das der Beitrag anknüpft, ist es Wege aufzuzeigen, wie Machtverhältnisse in öffentlichen Diskursen so gestaltet werden können, dass sie die inzwischen weitgehend verblassten frühen Versprechen der Vernetzung über Online-Plattformen bezüglich eines Zugewinns an Demokratie, Austausch und Partizipation wiederbeleben (Bennett und Segerberg 2012).

Im Zentrum dieses Beitrags steht die Frage, wie Rezipient*innen die Macht des Kontexts in konkreten öffentlichen Diskursen wahrnehmen und inwiefern sie dabei ein spezifisches Verständnis von Diskursen und deren Regeln zum Ausdruck bringen. Der Untersuchung liegt ein Ansatz zur Erfassung der Machtverhältnisse in öffentlichen Diskursen zugrunde, der im ersten Schritt skizziert wird. Zur theoretischen Erfassung von Diskursen und deren Regeln werden zudem das deliberative Modell nach Habermas (1987) und das agonistische Modell nach Mouffe (2016) herangezogen. Der Schwerpunkt des Beitrags liegt dann auf der Vorstellung ausgewählter Befunde aus zwei Gruppendiskussionen zur Wahrnehmung der Machtverhältnisse in der öffentlichen Debatte über die Umbenennung der Universität Greifswald im Frühjahr 2017. Die Ergebnisse geben erste Anhaltspunkte dazu, wie sich Diskursverständnisse und -regeln als mächtiger Kontext in den Wahrnehmungen von Rezipient*innen widerspiegeln.

2 Diskursregeln als mächtiger Kontext

Die Analyse folgt einem an anderer Stelle bereits ausgeführten Verständnis von Macht (Thummes 2019), das vor allem an die Machtbegriffe von Han (2005) und Giddens (1984) anknüpft. Macht ist demnach die Fortsetzung des Selbst im Anderen, wobei sich nicht nur individuelle Akteure, sondern auch Organisationen oder Systeme als Selbst gegenüber anderen durchsetzen können, so dass der Begriff sowohl individuelle als auch strukturelle Macht einschließt (Han 2005: 29, 112). Durch Reproduktionsprozesse zwischen der Handlungs- und der Struktur-Ebene können sich beide Formen der Macht wechselseitig verstärken, abschwächen oder modifizieren (Giddens 1984: 25–28). Zum Beispiel

beeinflussen die geltenden Regeln im Straßenverkehr in Form struktureller Macht, wie Individuen sich verhalten, während Verkehrsteilnehmende zugleich, etwa durch stetiges Einhalten oder Abweichen, bestehende Regeln bestätigen oder neue Regeln etablieren können. Manche Individuen, wie der*die Verkehrsminister*in, haben qua Position einen besonderen Einfluss auf die Gestaltung von Regeln. Dennoch entwickeln sich im Straßenverkehr auch strukturelle Eigendynamiken, wie Staus, die nicht durch individuelle Machtausübung unter Kontrolle gebracht werden können.

Giddens' (1984: 14–24) Strukturierungstheorie wird auch herangezogen, um verschiedene Machtmittel in Form von Ressourcen, wie Geld, Positionen oder Kontakte, und Regeln, wie Definitionen oder Normen, zu unterscheiden. Beide Machtmittel, Ressourcen und Regeln, bilden den Kontext einer Interaktionssituation, denn sie sind Ausdruck der geltenden Erwartungen an die Beteiligten. Dieser Beitrag untersucht die Frage nach der Macht des Kontexts vor allem in Hinblick auf die geteilten Regeln des Diskurses. Nach Giddens (1984: 31–33) sind Regeln der Sinnkonstitution, in diesem Fall zur Bedeutung des Begriffs Diskurs, und normative Regeln dazu, welche Werte und Normen in einem Diskurs gelten, zu unterscheiden. Die Macht des Kontexts würde sich demnach darin äußern, dass sich bestimmte Diskursregeln durchsetzen oder genauer, dass es bestimmten Akteuren oder Strukturen gelingt, die eigenen Regeln in den Handlungen anderer fortzusetzen.

Zur Interpretation und Einordnung der in den Gruppendiskussionen identifizierten Bezüge zu sinnkonstituierenden und normativen Diskursregeln werden zwei Ansätze herangezogen, die einerseits konträre Positionen zum Diskurs einnehmen, jedoch auch Überschneidungen aufweisen und somit ein breites Spektrum möglicher Diskursregeln abdecken. Eine weit verbreitete Vorstellung von Diskursen geht auf das deliberative Modell von Jürgen Habermas zurück. In seiner Theorie kommunikativen Handelns (Habermas 1987) beschreibt er Rahmenbedingungen für einen argumentativen Austausch. Drei Charakteristika sind für die vorliegende Untersuchung zentral:

(1) Der Austausch beruht auf einem rationalen Verfahren, indem Teilnehmende sich bereit erklären jederzeit Gründe für ihre Aussagen anzugeben (Habermas 1987: 406, 1995a, 466–469). Die Äußerung von Gefühlen wird zwar als ein Aspekt expressiver Ich-Aussagen berücksichtigt, ihre Wahrhaftigkeit muss jedoch durch konsistentes Verhalten bewiesen werden (Habermas 1987: 407–408, 413–415). Für die Gültigkeit sachlicher und normativer Aussagen ist deren begründeter Wahrheitsgehalt bzw. Legitimität ausschlaggebend (Habermas 1987: 435–436). Auch wenn Habermas betont, dass die gleiche Aussage je nach

Wahrnehmung des Gegenübers unter allen drei Gesichtspunkten – Wahrhaftigkeit, Wahrheit und Legitimität – kritisiert werden kann, muss sich die Kritik jeweils auf den passenden Aspekt beziehen (Habermas 1987: 411–412). Emotionale Einwände können damit nicht gegen sach- oder wertbezogene Aussagen vorgebracht werden, umgekehrt wird jedoch mit der Konsistenz ein rational begründeter Maßstab an subjektive Aussagen angelegt (Habermas 1987: 414; 1995a: 467–468). So ergibt sich ein Verfahren, das in hohem Maße um Vernunft basierte Argumentation bemüht ist.

(2) Als Voraussetzung für den Austausch formuliert Habermas (1995b: 180) den kontrafaktischen Zustand der Herrschaftsfreiheit. Im Sinne der idealen Sprechsituation soll jede*r Teilnehmende gleiche Zugangs- und Redechancen im Diskurs haben (Habermas 1995b: 177). Bestehende Machtverhältnisse sollen soweit neutralisiert werden, dass das Ergebnis des Diskurses allein durch die Qualität der Argumente bestimmt wird (Habermas 1995b: 179).

(3) Der Austausch ist allein auf das Ziel der Verständigung ausgerichtet, was sowohl das wechselseitige Verstehen als auch ein Einverständnis über die getroffene Aussage zwischen den Teilnehmenden einschließt (Habermas 1987: 386–387, 412–413). Dieser Aspekt führte zu erheblicher Kritik an einer generellen Konsensorientierung des Ansatzes und wurde in späteren Arbeiten, z. B. von Dryzek (2000), aber auch von Habermas selbst relativiert (Dryzek 2000: 48–49). Verständigung kann sich demnach auch nur darauf beziehen, dass eine Einigung über ein Vorgehen erzielt wird, wobei Teilnehmende ihre Zustimmung aus unterschiedlichen Gründen geben können (Dryzek 2000: 170).

Ein Gegenmodell zu Habermas verständigungsorientierter Sicht hat Chantal Mouffe (2016) mit ihrem agonistischen Demokratiemodell vorgelegt. Sie (2016: 27, 31) betont, dass politische Diskurse keineswegs rein rational geführt werden können, weil sie stets mit Fragen der politischen und kollektiven Identifikation und damit mit Affekten und Leidenschaften verbunden seien. Um die Gefahren sowie emotionale Anliegen auszuschließen und die individuellen Identifikationsmöglichkeiten soweit zu beschränken, dass die Motivation zur Teilnahme schwindet, zu vermeiden, schlägt Mouffe (2016: 32) vor, Gefühle als Teil politischer Diskurse zu akzeptieren. Anstelle der Ausblendung von Machtverhältnissen, die Mouffe (2016: 25) für unvermeidbar hält, empfiehlt sie diese anzuerkennen, aber beständig anzufechten. So entwickelt sie ein dynamisches Demokratiemodell, in dem Machthabende regelmäßig durch Kritiker*innen abgelöst werden. Diskurse zielen nicht auf Verständigung ab, sondern darauf, bestehende Machtverhältnisse kontinuierlich in Frage zu stellen und diskursiv herauszufordern. Diese permanente Konfrontation zwischen hegemonialen

Praktiken setzt voraus, dass Teilnehmende sich nicht als Feinde, sondern als legitime Kontrahent*innen betrachten (Mouffe 2016: 28–29). Dazu gehört auch die Bereitschaft der Unterlegenen, sich der Macht des Anderen zeitweise zu unterwerfen (Mouffe 2016: 31).

Mouffe entwickelt ihren Ansatz u. a. aus der Kritik an Habermas' Modell, wobei ihr vorgeworfen wird, Unterschiede zwischen beiden Entwürfen zu Lasten bestehender Gemeinsamkeiten zu überzeichnen (Karpainen et al. 2008; Khan 2013). Im agonistischen Modell gilt jeder Anspruch an Objektivität als hegemoniale Praktik und damit als Bemühen darum, durch das Setzen von Regeln Macht zu erlangen (Mouffe 2016: 25). Aus dieser Sicht definiert das deliberative Modell mit den Regeln kommunikativen Handelns einen Kontext, der als hegemoniale Praktik zu verstehen ist, schreibt diesem jedoch selbst zumindest nicht explizit Macht zu. Auch im agonistischen Modell wird allerdings ein Grundkonsens über die liberale Demokratie und ethisch-politische Werte vorausgesetzt, der jedoch permanent zur Aushandlung steht (Mouffe 2016: 29–30, 92). Zudem besteht ein minimales Element der Verständigung bei Mouffe darin, dass Niederlagen akzeptiert und die Macht des Anderen anerkannt wird ohne ihm inhaltlich gänzlich zu folgen. Im Fall einer Abstimmungsniederlage würden die Unterlegenen sich nicht grundsätzlich gegen die Gruppe und gegen die Entscheidungsbefugnisse der Überlegenen wenden, sondern innerhalb der Gruppe die Rolle der kritischen Opposition hinnehmen und die Überlegenen aus dieser Rolle heraus hinterfragen.

Weitere Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen den Machtbegriffen beider Modelle werden durch Hinzuziehen von Hans (2005) Unterscheidung vermittlungsarmer und vermittlungsreicher Macht deutlich. Vermittlungsreiche Macht ruft keinen Widerstand hervor, sondern beruht auf freiwilliger Unterwerfung unter einen gemeinsam geformten Willen (Han 2005: 69, 81). Vermittlungsarme Macht setzt sich mit einseitigen Setzungen gegen Widerstand durch (Han 2005: 44). Mouffe macht zwar auf die Relevanz von Widerstand als Gegenpol zur geltenden Macht aufmerksam und versteht Macht damit primär als Konfrontation. Sie plädiert jedoch zugleich für eine vermittlungsreiche Ausgestaltung des Machtkampfes, der über kommunikative, demokratische Mittel ausgetragen werden soll (Mouffe 2016: 29, 31). Das verständigungsorientierte Modell betont hingegen den Aspekt des gemeinsamen geformten Willens im vermittlungsreichen Sinne und entspricht damit eher einem kollaborativen Verständnis von Machtverhältnissen (Thummes 2019: 186). Dennoch stellt Habermas (1987: 410) Zweifel an Geltungsansprüchen als zentrale Elemente des Diskurses heraus und berücksichtigt damit explizit auch argumentativen Widerstand.

Eine eindeutig unterschiedliche Rolle weisen die beiden Ansätze Emotionen und der Ausübung von Macht in Diskursen zu. Während Habermas Emotionen eher am Rande betrachtet und dazu aufruft, Machtansprüche aus dem kommunikativen Austausch fernzuhalten, bezieht Mouffe (2016: 25) Gefühle und Macht als zentrale Elemente in den Diskurs ein.

Anhand der Ansätze von Habermas und Mouffe lassen sich unterschiedliche Verständnisweisen von Diskursen erfassen, die in Form geltender Regeln einen mächtigen Kontext in öffentlichen Debatten und der daraus erwachsenden Meinungsbildung darstellen können. Inwiefern Rezipient*innen Ziele, Voraussetzungen und Regeln des Diskurses reflektieren, als mächtige Kontexte wahrnehmen und in ihren Wahrnehmungen reproduzieren, wird im Folgenden anhand der Ergebnisse einer Vorstudie zu einem mehrstufigen Forschungsprojekt zur Wahrnehmung von Machtverhältnissen in der öffentlichen Meinungsbildung diskutiert.

3 Methode: Gruppendiskussionen zur Namensdebatte der Universität Greifswald

Im Rahmen eines Forschungsseminars im Masterprogramm Organisationskommunikation an der Universität Greifswald wurden im Juni 2017 zwei Gruppendiskussionen zur Frage durchgeführt, welche Ursprünge der Macht und welche Machtmittel die öffentliche Meinungsbildung aus Sicht von Rezipient*innen beeinflussen. Anhand eines qualitativen Diskussionsleitfadens und einer Sammlung von Stimulusmaterialien mit journalistischen Medienberichten, Beiträgen in sozialen Medien und Stellungnahmen der beteiligten Akteure wurden die Teilnehmenden dazu angeregt, ihre Eindrücke zu zwei themenspezifischen öffentlichen Debatten zu reflektieren und auszutauschen. Nach einer allgemein formulierten Bitte um Einschätzung dazu, welche Aspekte einen Einfluss auf die öffentliche Meinungsbildung hatten, wurde genauer erfragt, welche Akteure und welche Machtmittel aus Sicht der Teilnehmenden eine Rolle gespielt haben. Um die Wahrnehmungen der Teilnehmenden möglichst unverfälscht einzufangen, waren die Fragen offen und ungestützt angelegt, also ohne die Nennung konkreter Beispiele für mächtige Akteure oder Mechanismen. Am Ende der Diskussion jedes Themas wurden die Teilnehmenden gebeten, die gesammelten und auf Moderationskarten notierten Aspekte gemeinsam anhand der wahrgenommenen Stärke ihres Einflusses in eine Rangfolge zu bringen.

Die Gruppendiskussionen entsprechen der Form eines Meta-Diskurses, da sie selbst als Diskurs einzuordnen sind und sich in ihrem Gegenstand auf öffentliche

Diskurse beziehen. Die Auswertung im Rahmen dieses Beitrags bezieht sich primär auf die geäußerten Einschätzungen zu den öffentlichen Diskursen und nicht auf den Diskurs innerhalb der Gruppen.

In diesen Beitrag fließen nur die Ergebnisse zum ersten Diskussionsthema ein. Dabei handelt es sich um die öffentliche Debatte zur Streichung des Namenszusatzes *Ernst-Moritz-Arndt* der Universität Greifswald u. a. mit der Begründung, dass der Namenspatron 1933 durch das NS-Regime ausgewählt wurde. Ein entsprechender Senatsbeschluss im Frühjahr 2017 löste in der lokalen Öffentlichkeit und Politik, aber auch universitätsintern Widerspruch aus und musste wenige Wochen später aufgrund eines Verfahrensfehlers zunächst zurückgenommen werden. Die Kontroverse, in deren Verlauf es zu mehreren Demonstrationen und Solidaritätsbekundungen auf beiden Seiten kam, erregte auch überregional Aufmerksamkeit. Das Thema wurde für die Gruppendiskussionen ausgewählt, weil es diverse Anhaltspunkte zur Beobachtung von Machtverhältnissen in vielfältigen Akteurskonstellationen eröffnet. Zudem kann von einer hohen Themenbekanntheit und einem entsprechenden Vorwissen bei den Teilnehmenden ausgegangen werden. Als zweites Diskussionsthema diente ein umstrittener Facebook-Post des Greifswalder Professors und AfD-Politikers Ralph Weber mit nationalistischen und rassistischen Äußerungen im April 2017.

Beide Gruppendiskussionen dauerten rund 100 Minuten. Sie wurden jeweils durch zwei Personen moderiert, in Stichworten protokolliert und akustisch aufgezeichnet. Die Auswertung auf Grundlage der vollständigen Transkripte erfolgte in Form einer strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (2015: 97–103), wobei die Identifikation und Erfassung der wahrgenommenen Akteure und Machtmittel im Vordergrund stand. Für den vorliegenden Beitrag wurden vor allem jene Teile aus den Ergebnissen extrahiert, die sich auf Diskursverständnisse und -regeln beziehen.

Aus Gründen der besseren Zugänglichkeit im Seminarkontext wurden die Teilnehmenden aus dem Kreis der Universitätsmitglieder rekrutiert, so dass sich die Untersuchung auf eine spezifische Rezipient*innengruppe bezieht. Teilnehmende waren entweder als Studierende oder als Mitarbeitende in besonderer Form von der sogenannten Namensdebatte betroffen. Die Rekrutierung erfolgte per Schnellballverfahren über die Kontakte der Seminarteilnehmende. Um die Heterogenität der Gruppen zu gewährleisten, wurde eine Gleichverteilung nach Geschlecht, Alter (zwei Altersgruppen: bis 30 Jahre und bis 60 Jahre) und Statusgruppe (zwei Gruppen: Studierende und Mitarbeitende) angestrebt, die nicht vollständig realisiert werden konnte (siehe Tab. 1). Die Gruppe der

Mitarbeitenden umfasste sowohl wissenschaftliches Personal als auch Verwaltungsmitarbeitende, wobei alle über einen hohen Bildungsabschluss verfügten (2x Hochschulabschluss, 2x Promotion). Mitglieder des Fachbereichs Kommunikationswissenschaft waren aufgrund ihres fachlichen Bezugs von der Teilnahme ausgeschlossen.

Tabelle 1: Zusammensetzung der Diskussionsgruppen

	Gruppe A (n = 8)	Gruppe B (n = 6)
Geschlecht	3 Frauen, 5 Männer	1 Frau, 5 Männer
Alter	22–58 Jahre, davon 5 Personen bis 30 Jahre und 3 Personen bis 60 Jahre	24–49 Jahre, davon 5 Personen bis 30 Jahre und 1 Person bis 60 Jahre
Statusgruppe	5 Studierende, 3 Mitarbeitende (2 wiss. Mitarb., 1 Verwaltung)	5 Studierende, 1 Mitarbeitender (Verwaltung)

4 Ausgewählte Ergebnisse: Instrumentalisierung von Emotionen, verhärtete Fronten und Plädoyers für Sachlichkeit

In beiden Gruppendiskussionen wurde vorwiegend einzelnen Akteuren, insbesondere lokalen Politiker*innen und Parteien, lokalen Medien und Bürgerinitiativen, Einfluss auf die Meinungsbildung zur Namensdebatte durch den Einsatz finanzieller Mittel, etwa den Kauf von Anzeigen, oder durch persönliche Netzwerke zugeschrieben. Insbesondere wurden enge Verbindungen zwischen Lokalpolitiker*innen und Lokaljournalist*innen vermutet:

Sicherlich gibt es Größen in Greifswald oder eigentlich in jeder Stadt, die eben auch persönlichen Bezug zu der Zeitung haben, [...]. Also ob das jetzt der Einfluss direkt auf einzelne Journalisten ist, oder eher sowas wie große Anzeigen, die sie immer schalten. (TM5 #01:13:14-1#)

Und sie [die Parteien] haben die Telefonnummern der wichtigsten Redakteure der sogenannten Medien, die dann da sind und berichten, über das Ereignis. (TD2 #00:42:15-5#)

Auch soziale Medien, insbesondere Facebook, und ihre Struktur gebenden Algorithmen wurden als zentrale Einflussgrößen benannt, allerdings zumeist sehr vage, ohne Spezifizierung der Akteure und Interessen, die hinter den Plattformen stehen:

Ich glaub auch, dass das facebookgesteuert war und ich glaub auch, dass die OZ [Ostseezeitung] [...] da massiv Stimmung gemacht hat, [...] wie ich persönlich finde, sehr unlauter. (TM8 #00:32:34-2#)

Den benannten Akteuren wurde vorgeworfen, mediale Aufmerksamkeitslogiken, etwa Konflikt, Zuspitzung und Emotionalisierung, zu nutzen, um eigene politische und finanzielle Interessen zu verfolgen:

Emotionen wie, ja, wir wurden hier immer bevormundet und jetzt wird uns auch das noch weggenommen zum Beispiel und, das ist jetzt natürlich etwas damit kann man Wählerstimmen ziehen und damit positioniert man sich natürlich als Partei. (TM1 #00:44:48-4#)

...die Themen, die wirklich wichtig sind da gehts ja letztendlich, behaupte ich, vielen Vertreibern gar nicht mehr irgendwie um den Nachrichteninhalte, sondern den Konflikt im Kommentarfeld. [...] letztendlich sind Themen, die irgendwie total spaltend wirken auf die Leute, viel attraktiver für die Onlinemedien, als nen total sachlicher ausgewogener Artikel. [...] Da bleibt keiner, da klickt keiner, [...] Das heißt die verdienen nichts damit. (TM2 #00:19:36-8#)

Der Universität und ihren Mitgliedern selbst wurde in beiden Gruppen im Vergleich zu den benannten Akteuren deutlich weniger Macht im Diskurs zugeschrieben, was vor dem Hintergrund der Rekrutierung der Gruppen aus dem Kreis der Universitätsmitglieder interpretiert werden muss.

Mit Blick auf die Wahrnehmung von Diskursregeln fallen in den Diskussionen zwei Themen auf: zum einen die Beschreibung der öffentlichen Debatte als konfliktgeladen und zum anderen die beobachtete Emotionalität der Auseinandersetzung. Beide Aspekte wurden einerseits, wie bereits erwähnt, als Teil der Instrumentalisierung von Aufmerksamkeitslogiken durch Medien und Politik betrachtet. Andererseits kam auch der Eindruck zur Sprache, dass sie grundsätzlich in allen Diskussionsforen, auch auf persönlicher Ebene, in Versammlungen und in sozialen Medien reproduziert wurden. Dass Diskurse durch die Logik des Konflikts bestimmt wurden, äußerte sich in der Wahrnehmung verhärteter Fronten:

Also ich hatte, [...] das Gefühl, dass viele Leute auch gar nicht eine Diskussion haben wollten, sondern einfach nur ihre Meinung kundtun und einfach nur so "Das ist meine Meinung" und Punkt aus. Also es war ja wirklich verhärtet. Man hatte ja kein Diskussionspotential mehr, [...] wenn man sich mit Arndt-Befürwortern oder Arndt-Gegnern auseinandergesetzt hat. (TD6 #00:50:14-2#)

Als nächstes würde ich mal denke ich Facebook nennen, weil es keine Foren gab, wo sich die Leute ausgetauscht haben, also die haben da versucht sich auszutauschen, aber haben sich eigentlich nicht ausgetauscht, sondern eigentlich hat jeder seine Meinung kundgetan. (TM2 #00:40:28-3#)

Diese Äußerungen verdeutlichen, dass es aus Sicht einiger Teilnehmender gar nicht zu einem Diskurs in ihrem Verständnis gekommen ist, weil Akteure nicht an einem Austausch von Meinungen, sondern lediglich an der Darstellung der eigenen Position interessiert waren. Außerdem wurden in beiden Gruppendiskussionen verschiedene Mechanismen des Ausschlusses von Inhalten und Personen aus Diskursen benannt. Eine Person verwies beispielsweise auf die Problematik, dass manche Personengruppen aufgrund mangelnder Informations- und Kommunikationskompetenzen und fehlender Möglichkeiten sich zu organisieren, nicht gleichberechtigt am Diskurs teilnehmen konnten:

...dass da Leute sich eingebracht haben, die sonst eigentlich nichts damit zu tun haben, denen stehen natürlich auch gar nicht die Kompetenzen zur Verfügung um sich ein so breit gefächertes Meinungsbild aufzubauen, und das auch noch so gut zu kommunizieren, dass ist natürlich einmal von den eigenen Fähigkeiten abhängig aber auch vom organisatorischen Background. Und da kann, sag ich mal schwer auf Augenhöhe diskutiert werden [...]. Und jemanden sag ich mal, nur weil er nicht in der Lage ist, seine Position so gut zu vertreten quasi die Berechtigung seiner Position abzusprechen, da bin ich mir nicht so sicher ob das so gut ist. So fair, sag ich mal. (TM2 #00:46:41-0#)

Eine andere Person vertrat die Einschätzung, dass es nicht zu einem Diskurs kam, weil Akteure es vermieden hätten, sich unvoreingenommen und differenziert mit rechtsradikalen Meinungsäußerungen auseinanderzusetzen und diese stattdessen pauschal verurteilt hätten:

diese Objektivität würde dann auch eine Diskussion zulassen, aber es gibt ja keine Diskussion, weil wir uns ja alle einig sind. (TM7 #01:17:32-4#)

Ähnliche Eindrücke wurden in der zweiten Diskussionsgruppe zur Stigmatisierung von Personen geäußert, die für die Beibehaltung des Namenszusatzes eingetreten sind:

Also so ne Gruppenzuweisung eher als Vorwurf, was auch so ne Art Machtmittel ist. Also das ja sozusagen, man versucht das zu beeinflussen indem man sagt: Naja, wenn du willst, dass wir den Namen behalten, dann bist du ein Nazi. (TD5 #00:51:52-0#)

Während die Emotionalität der Debatte in der ersten Gruppe ausschließlich unter dem Aspekt der Instrumentalisierung thematisiert wurde, wurden Emotionen von einem*r Teilnehmenden der zweiten Gruppe als wichtige Grundlage dafür angesehen, dass es überhaupt zu Diskursen kommt:

Ich hab persönlich das Gefühl das Emotionen eines der grundelementaren, sozusagen Grundbedingungen sind, erstmal überhaupt was ins Rollen zu bringen und dann halt damit auch die Leute zu begeistern... (TD6 #00:53:12-5#)

Gründe für die starke Emotionalität der Debatte lassen sich schließlich auch aus der Wahrnehmung der Bevormundung der Bevölkerung durch die Entscheidung der Universität ableiten. Eine Person brachte den Zusammenhang explizit zur Sprache:

Und was man vielleicht dabei unterschätzt hat, ist, dass die lokale Bevölkerung sich mit dem [Ernst-Moritz-Arndt] identifiziert, [...] weil das einfach der bekannteste Pommer ist und das ist sozusagen das, worauf man stolz sein kann [...]. [...] das erklärt meines Erachtens nach auch die Emotionalität der Debatte hinterher. Weil nur wenn man jemandem ein Stück von seiner Identität wegnimmt – und [...] aus der Sicht der lokalen Bevölkerung ist das ein Willkürakt, weil sie hatten sie nicht gefragt und sie hatten keinen Einfluss – nur dann reagiert man so erbost und so unsachlich. (TD2 #00:48:45-8#)

Manche Äußerungen brachten zudem eine kritische Haltung zur Macht der Medien zum Ausdruck und deuten darauf hin, dass die mediale Berichterstattung von einigen grundsätzlich als bevormundend wahrgenommen wird:

Und das dann in ARD und ZDF wird ja entschieden welche Informationen jetzt für den deutschen Bürger relevant sind. (TM6#00:15:06-3#)

Abschließend zeigt sich in beiden Gruppendiskussionen das Bedürfnis Emotionen aus öffentlichen Diskursen fernzuhalten. In der ersten Gruppe wurde dazu vor allem hinterfragt, welche finanziellen und politischen Interessen zur Emotionalisierung und Zuspitzung journalistischer Berichterstattung führen und entsprechend Unabhängigkeit und Objektivität im Journalismus eingefordert:

In Bezug darauf, dass dadurch Probleme wie 'Sensationslust' bekämpft werden würde, dass man nämlich nicht immer die auflagenstärkste Zeitschrift ist, die das meiste machen kann. [...] ich glaube eine von der Auflage unabhängige wirtschaftliche Sicherheit würde die objektiven Informationsmöglichkeiten stark erhöhen. (TM5 #01:18:29-2#)

In der zweiten Gruppe stand die Forderung nach Sachlichkeit als zentrale Regel für Diskurse im Vordergrund:

Und wir haben ja schon im Vorfeld davon gesprochen, dass wir am Anfang einer Ursprungsfrage oftmals diese Emotionalität haben, die diese großen Lager haben, die sich erstmal so ein bisschen bekriegen, aber die noch nicht wirklich sachlich argumentieren. Und ich finde, das muss ja dann langsam runtergebrochen werden. [...] Also wirklich, dass man von Emotionalität das runterbricht, bis es auf einer sachlichen Ebene ist. vf

Na, dann müsste es ja zum einen eine rein objektive Berichterstattung geben und zum anderen müsste man aber auch selber [...] sich quasi auf Null setzen und einfach ganz konkret gucken, was sind die Vor- und Nachteile und nicht schon im Hinterkopf haben, was man quasi damit verbindet. (TD4 #00:44:27-9#)

Da sich erstmal sozusagen über die Sache Ernst Moritz Arndt und seine Ansichten klar zu werden, das glaube ich, ist ein sehr sehr wichtiger erster Schritt, der nicht gemacht wurde.
(TD5 #00:45:06-4#)

Zusammenfassend zeigt sich, dass die Teilnehmenden im Verlauf der Namensdebatte verschiedene Aspekte wahrgenommen haben, die einen offenen Austausch und eine freie Meinungsbildung aus ihrer Sicht erschwert haben. Als problematisch wurden einerseits die eigennützige Interessenverfolgung von Lokalpolitiker*innen und Lokaljournalist*innen betrachtet und andererseits die insgesamt fehlende Bereitschaft zum Austausch, fehlende Kompetenzen, die eigene Position zu vertreten und Tendenzen zur Vorverurteilung und zum Ausschluss anderer. Besonders die Konflikthaftigkeit und Emotionalität der Debatte erschien beiden Gruppen als Hindernis, wohingegen Objektivität und Sachlichkeit als wichtige Voraussetzungen für öffentliche Diskurse hervorgehoben wurden.

5 Diskussion und Fazit: Plädoyer für eine agonistische Streitkultur

Die dargestellten Ergebnisse der Vorstudie sind in Hinblick auf die Frage, welche Diskursregeln Rezipient*innen als Teil mächtiger Kontexte in öffentlichen Diskursen wahrnehmen und reproduzieren, mit Vorsicht zu interpretieren. Zum einen konnte nur die Wahrnehmung einer spezifischen Personengruppe, der Universitätsmitglieder, zu einer ausgewählten öffentlichen Debatte untersucht werden. Zum anderen waren Diskursregeln nicht zentraler Gegenstand der empirischen Untersuchung, sondern wurden erst ex post als interessanter Teilaspekt identifiziert. Entsprechend geben die Ergebnisse lediglich erste Anhaltspunkte, deren Gültigkeit in weiteren Studien überprüft werden muss.

Zunächst ist festzuhalten, dass im Kreis der Universitätsmitglieder Konflikt und Emotionalisierung als dominante Regeln bzw. Handlungsmuster des Diskurses zur Namensdebatte der Universität Greifswald wahrgenommen wurden. Diese hier als Kontext verstandenen Aufmerksamkeitslogiken unterliegen aus Sicht der untersuchten Rezipient*innengruppe vor allem der Macht lokaler Politiker*innen und Journalist*innen. Dem eingeführten Machtbegriff folgend versuchen diese ihre Interessen, wie beispielsweise Wählerstimmen zu gewinnen und Auflagenzahlen zu erhöhen, in den Handlungen der Bevölkerung fortzusetzen, indem sie durch das Schüren von Konflikten und Emotionen deren Aufmerksamkeit und Zustimmung gewinnen. Konflikthaftigkeit und Emotionalisierung werden also weniger als eigenmächtige Strukturen des Diskurses, sondern vielmehr, im Sinne Mouffes, als hegemoniale Praktiken mächtiger Akteure

erlebt. Damit zeigt sich zugleich, dass die Voraussetzung, dass alle Diskursteilnehmenden sich um die Herstellung einer idealen Sprechsituation nach Habermas bemühen, als nicht erfüllt betrachtet wurde.

Die Wahrnehmung der Universitätsmitglieder, dass Diskurse zur Namensdebatte am bloßen Selbstdarstellungsbedürfnis der beteiligten Akteure scheiterten, impliziert ein deliberatives Verständnis von Diskursen mit der Erwartung, dass Beteiligte nicht die eigene Positionierung, sondern eine gemeinsame Verständigung anstreben. Mit dieser Erwartungshaltung reproduzieren die Teilnehmenden der Strukturierungstheorie zufolge die Geltung eines deliberativen Diskursmodells in öffentlichen Debatten. Zugleich entspricht die beschriebene Stigmatisierung von Gegenmeinungen dem von Mouffe skizzierten destruktiven Mechanismus, dass Diskursteilnehmenden, die nicht einer Meinung sind, sich vorschnell als Feinde wahrnehmen und aus dem gemeinsamen Diskurs ausschließen, anstatt einander als legitime Kontrahent*innen mit widerstreitenden Positionen zu konfrontieren. Die Voraussetzungen des agonistischen Modells wurden also aus Sicht der Universitätsmitglieder in der Namensdebatte ebenfalls nicht erfüllt.

Obwohl die Universitätsmitglieder übereinstimmend mit dem agonistischen Modell die destruktive Kraft der Feindschaft in Konflikten erkannt haben, teilten sie nicht die von Mouffe formulierte Kritik, dass deliberative Diskurse nicht ausreichend Raum für eine emotionale Konfrontation bieten, ohne dass sich die Beteiligten in ihrer eigenen Identität bedrohen und bedroht fühlen. Im Gegenteil wurden Emotionen im Kreis der Universitätsmitglieder nur sehr vereinzelt als notwendiger Bestandteil von Diskursen wahrgenommen. Der vorherrschende Eindruck, dass mächtige Akteure Emotionen instrumentalisieren, um ihre Interessen zu erreichen, kann die große Einigkeit darüber erklären, dass affektive Äußerungen aus Diskursen ferngehalten werden sollten. Die dritte angesprochene Einschätzung von Emotionen als Protestreaktion auf die empfundene Bevormundung durch den Senatsbeschluss bestärkte die untersuchten Rezipient*innen ebenfalls in einem affekt-freien Diskursverständnis. Akteure, die emotional werden, disqualifizieren sich aus dieser Sicht scheinbar selbst als ernst zu nehmende Diskursteilnehmende.

Entsprechend der vorwiegend negativen Wahrnehmung von Emotionen deuten die Ergebnisse darauf hin, dass die Gruppe der Universitätsmitglieder Sachlichkeit und Objektivität als wichtige Diskursregeln verinnerlicht hat und im Sinne Giddens' als Strukturen reproduziert. Dies liegt angesichts der prominenten Stellung von Habermas' Diskursmodell in Forschung und Lehre nahe, wobei die Engführung auf den Aspekt der Sachlichkeit der Breite von Habermas' Modell, das neben sachlichen auch expressive und normative Aussagen

umfasst, nicht gerecht wird. Diese Überbetonung von Sachlichkeit als zentrales Diskursprinzip spiegelt sich auch in den eingangs erwähnten Grundannahmen und Ergebnissen der Forschung zu Inzivilität in Online-Debatten. Vor dem Hintergrund des unausgewogenen Genderverhältnisses der beiden Diskussionsgruppen könnte die skeptische Haltung gegenüber emotionalen Argumenten allerdings auch auf eine bei männlichen Personen weniger stark ausgeprägte Orientierung an Gefühlen der Anteilnahme und Fürsorge im moralischen Entscheidungsverhalten zurückzuführen sein (Gilligan 2003).

Mouffes Perspektive, dass Emotionen ein zentraler Motor sein könnten, gegen bestehende Machtverhältnisse vorzugehen und dass ein Ausschluss emotionaler Argumente damit auch einen Ausschluss gegenläufiger Meinungsäußerung bedeuten würde, kommt in den Ergebnissen nicht zum Ausdruck. Ein Grund dafür könnte darin bestehen, dass Teilnehmende, die die Streichung des Namenszusatzes womöglich persönlich befürworten, dazu neigen, Kritiker*innen mithilfe deliberativer Vorstellungen zu delegitimieren. Dadurch dass das ausschließende Moment des Sachlichkeitsprinzips in den Gruppendiskussionen nicht zur Sprache kommt, bleibt dieser destruktive Aspekt der Diskursregel unsichtbar. In Verbindung mit dem Befund, dass die Teilnehmenden sich ausschließlich auf die Regel der Sachlichkeit beziehen und die mit normativen und expressiven Aussagen verbundenen Regeln der Legitimität und Wahrhaftigkeit, die das deliberative Modell nach Habermas vervollständigen, nicht heranziehen, zeigt sich hier ein einseitig verzerrtes Diskursverständnis.

Die Problematik des Ausschlusses von Personen wurde zwar in Bezug auf eine ungleiche Ressourcenverteilung angesprochen. Das dabei mit der Forderung eines Austauschs „auf Augenhöhe“ reproduzierte Ideal des herrschaftsfreien Diskurses würde Mouffe jedoch mit dem Argument zurückweisen, dass nur durch die Offenlegung von Ungleichheit eine Bekämpfung derselben ermöglicht wird. Die mit dem deliberativen Modell einhergehende Gefahr, dass sich bestehende Ungleichheiten durch ihre Negation manifestieren, wird in den Gruppendiskussionen ebenfalls nicht thematisiert. Dies legt den Schluss nahe, dass das deliberative Diskursverständnis selbst nicht als ein mächtiger Kontext wahrgenommen und seine strukturelle Macht unterschätzt wird.

Die Diskussion in der zweiten Gruppe ist in Anlehnung an Mouffe geradezu widersprüchlich verlaufen, da hier zwar der empfundene Raub von Ernst Moritz Arndt als lokale Identifikationsfigur explizit thematisiert, die Emotionalität also scheinbar (an)erkannt, dann allerdings trotzdem als hinderlich für Diskurse zurückgewiesen wurde. Die agonistische Perspektive, dass Diskurse nicht zustande gekommen sein könnten, weil mit emotionalen Äußerungen auch die Möglichkeit kollektive Identitäten neu auszuhandeln ausgeschlossen

wurde, spiegelt sich in den Ergebnissen nicht wider. Dies ist besonders vor dem Hintergrund der wahrgenommenen Instrumentalisierung von Emotionen im Rahmen der Namensdebatte interessant. Gerade in der zweiten Gruppendiskussion hätte diesem Eindruck zufolge die Frage aufkommen können, ob mächtige Akteure, wie die benannten Lokalpolitiker*innen oder Journalist*innen, Emotionen bewusst geschürt haben, um den so emotionalisierten Teilen der Bevölkerung eine Beteiligung an den entscheidenden Diskursen zu erschweren, wohl wissend, dass diese unter dem Primat der Sachlichkeit geführt werden, welches die Universitätsmitglieder wiederum selbst reproduzieren. Der bereits herausgestellte mächtige Kontext der auf Sachlichkeit reduzierten Deliberation, der einen gemeinsamen Diskussionsraum zwischen Universität und lokaler Bevölkerung verhindert, würde in diesem Fall durch individuelle Einflussnahme gezielt verstärkt. Solche möglichen Machtverflechtungen könnten Mouffe zufolge nur durch hegemoniale Konfrontation aufgebrochen werden. Mit der Forderung nach Sachlichkeit und Objektivität gehen die Universitätsmitglieder diesen Interpretationsschritt jedoch nicht, sondern reproduzieren in ihren Wahrnehmungen eine zugespitzte Form des deliberativen Diskursmodells. Sie halten die destruktive Macht des Sachlichkeitsprinzips und die Gefahr seiner Instrumentalisierung somit bewusst oder unbewusst unsichtbar.

Insgesamt legen die Ergebnisse der Vorstudie nahe, dass im Kreis der Universitätsmitglieder zwar hegemoniale Praktiken, Freund/Feind-Beziehungen und Identitätskonflikte in der Debatte zur Namensänderung der Universität Greifswald wahrgenommen werden, die sich anhand des agonistischen Modells erfassen lassen. Letztlich spiegeln die angesprochenen Regeln jedoch an vielen Stellen ein deliberatives auf Verständigung, Chancengleichheit und rationale Argumentation ausgerichtetes Diskursverständnis wider. Zur Diskussion steht damit, ob die wahrgenommenen Probleme des Diskurses nicht besser durch eine Streitkultur im Sinne des agonistischen Modells angegangen werden könnten. Auch Habermas Modell schließt weder eine argumentative Konfrontation noch die Äußerung emotionaler Argumente per se aus. Die starke Orientierung am Ideal der Sachlichkeit erweist sich hier, wie im Fall der kritisierten Konsensorientierung, als Ausdruck einer zugespitzten Fehlinterpretation des deliberativen Ansatzes. In einem aktuellen Interview grenzt Habermas politische Debatten explizit von den Vorgaben der Diskursethik ab und plädiert für „robuste Manifestationen oder wüste Formen des Konflikts“ (2020: 14–15) in der Öffentlichkeit und für eine harte Konfrontation etwa mit rechtsextremen Meinungsäußerungen. Das agonistische Modell eröffnet mit der Unterscheidung von Kontrahent*innen und Feind*innen und der Klärung der Rolle von Emotionen in Diskursen wichtige Anknüpfungspunkte, um bestehende Diskurskulturen für

emotionale Konfrontationen zu öffnen. Dem Recht, für die eigene Position zu streiten, dürfen demnach nur dann Grenzen gesetzt werden, wenn Personen den bestehenden „konflikthafter Konsens“ (Mouffe 2016: 30) über demokratische Grundwerte nicht nur bezüglich einzelner Werte hinterfragen, sondern grundsätzlich ablehnen.

Literatur

- Bennett, Lance W. & Alexandra Segerberg. 2012. The logic of connective action. Digital media and the personalization of contentious politics. *Information, Communication & Society* 15(5). 739–768.
- Castells, Manuel. 2013. *Communication power*. 2nd edition. Oxford & New York: Oxford University Press.
- Dryzek, John S. 2000. *Deliberative democracy and beyond: Liberals, critics, contestations*. New York: Oxford University Press.
- Emcke, Carolin. 2016. *Gegen den Hass*. 5. Aufl. Frankfurt am Main: Fischer.
- Farkas, Johan & Jannick Schou. 2020. *Post-truth, fake news and democracy: Mapping the politics of falsehood* (Routledge studies in global information, politics and society). Abingdon & Oxon: Routledge.
- Fawzi, Nayla. 2020. Objektive Informationsquelle, Watchdog und Sprachrohr der Bürger? Die Bewertung der gesellschaftlichen Leistungen von Medien durch die Bevölkerung. *Publizistik* 65(2). 187–207. doi:10.1007/s11616-020-00572-w (Abruf am 03. August 2020).
- Giddens, Anthony. 1984. *The constitution of society: Outline of the theory of structuration*. Cambridge: Polity Press.
- Gilligan, Carol. 2003. *In a different voice: Psychological theory and women's development* (38. print). Cambridge: Harvard University Press.
- Habermas, Jürgen. 1987. *Theorie des Kommunikativen Handelns. Band 1: Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung*. 4. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen. 1995a. Aspekte der Handlungsrationalität. In Jürgen Habermas (Hg.), *Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie kommunikativen Handelns*, 441–472. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen. 1995b. Wahrheitstheorien. In Jürgen Habermas (Hg.), *Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie kommunikativen Handelns*, 127–183. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen. 2020. Moralischer Universalismus in Zeiten politischer Regression: Jürgen Habermas im Gespräch über die Gegenwart und sein

- Lebenswerk. *Leviathan* 48(1), 7–28. doi:10.5771/0340-0425-2020-1-7 (Abruf am 03. August 2020).
- Han, Byung-Chul. 2005. *Was ist Macht?* Stuttgart: Reclam.
- Jackob, Nikolaus, Tanjev Schultz, Ilka Jakobs, Marc Ziegele, Oliver Quiring & Christian Schemer. 2019. Medienvertrauen im Zeitalter der Polarisierung. *Media Perspektiven* 5, 210–220.
- Karppinen, Kari, Hallvard Moe & Jakob Svensson. 2008. Habermas, Mouffe and political communication. *Javnost – The Public* 15(3), 5–21. doi:10.1080/13183222.2008.11008973 (Abruf am 03. August 2020).
- Khan, Gulshan. 2013. Critical republicanism: Jürgen Habermas and Chantal Mouffe. *Contemporary Political Theory* 12(4), 318–337. doi:10.1057/cpt.2013.3 (Abruf am 03. August 2020).
- Matthes, Jörg, Johannes Knoll & Christian von Sikorski. 2018. The “Spiral of Silence” revisited: A meta-analysis on the relationship between perceptions of opinion support and political opinion expression. *Communication Research* 45(1), 3–33. doi:10.1177/0093650217745429 (Abruf am 03. August 2020).
- Mayring, Philipp. 2015. *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken* (Beltz Pädagogik) 12., überarb. Aufl. Weinheim: Beltz.
- Mouffe, Chantal. 2016. *Agonistik: Die Welt politisch denken*. 2. Aufl. Berlin: Suhrkamp.
- Muddiman, Ashley & Natalie Jominie Stroud. 2017. News values, cognitive biases, and partisan incivility in comment sections. *Journal of Communication* 67(4), 586–609. doi:10.1111/jcom.12312 (Abruf am 03. August 2020).
- Naab, Teresa K., Anja Kalch & Tino G. K. Meitz. 2018. Flagging uncivil user comments: Effects of intervention information, type of victim, and response comments on bystander behavior. *New Media & Society* 20(2), 777–795. doi:10.1177/1461444816670923 (Abruf am 03. August 2020).
- Noelle-Neumann, Elisabeth. 1982. *Die Schweigespirale: Öffentliche Meinung – unsere soziale Haut*. Frankfurt am Main: Ullstein.
- Thummes, Kerstin. 2019. Meinungen über öffentliche Meinungsmacht. In Patrick Weber, Frank Mangold, Matthias Hofer & Thomas Koch (Hgg.), *Meinungsbildung in der Netzöffentlichkeit: Aktuelle Studien zu Nachrichtennutzung, Meinungsaustausch und Meinungsbeeinflussung in Social Media*. 1. Aufl., 175–193. Baden-Baden: Nomos.
- Tully, Melissa & Emily K. Vraga. 2018. A mixed methods approach to examining the relationship between news media literacy and political efficacy. *International Journal of Communication* 12, 766–787.
- Ziegele, Marc. 2016. *Nutzerkommentare als Anschlusskommunikation*. Wiesbaden: Springer.

III Konklusion

Anastasija Kostiučenko & Martha Kuhnenn

Greifswalder Thesen zur Macht des Kontextes – eine Konklusion und ein Ausblick auf eine breite Kontextlinguistik

Abstract: In the following conclusion, we outline our understanding of the power of context. In accordance with the overall conception of the volume, this paper is devoted to various definitions and conceptualizations of both power and context in the field of linguistics and communication studies. In the synopsis at the end of the paper, all contributions of the volume are classified and briefly discussed at the micro, meso or macro level. The article highlights the desideratum of a broadly understood context linguistics.

Keywords: power of context, context linguistics, micro, meso and macro level, interdisciplinary

1 Einleitung

Abschließend wollen wir nun die angekündigte Macht des Kontextes konturieren. Diese Konturierung soll sowohl von der Breite der vorliegenden Perspektiven getragen als auch für eine ebensolche Breite an Perspektiven und Disziplinen anschlussfähig sein. Aus diesem Grund sehen wir den Bedarf einer dezidierten Kontextlinguistik, auf die wir final einen Ausblick geben werden. Um die Macht des Kontextes zu umreißen, werden die vorliegenden Beiträge im Folgenden hinsichtlich ihres Forschungsgegenstands sowie der jeweils primär relevanten Analyseebenen systematisiert. In der am Ende dieses Kapitels folgenden Synopse wird für alle Beiträge identifiziert, ob sie primär Interaktionen auf der Mikro-, Meso- oder Makroebene diskutieren. Bevor jedoch die Beiträge derart zusammengeführt werden und ein mögliches Verständnis von der Macht des Kontextes vorgeschlagen werden kann, widmet sich dieses Kapitel entsprechend der Gesamtkonzeption des Bandes unterschiedlichen Definitionen und Konzeptualisierungen sowohl von Macht als auch von Kontext im Bereich der Linguistik und Kommunikationswissenschaft. Daher bemühen wir an dieser Stelle vor allem linguistische und soziologische Quellen. Mit dieser Vorgehensweise soll eine Argumentationsgrundlage für unser Verständnis von der Macht des Kontextes gegeben werden.

2 Macht

Im Titel des Sammelbandes behaupten wir, dass der Kontext Macht hat. Was ist hierbei unter Macht zu verstehen? Um diese Frage annähernd zu beantworten, werden wir zunächst und grundlegend auf Max Weber referieren und anschließend ausgewählte sozialwissenschaftliche Überlegungen zum Thema Macht zusammenfassen, die für die Skizzierung der Macht des Kontextes produktiv sind. Wie bereits im Vorwort anklang, knüpfen wir mit der Formulierung an Jürgen Schiewes *Macht der Sprache* (1998: 289) an: „Die Macht der Sprache besteht nicht darin, daß sie etwas verdeckt oder entlarvt, jemanden ausgrenzt oder einbezieht, lügt oder die Wahrheit sagt, manipuliert oder informiert, ängstigt oder beschwichtigt. Das ist die Macht der Sprecher. Die Macht der Sprache liegt in etwas anderem, viel Einfacherem: in ihrer grundsätzlichen Unverzichtbarkeit und unendlichen Vielseitigkeit.“ In Anschluss an Jürgen Schiewe nehmen wir grundlegend eine kritische Position bei der Analyse von Sprachverwendung und Kommunikation in ihren jeweiligen Kontexten ein. Macht verstehen wir ganz grundsätzlich, und damit schließen wir uns Mathias Niendorf (siehe Geleitwort) an, nach Max Weber als „[...] jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht“ (Weber 2013: 210). Wenngleich der Kontext keinen eigenen Willen hat und wir nicht nur soziale Beziehungen, sondern auch mediale Kommunikation aus der Perspektive von der Macht des Kontextes aus betrachten, so ist das Kernmoment der Durchsetzung grundlegend bedeutsam. Macht geht also mit „Kontroll- und Lenkmechanismen, mit Einschränkungen von Spiel- und Handlungsräumen des Individuums von Interaktions- und Kräftefeldern“ einher (Müller 2010: 285). Jürgen Müller (2010: 283) untersucht das Verhältnis von medialen Praxen und Produkten in ihren Entstehungskontexten und gesellschaftlichen Machtstrukturen: „Mediale Praxen finden in spezifischen sozial-, mentalitäts- und technologie-historischen Kontexten statt; sie sind untrennbar mit komplexen Formen und Funktionen der Machtausübung verwoben.“ Mediale Produkte sind dabei gleichsam das Ergebnis gesellschaftlicher sowie institutioneller Machtstrukturen und Machtausübung, da sie bestimmte Narrative und Realitätskonstruktionen in die Gesellschaft vermitteln.

Die Repräsentation sowie Konstitution von Macht innerhalb massenmedialer Kommunikation eingebettet in ihren kulturellen Kontexten bilden das Interesse der Cultural Studies. Macht, so die Argumentation der Cultural Studies, wird in Medien (Fernsehen, Literatur, Film etc.) beispielsweise durch spezifische Darstellungen von Gender, kultureller Identität oder anderer Merkmale ausgedrückt (Hepp und Winter 2008: 11). In seinem Decoding-Encoding-Modell

skizziert Hall (1999: 103–110), dass Rezipient*innen der auf Produktionsseite enkodierten dominanten Lesart folgen können oder sich mehr oder weniger stark in Opposition dazu stellen können: „Jede Gesellschaft bzw. Kultur neigt mit variierenden Graden der Geschlossenheit dazu, ihre jeweiligen Klassifizierungen der gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Welt durchzusetzen. Diese bilden eine *dominante kulturelle Ordnung*, die allerdings weder einhellig akzeptiert noch unumstritten ist“ (Hall 1999: 103, [Herv. i. O.]). Die dominante Lesart meint die auf der „institutionellen, politischen und ideologischen Ordnung“ fußende Lesart, die in einem spezifischen kulturellen Kontext als präferierte Lesart verstanden werden kann (Hall 1999: 103). Die Macht des Kontextes wird in den Cultural Studies jedoch nicht als unumstößliche, alles determinierende (Ohn-)Macht verstanden, sondern vielmehr fragen die Cultural Studies nach Momenten und Prozessen oppositioneller Lesarten, in denen die Aushandlung von Bedeutungen auf den verschiedenen Seiten (Produzent*innen vs. Rezipient*innen) kritisch wird. Cultural Studies seien daher „eine kontextspezifische Theorie und Analyse, die sich damit beschäftigen, wie Kontexte als Strukturen von Macht und Herrschaft hergestellt, aufgelöst und neu gestaltet werden“ (Grossberg 2008: 26).

Im Sammelband „Kommunikation – Medien – Macht“ von Rudolf Maresch und Niels Werber (1999) reflektieren die Beitragenden zur Macht von Medien; im Fokus stehen dabei technische Medien und vor allem Medien im digitalen Zeitalter. In ihrem Vorwort verweisen die Herausgeber auf Michel Foucault und erkennen, dass Macht nicht mehr durch Befehl und Gehorsam ausgeübt wird, sondern anhand diffuser „Kontroll- und Zwangsinstitutionen“ (Foucault 1977: Überwachen und Strafen. S. 386; zitiert aus Maresch und Werber 1999: 9). Damit einher geht der Verlust eines Machtzentrums: Es gäbe keine zentrale Stelle, die Macht ausüben würde (Maresch und Werber 1999: 9). Nun betrachten Maresch und Werber sowie die Autor*innen ihres Sammelbandes explizit technisch vermittelte (und insbesondere digitale) Kommunikation – gleichwohl sind die Überlegungen auch für die Macht des Kontextes im Allgemeinen relevant. Zunächst ist der Kontext an sich eine breitere und abstraktere Größe als die Kommunikation vermittelt durch technische Medien, jedoch umfasst der Kontext gerade im 21. Jahrhundert Aspekte der Medien und etwaiger Techniken, wie dies in den Beiträgen von Klaus Beck und Jakob Jünger diskutiert wird. Überdies und noch grundsätzlicher beeinflusst der Kontext als mal mehr mal weniger konkrete bzw. den Akteur*innen bewusste Größe die Kommunikation und deren Folgen. Wenn nun die Macht des Kontextes eruiert werden soll, lässt sich mit Maresch und Werber fragen: „Ist nicht das Ziel das höchste Insignium der Macht, *zu sehen, ohne gesehen zu werden*, auch zugleich die Definition von

Medium?“ (Maresch und Werber 1999: 10). Ähnlich ließe sich für den Kontext fragen, ob dessen Macht auch in seiner bei den beteiligten Interaktant*innen oftmals unreflektierten oder unbewussten Vielschichtigkeit liegt?

Im gleichen Sammelband kritisiert Elena Esposito (1999: 83) den unreflektierten Gebrauch des Wortes *Macht* und differenziert aus systemtheoretischer Perspektive zwischen Macht auf der einen und Persuasion bzw. Einfluss auf der anderen Seite.¹ Macht, so Esposito, treffe ausschließlich auf solche Situationen zu, in denen die Möglichkeit die eigenen Entscheidungen durchzusetzen „immer unsicher und legitimationsbedürftig“ (Esposito 1999: 84) sei: „Die Macht verlangt eine Entscheidung des Untergebenen, der wählen kann, zu gehorchen oder zu widerhandeln – und in diesem Fall alle daraus folgenden Lasten zu übernehmen“ (Esposito 1999: 84). Macht sei daher immer möglicher Gegenstand von Kritik; sei keine Kritik und damit keine eigene Entscheidung oder Wahl möglich, so liege nicht Macht vor, sondern Persuasion oder Einflussnahme (Esposito 1999: 84). Wir gehen davon aus, dass der Kontext unterschiedlich stark Gegenstand von Kritik ist und sein kann. In manchen Situationen reflektieren die Beteiligten sicherlich weniger über die Umstände, die sie zu einer bestimmten Sprachverwendung oder Kommunikationsentscheidung führen. Oftmals sind sich die Beteiligten jedoch sehr wohl über Rahmenbedingungen ihrer Handlungen bewusst und widersetzen sich diesen, oder nutzen diese für ihre eigenen Zwecke. Auf der Mikroebene von zwischenmenschlichen Gesprächen verdeutlicht beispielsweise der Beitrag von Birte Arendt, wie Kinder Äußerungen aus dem Gesprächskontext aufgreifen und für ihre eigene Argumentation rekontextualisieren bzw. „recyclen“. Aus einer ganz anderen Perspektive und mit Blick auf die Makroebene des kulturellen Kontextes begründet Roman Dubasevych am Beispiel des Musicalfilms *Stiljagi* (2008), wie der kulturelle Rahmen der Encodierung die Inhalte, Symbole und damit die Botschaften des Films determiniert. Gleichwohl erscheint uns diese Determination nicht als reine Persuasion oder einfache Einflussnahme zu sein. Stattdessen halten wir es für angemessen, von der Macht des kulturellen Rahmens zu sprechen, da verschiedene Rezeptionsmodi möglich sind, und diese Modi sich womöglich in Kritik an oder Ablehnung gegenüber dem Film zeigen. Somit ist schließlich ein kritischer Diskurs über den Film möglich.

1 Auf Espositos (1999: 91) soziologisch-historische Diskussion über die Entwicklung von der Rhetorik zum System der Massenmedien soll an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden, gleichwohl sind ihre konzeptuellen Überlegungen zum Gegenstand Macht für die nachfolgende Skizzierung von Kontextmacht fruchtbar.

Mit Blick auf jedweden Machtdiskurs argumentiert Siegfried Schmidt (1999: 117) in ähnlicher Weise wie Esposito für die Differenzierung nach „Typen und Formen von Macht, Machthabern und Machtunterworfenen, nach Mitteln und Formen der Machtausübung [...], nach intendierter, technischer oder struktureller Macht“. Die hier versammelten Beiträge belegen nicht nur, wie wichtig diese Unterscheidungen sind, sondern auch dass eine Machtanalyse vom Kontext die verschiedenen Schichten des Kontextes reflektieren muss. Beispielsweise zeigt der Beitrag von Kerstin Thummes, dass neben dem historisch-geographischen Kontext eines spezifischen Diskurses auch der biographische Kontext von den beteiligten Diskursteilnehmenden sowie aktuell dominante Argumente im fraglichen Diskurs als Kontextfaktoren interagieren. Um innerhalb der Machtanalyse vom Kontext Schmidts Forderung nach einer Trennung von Machthabern und Machtunterworfenen gerecht zu werden, erscheint es uns grundlegend bedeutsam, dass zwischen personalen und nichtpersonalen Kontextfaktoren unterschieden werden muss. Dabei müssen die nichtpersonalen Kontextfaktoren so lange analysiert werden, bis mögliche personale Akteure dahinter identifiziert werden. So steht beispielsweise hinter offenkundig technischen Kontextfaktoren (wie beispielsweise den Strukturen einer bestimmten Online-Plattform) eine Organisation, die wiederum personale oder individuelle Interessen vertritt, wie die Beiträge von Klaus Beck und Jakob Jünger verdeutlichen.

Macht ist grundsätzlich, so wurde mit Weber begründet, mit Durchsetzung verbunden. Wir gehen davon aus, dass der Kontext bestimmte Rahmenbedingungen, Eingrenzungen bis hin zu Regeln oder Möglichkeiten für die Kommunikation vorgibt, und damit seine jeweils spezifischen Merkmale in der jeweils fraglichen Interaktion durchsetzt. Dass wiederum der Kontext nicht einseitig Macht auf die Kommunikation ausübt, sondern Kommunikate, Interaktant*innen und Kontext mehr in einer wechselseitigen Beziehung stehen, wird in Anschluss an Gumperz (1982) (s. weiter unten) und den Begriff der Kontextualisierung sowie in Referenz auf die Cultural Studies und die aktiven Enkodierungsprozesse von Rezipient*innen erkannt. Diese Diskussion ist uns auch in vielen Beiträgen begegnet. Im Gegensatz zur geläufigen Auffassung von Kontext als etwas Statischem vermag eher der dynamische Aspekt ein Charakteristikum von Kontext zu sein, was für die nähere Bestimmung und möglicherweise Eingrenzung seiner Macht eine wichtige Rolle spielt (s. dazu auch bei Portmann-Tselikas und Weidacher 2010: 17–18).

3 Perspektiven auf Kontext: Linguistische und kommunikationswissenschaftliche Einblicke

In Übereinstimmung mit der Ausrichtung des Sammelbandes in einen philologischen und sozialwissenschaftlichen Part erfolgt in diesem Abschnitt ein Überblick über den Stellenwert des Kontextes in der (vorrangig deutschsprachigen) linguistischen und kommunikationswissenschaftlichen Forschung. Die Darstellung von Kontextverständnissen sowie seine Berücksichtigung in Theorie und Empirie innerhalb der jeweiligen Forschungsdiskurse und -praktiken erfolgt mit Blick auf die Sprachwissenschaft entlang ausgewählter Teildisziplinen (Abschnitt 3.1) und mit Blick auf die Kommunikationswissenschaft hinsichtlich der Relevanz, die der Kontext als eigenständiger Gegenstand in Theorie und Empirie hier erfährt (Abschnitt 3.2). Ein Blick in Lexika und Handbücher der Sprachwissenschaft einerseits und Kommunikationswissenschaft andererseits gibt bereits Hinweise für den unterschiedlichen Forschungsstand und die Auseinandersetzung mit dem Gegenstand Kontext per se. So sind der Kontext und damit verbundene Phänomene wie Kontextualisierung² in allgemeinen Lexika (z. B. Bußmann 1990) oder Hand- und Studienbüchern der Sprachwissenschaft (z. B. Linke, Nussbaumer und Portmann 2004: 334) als eigenständige Forschungsgegenstände dargestellt, „wenn auch dieser Begriff [Kontext] [in der Linguistik] nicht immer besondere Beachtung erfuhr“ (Portmann-Tselikas und Weidacher 2010: 9). In Lexika sowie Hand- und Studienbüchern der Kommunikationswissenschaft wird der Kontext entweder gar nicht als eigenständiger Gegenstand indiziert (siehe im Studienbuch von Beck 2020 oder im Einführungswerk von Bonfadelli et al. 2010) oder er wird eher knapp berücksichtigt (Brosius 2013).

Speziell wenn es um zwischenmenschliche Interaktionen und Kontext geht, sind Goffmans (1977; 1959) Beobachtungen zur Selbstdarstellung sowie zur Rahmensetzung in der Interaktion wegweisend. Seine Studien verdeutlichen, wie eng verwoben Kommunikation mit ihrem jeweiligen Kontext ist und dass Interagierende aktiv den Kontext formen. In seiner Rahmenanalyse (1974) unterscheidet Goffman zwischen verschiedenen Rahmen, die das menschliche Miteinander bestimmen. Rahmen bestimmen für die Interaktant*innen das, was in einer bestimmten Situation vor sich geht und wie die Ereignisse einzuordnen

2 Im Unterschied zum „statischen“ Begriff des Kontextes handele es sich bei Kontextualisierung um einen „agentivischen“ Begriff (Auer 1999: 167). Allerdings hat sich Kontextualisierung in der Praxis als ein zu breiter Begriff erwiesen, sodass er auf Kontextualisierungshinweise beschränkt werden musste (Dittmar 1997: 85).

sind. Dabei können Rahmen moduliert werden, sie können also in einen anderen Modus – in einen anderen Rahmen – transformiert werden. Analog lässt sich daraus schließen, dass Interagierende aktiv den Kontext modulieren und auch transformieren können. Sowohl in der Sprachwissenschaft als auch in der Kommunikationswissenschaft finden Goffmans Studien Eingang. Dabei sind es in der Sprachwissenschaft hauptsächlich die interaktionalen Teildisziplinen wie bspw. interaktionale Soziolinguistik oder Stilistik, während in der Kommunikationswissenschaft vor allem qualitativ und theoretisch ausgerichtete Arbeiten Goffman fruchtbar machen. Die Verbindung sprach- und kommunikationswissenschaftlicher Perspektiven und Ansätze schätzen wir aus mehreren Gründen als produktiv ein. So zeigt die Sprachwissenschaft mit ihren Ansätzen und Analysekatégorien, wie sich der Kontext und die jeweilige Kommunikation im Detail aufeinander beziehen bzw. wie sich Kontext und Text (hier breit als Kommunikat verstanden) ineinander manifestieren. Die Kommunikationswissenschaft wiederum zeigt vor allem auf die institutionale sowie gesellschaftliche Ebene von Kommunikation und hebt mit ihren Theorien und Begrifflichkeiten den Kontext auf ebendiese Ebenen. In ähnlicher Weise plädierte bereits Androutsopoulos (2008: 249) für die gegenseitige Fruchtbarmachung von Cultural Studies mit der Sprachwissenschaft: „Im interdisziplinären Austausch liegt die Stärke der Sprachwissenschaft nicht darin, gesellschaftliche Wandelprozesse theoretisch zu verorten, sondern vielmehr darin, den Niederschlag dieser Wandelprozesse in den Texturen unseres kommunikativen Alltags und unserer Medienlandschaft herauszuarbeiten. Andererseits sind es eben diese Details, die einen Erkenntnisgewinn für die kulturanalytische Theoriebildung darstellen können [...]“. An dieses Verständnis schließen wir uns an, wenn wir die vorliegende produktive Verbindung von Sprachwissenschaft und Kommunikationswissenschaft meinen, die wir im Folgenden auf Basis unterschiedlicher Kontextverständnisse in beiden Disziplinen sowie auf Basis der vorliegenden Beiträge darstellen, um schließlich eine theoretisch gesättigte Definition von der Macht des Kontextes vorzulegen.

3.1 Sprachwissenschaftliche Einblicke

Die zentrale Bedeutung des Kontextes in zwischenmenschlicher sowie öffentlicher Interaktion ist spätestens seit der pragmatischen Wende und der wachsenden text-, sozio- pragma- und diskurslinguistischen Forschung bekannt (Brown und Gilman 1960; Fishman 1965, 1972, 1975; Fillmore 1971; Gumperz 1982; Levinson 1990; Feilke 2000; Meibauer 2001), als Sprachbetrachtung sich von einer vorwiegend systemorientierten Betrachtung in Richtung kommunikations- und funktionsbezogene Betrachtung verschoben hatte. In seinem bereits

klassisch gewordenen Werk „Prolegomena zu einer Sprachtheorie“ schreibt Hjelmslev (1974: 48): „jede Größe und also auch jedes Zeichen ist relativ definiert, nicht absolut, und nur durch die Position im Kontext.“ Wir verstehen Kontext als einen sprachphilosophisch geprägten Begriff, der zweifellos eine bestimmende Größe innerhalb der Sprachwissenschaft darstellt. Der Kontext trägt zum Erfolg oder Misserfolg von Kommunikation bei: „Wie Ausdrücke innerhalb eines individuellen Textes genau zu verstehen sind, erklärt sich, wie man heute geläufiger Weise sagt, nur aus dem Kontext“ (Adamzik 2016: 25). Auf diese Unabdingbarkeit von Kontext für das gegenseitige Verständnis gehen auch Stephan Kessler und Holger Kuße in ihren Beiträgen detailliert ein.

Bereits Levinson (1990: 22–23), der sich mit unterschiedlichen Auffassungen von Pragmatik auseinandersetzte, erkannte die Notwendigkeit einer Kontextdefinition für diese Disziplin und fragte explizit nach einem brauchbaren Verständnis vom pragmatischen Kontext. Dabei kam er zum folgenden Schluss:

Die Definition [der Pragmatik] läuft eigentlich auf folgendes hinaus: die Pragmatik erforscht die Rolle, die der Kontext in der Sprecher- (oder Äußerungs-)bedeutung spielt. Aber da es uns nicht gelungen ist, eine klare Vorstellung des Kontextes zu vermitteln, läuft es wahrscheinlich darauf hinaus, daß wir in den Kontext einschließen, was immer wir an Sinnbezügen und Ähnlichem aus der Semantik ausschließen. Und so sind wir offenbar wiederum bei dem Gedanken, die Pragmatik betreffe all jene Bedeutungsaspekte, die nicht in die Semantik eingeschlossen sind. (In diesem Fall, könnte man einwenden, ist das problematische Konzept des Kontextes freiwillig eingeführt worden). (Levinson 1990: 24)

Nichtsdestoweniger plädierte er für eine pragmatische Theorie, deren Ziel es sein müsste, die Beschaffenheit des Kontextes zu erklären (Levinson 1990: 25). Auf die Beschaffenheit des Kontextes geht Stalnaker (1999) in seinen Essays über Intentionalität in Sprache und Denken ein. Stalnaker versteht Kontext als „den gemeinsamen Hintergrund“, den alle Beteiligten in einer Sprechsituation teilen; in diesem Zusammenhang spricht Stalnaker von „*context set*“ (Stalnaker 1999: 6 [Herv. i. O.]). Sobald die Präsuppositionen aller Beteiligten übereinstimmen, handele es sich nach Stalnaker (1999: 85) um einen „nondefective context“, während der „defective context“ eine mögliche Diskrepanz von Präsuppositionen bedeute. In seinen Ausführungen geht Stalnaker jedoch davon aus, Kontext sei „CLOSE ENOUGH to being nondefective if the divergences do not affect the issues that actually arise in the course of the conversation“ (Stalnaker 1999: 85 [Herv. i. O.]). Das Verständnis also, dass Kontext alles außer Semantik betreffe und dass es zu unserer kommunikativen bzw. pragmatischen Kompetenz gehöre, eine Kommunikationssituation erfassen und relevante Umstände bzw. Hintergründe erkennen zu können, ist heute die leitende Auffassung innerhalb der

Pragmatik bzw. der Pragmalinguistik. Dass es sich hierbei um ein breites und schwer operationalisierbares Verständnis von Kontext handelt, ist ebenfalls naheliegend. Heutzutage wird in der Pragmatik unter Kontext all das verstanden, „was in einer Äußerungssituation für die menschliche Verständigung relevant ist [...] Dazu werden im allgemeinen Sprecher, Hörer, Zeitpunkt und Ort gerechnet“ (Meibauer 2001: 8). Kontext stellt demzufolge einen Handlungsrahmen für die an der Kommunikation Beteiligten dar und „bezieht sich auf die interaktive Gestaltung der Situation“ (Vogt 2011: 80). Auch Kecskes (2014: 8) fasst den Kontext als einen variablen Faktor auf, der die Interpretation von sprachlichen Zeichen maßgeblich beeinflusst. Es handelt sich hierbei um einen Kontextbegriff, der dem außersprachlichen bzw. nichtsprachlichen Kontext ‚Zuständigkeiten‘ für alles und somit Macht zuschreibt. Im vorliegenden Beitrag legen wir folglich ein weites Verständnis vom sprachwissenschaftlichen Kontextbegriff zugrunde, demzufolge mit Kontext sprachlicher, situativer und/oder persönlicher bzw. sozialer Kontext gemeint sein können. In dieser Auffassung folgen wir Levinson (1990), der mit Verweis auf einschlägige Forschung festhält, „daß man den Kontext nicht so verstehen darf, daß sprachliche Merkmale ausgeschlossen sind, da diese oft die relevanten kontextuellen Annahmen hervorrufen (was Gumperz (1977), der solche sprachlichen Merkmale *Kontextualisierungshinweise* nennt, sehr schön zeigt)“ [Herv. i. O.].

Die unterschiedlichen Teildisziplinen der Sprachwissenschaft zeigen nuancierte Kontextverständnisse. Im Folgenden möchten wir skizzieren, welche Zugänge zum und Perspektiven auf Kontext die einzelnen Teildisziplinen der Sprachwissenschaft anbieten und favorisieren. Es handelt sich dabei um solche Teildisziplinen wie Textlinguistik, Soziolinguistik, Psycholinguistik und kulturwissenschaftliche Linguistik. Aber auch Erkenntnisse aus älteren Bereichen wie linguistische Stilistik und Übersetzungswissenschaft werden wir für unseren Zweck berücksichtigen. Einen ähnlichen Versuch, sich dem Kontext „unter Berücksichtigung der sprachwissenschaftlichen Tradition“ zu nähern, stellt die Studie von Aschenberg (1999: 91) dar. Zusammenfassend stellt sie fest: „Je nach Theorie wird die Funktion von Kontexten für die differenten Ebenen des Sprachlichen (Wort, Satz, Äußerung, Text) analysiert und als Monosemierung semantischer Potentiale, als Bestimmung referentieller Beziehungen und, soweit pragmatische bzw. auch soziolinguistische Aspekte im Spiel sind, als Festlegung der Illokution und als Determination sprachlicher Variation hinsichtlich der situationellen Angemessenheit definiert“ (Aschenberg 1999: 120). Wir schließen uns dieser Ausführung an, möchten sie jedoch mit weiteren Beobachtungen ergänzen. Es handelt sich folglich um eine überblicksartige Zusammenschau ausgewählter Forschungsliteratur, die unseres Erachtens innerhalb der jeweiligen

Teildisziplin einen fundierten Überblick bieten. Eine vollständige Darstellung von Kontextverständnissen kann an dieser Stelle nicht beansprucht werden.

Begonnen werden sollte mit der Textlinguistik, die uneinheitlich mit Text, Kontext und Kotext und ihrer gegenseitigen Verflochtenheit umgegangen ist. Dieser Umgang führte zu unterschiedlichen Kontextverständnissen innerhalb dieser Teildisziplin. Daraus speist sich beispielsweise die Tradition, sich zwischen Kontext im weiteren Sinne (stellvertretend fürs Außer- bzw. Nichtsprachliche) und im engeren Sinne (stellvertretend für das Geäußerte bzw. die sprachliche Umgebung – je nach Forscher*in mehr im Sinne eines Kotextes³) zu differenzieren (vgl. z. B. Pereverzeva 2017: 53). Alternativ wird auch von „Supertexten“ (Fix 1996) gesprochen, die eine komplexe Struktur aufweisen, sodass der rein sprachliche Bestandteil als „Text“ und bspw. das Visuelle als „periphere oder gegenkulturelle Texte des Supertextes“ mithin als „KonTexte“ bezeichnet werden (Fix 1996: 116). Diese „KonTexte“ seien nach Fix (1996: 125) eine Art ‚Mit-Texte‘ und somit von „Kontext“ im Sinne der „Umgebung“ zu unterscheiden. Für die textlinguistische Perspektive auf Kontext ist folglich ihr Verständnis vom Verhältnis zwischen Text, Kontext und Kotext grundlegend. Bei der Diskussion der „Zweiteilung der Welt in Text und Kontext“ stellt Franck (1996: 1324) deshalb folgende These auf: „Text erscheint immer in einem Kontext. Kontext gibt es nur, wo Text ist. Alles, was nicht Text ist, kann Kontext sein“. Aus diesem Zitat wird deutlich, dass Kontext einerseits vom Begriff Text abgeleitet werde und nur in Differenz zu ihm erkennbar sei, andererseits, dass Kontext über einen Text hinausgehe bzw. zur Umgebung eines Textes gehöre. Die zentrale Funktion des Kontextes wird von Franck (1996: 1325) folglich darin gesehen, dass dieser in der Lage sei, den Text bei Bedarf durch Verweisen, Verdeutlichen, Verweben und/oder Voraussetzen zu ergänzen. Kontext und Text seien „gleichursprünglich; das Zwillingpaar geht stets Hand in Hand, wobei mal der eine, mal der andere etwas weiter vorne läuft und die Aufmerksamkeit auf sich richtet“ (Feilke 2010: 147).⁴ Fix (2008: 344–345) schlägt vor, die etablierten, in der Textlinguistik vorhandenen Beschreibungsdimensionen um die außersprachlichen Faktoren zu erweitern,

3 Hier in Anlehnung an Schwarz-Friesel und Consten (2014: 62) verstanden als „die sprachliche Umgebung“. Für die Textlinguistik erschien es zunächst sinnvoll, den Begriff „Kotext“ einzuführen, um klar zwischen einem sprachlichen und nichtsprachlichen Kontext unterscheiden zu können, allerdings wurde und wird diese Unterscheidung nicht von allen Forscher*innen befolgt.

4 Feilke (2010: 147) weist jedoch darauf hin, dass erst durch das Hinzuziehen „der Kompetenz des handelnden Subjekts“ das Verhältnis zwischen Text und Kontext vollständig wird und das folglich von einer „Trias“ bzw. einer „Begriffsfamilie“ auszugehen sei.

die „die sinnliche Wahrnehmbarkeit eines Textes betreffen“, nämlich um Medialität, Materialität und Lokalität. Der Grund für die Aufnahme dieser Faktoren sei, dass „alle diese Mittel an der Konstitution von Textsinn und an der Lenkung der Rezeption beteiligt“ seien⁵ (Fix 2008: 345). Somit wird auch auf das Außer-sprachliche bzw. auf das „Nichtsprachliche als Textfaktor“ fokussiert, das für die Interpretation geschriebener Texte von zentraler Bedeutung ist. Die gegenwärtigen ‚Klassiker‘ der Textlinguistik wie Brinker et al. (2014), Adamzik (2016) oder Gansel (2011) mit ihrer systemtheoretischer Ausrichtung der Text(sorten)-linguistik heben die zentrale Bedeutung von Kontext hervor im Rahmen der Diskussion von Indikatoren einer Textfunktion, zu denen zweifelsohne auch Kontextindikatoren im Sinne des situativen und institutionellen Rahmens eines Textes (bzw. „situativer Kontext“⁶, vgl. Adamzik 2016) und des Hintergrundwissens über seinen Inhalt gerechnet werden (Brinker et al. 2014: 100). Aber auch bei der Bestimmung textexterner (kontextueller) und textinterner (kotextueller) Kriterien bzw. Faktoren (Sowinski 1983: 26) seien der situative Kontext sowie sein Verhältnis zum Text und Kotext relevant. Gansel (2011: 9) weist allgemein darauf hin, „dass ein Text nicht isoliert als komplexe sprachliche Handlung und in seiner Funktionalität gesehen werden kann, sondern es bedarf der Einbindung in übergreifende soziale und gesellschaftliche Zusammenhänge, die die Textproduktion und die Textrezeption letztlich determinieren.“

In der linguistischen Stilistik erfährt der Kontext eine zentrale Bedeutung für die Angemessenheit von Texten oder Kommunikation im Allgemeinen. Schmidt (1973: 28) stellt fest, „daß Akzeptabilität ein Kontextphänomen ist bzw. daß die Akzeptabilität von Texten nur unter Berücksichtigung der Kommunikationssituation bestimmt werden kann.“ In seinem „Stildreiecke der Angemessenheit“ modelliert Kienpointner (2005: 195), wie die Beziehungsebene, die Sachebene und die Gesprächssituation (auch: situationsspezifische Angebrachtheit) die Angemessenheit einer Formulierung bestimmen. Redeanlass, Publikum und

-
- 5 Adamzik (2016: 151) argumentiert, dass man in einem solchen Fall die Textmerkmale „Historizität“ und „Kulturalität“ ebenfalls berücksichtigen müsste, „denn die konkrete Realisierung hängt ja von den technischen und materiellen Ressourcen einer gegebenen Gesellschaft ab und kann daher immer nur in Relation zu einer historisch-kulturellen Normalerwartung beurteilt werden.“
 - 6 Allerdings fokussiert Adamzik nicht auf solche objektiven Daten wie zeitliche oder räumliche Konstellation, Interaktionspartner*innen etc., die offensichtlich seien, sondern unterstreicht die Bedeutung von „subjektiver Situationseinschätzung“: „Relevant ist vielmehr die Frage, welche Typisierungen Sprachteilhaber (und Linguisten) vornehmen, welche Kategorien und Messlatten sie zugrunde legen“ (Adamzik 2016: 114).

Redesituation geben bereits in der klassischen Rhetorik die Orientierung dafür, ob ein Text oder eine Rede angemessen sei (Kienpointner 2005: 194). Nach Aschenberg (1999: 104), die auf die Ausführungen von Enkvist (1980) verweist, seien für die Stilistik „sowohl intertextuelle (sprachliche) als auch außertextuelle (situationelle) Kontexte von Bedeutung“. Auch Fix (1996: 111) hebt hervor, dass „das Wissen um die Mitwirkung parasprachlicher und außersprachlicher Mittel an Kommunikationsvorgängen [...] Folgen für einen realistischen, diesem Sachverhalt Rechnung tragenden Stilbegriff und für eine angemessene Stilanalyse“ hat. In der interaktionalen Stilistik wird Stil in Anschluss an Gumperz (1982) als dezidiert Kontextualisierungshinweis verstanden. Kontextualisierungshinweise bezeichnet Gumperz (1982: 131) als diejenigen verbalen, nonverbalen und paraverbalen Merkmale, mit denen die Interagierenden den jeweiligen Kontext aktiv konstruieren und interpretierbar machen. Die Beziehung zwischen Stil und Kontext wird als „eine wechselseitige, reflexive und interdependente Beziehung“ (Selting 1997: 12) charakterisiert.

Viele Studien der soziolinguistischen Forschung beschäftigen sich mit Formen, Praktiken und Funktionen des mehrsprachigen Sprechens und fokussieren dezidiert mehrsprachige Situationen, Bedingungen des Zweitspracherwerbs, multinationale Settings in Institutionen und Privatleben oder massenmediale Kommunikationsformen bei der Adressierung verschiedensprachiger Rezipient*innen. Im globalen Zeitalter nehmen soziokulturelle Aspekte von Mehrsprachigkeit an Bedeutung und somit die Studien zu Spracheinstellungen und Herkunftssprachen zu (vgl. Lambert et al. 1960; 1965, Lambert 1967; Giles et al. 1987; Brehmer & Mehlhorn 2018; Kostiučenko 2016; 2020). Aus soziolinguistischer Sicht wird Kontext mit Hintergrundwissen (auch Kontextwissen genannt) bzw. Hintergrundinformationen jeglicher Art in Verbindung gebracht, über die sich Sprecher*innen oder Rezipient*innen in der Regel bewusst sind und die sie bei Bedarf aktivieren und gezielt einsetzen können. Zu Recht betont Aschenberg (1999: 103), dass für das Verständnis des Kontextes innerhalb der Soziolinguistik der Begriff der Situation zentral sei, während für den Letzteren die Interaktionspartner*innen ausschlaggebend seien:

Während Hymes die Situation durch Integration in den Begriff der kommunikativen Kompetenz den subjektiven Kontexten zuschlägt, versuchen andere Autoren, sich dieses Begriffs durch Klassifizierung situationell relevanter Faktoren zu vergewissern, die im Sinne von Parametern der korrelativen Beschreibung sozialer und sprachlicher Fakten zugrunde gelegt werden. Zentral für den soziolinguistischen Situationsbegriff, der ja vor allem die sozialen Aspekte konturiert, sind die miteinander kommunizierenden Individuen. (Aschenberg 1999: 103)

In vergleichbarer Funktion tritt Kontext auch innerhalb der kulturwissenschaftlichen Linguistik⁷ auf, indem er auf einen gemeinsamen kulturellen Hintergrund der an der Kommunikation Beteiligten referiert und richtungsweisend für deren Orientierung in einer Kommunikationssituation ist. Die regulierende Funktion von Kontext ist insbesondere im Bereich der interkulturellen Kommunikation sichtbar, z. B. bei der Analyse kulturell bedingter Missverständnisse und Fehlinterpretationen (*cultural clash, critical incidents*). Die Erforschung interkultureller Kommunikation führte zum Entstehen der interaktionalen Soziolinguistik, die sich „mit Strategien der Kontextualisierung, mit denen indirekt Einstellungen zum Gesprächspartner, Redeintentionen, Identitätszuschreibungen, Anspielungen usw. signalisiert werden“, beschäftigt (Deppermann 2011: 308). Wegweisend für das heutige Verständnis von der Wechselhaftigkeit zwischen Kommunikation und (sozialem) Kontext ist die Forschung von Gumperz (1982)⁸. Seine Studien verdeutlichten⁹, dass nicht nur der Kontext unsere Art und Weise der Kommunikation beeinflusst, sondern dass wir auch mit unserer Sprache sowie para- und nonverbalem Ausdruck den Kontext prägen (Auer 1999: 167; 171; Bell 2013: 132). Seine Forschung veranschaulichte somit „die Relevanz des kulturellen Hintergrundes bei der Interpretation von Kontextualisierungshinweisen“ (Kuhnhenh 2016: 160).

Aus psycholinguistischer Sicht argumentiert Slama-Cazacu (1974) für eine differenzierte Betrachtung des sozialen Kontextes. Die Autorin erkennt die „Dialektik zwischen Stärke und Grenzen des Einflusses des sozialen Kontextes

-
- 7 Die Kulturwissenschaftliche Linguistik zeigt Parallelen zur Diskurslinguistik: „In der Kulturwissenschaftlichen Linguistik werden sprachliche Einheiten von Partikeln bis Satzformen immer in Beziehung zu den Kontexten, Textsorten und Diskursen beschrieben, in die sie eingebettet sind. Die Vorgehensweise ist sowohl vom speziellen Untersuchungsobjekt und seiner Einbettung in Diskursen her möglich, wie auch umgekehrt von der Ebene des Diskurses ausgegangen werden kann, um die sprachlichen Merkmale des Diskurses zu dokumentieren“ (Kuße 2012: 99). Kuße (2012: 98) schlägt zudem vor, vom „partiellen Kontextualismus“ zu sprechen, der voraussetzt, „dass die Auswahl sprachlicher Mittel nicht willkürlich ist, sondern jedes Element Eigenschaften aufweist, aufgrund derer es gerade in diesem oder jenem Diskursrahmen passend ist“.
- 8 Auf Gumperz (1982) geht ebenfalls die für die Soziolinguistik zentrale Unterscheidung zwischen Kontext und Kontextualisierung zurück.
- 9 Ein mittlerweile klassisches Beispiel aus der Forschung von Gumperz, welches eingangs in zahlreiche Einführungswerke der Soziolinguistik erhalten hat, ist die sog. „Heathrow-Studie“ aus den 70er Jahren (Gumperz 1982: 173). In der Studie geht es um kulturell bedingte Unterschiede in der Wahrnehmung und Auslegung desselben Sprechaktes (eine Ein-Wort-Frage) in Abhängigkeit von Intonation.

auf das Sprachverhalten“ (Slama-Cazazu 1974: 124). Der soziale Kontext der Kommunikation, so Slama-Cazacu (1974: 130), sei eine vielschichtige Größe, in der der sprachliche Kontext (synonym: der Kode) als Fundament des Kommunikationsaktes wirke: „Der soziale Kontext, der durch die Partner repräsentiert wird [...] ist weniger mächtig als der Kode, der soziale Kontext, der durch sprachliche Normen repräsentiert wird [...]“ (Slama-Cazazu 1974: 130). Die Psycholinguistin stellt schließlich den Zwang der Sprache fest, damit meint sie die Notwendigkeit, Wörter in ihrer kodifizierten Bedeutung zu gebrauchen. Dieser Zwang sei schließlich wirkungsvoller und damit mächtiger als die soziale Beziehung der Interaktionspartner*innen. Festzuhalten ist, dass Slama-Cazacu die Kontexte sprachlicher Kommunikation als ein Mehrebenenmodell versteht, in dem der Sprachcode als basale kontextuelle Ebene fungiert, auf die der soziale Kontext aufbaut. In diesem Modell sind Sprache und genuin soziale Parameter unzertrennbar miteinander verwoben, wobei der sprachliche Kontext den Sprecher*innen einen festen Rahmen auferlegt, hinsichtlich der Frage, was überhaupt kommunizierbar sei (Slama-Cazacu 1974: 127). Slama-Cazacu weist damit auf die Notwendigkeit eines geteilten sprachlichen Kontextes hin.

Die Translationswissenschaft sowie die vermittelte Kommunikation blicken zwar auf eine lange Geschichte zurück, haben jedoch mit wiederkehrenden praxisbezogenen Fragen wie der Herstellung von sprachlicher Adäquatheit und Äquivalenz oder der Lösung grammatischer und lexikalischer Probleme zu tun. Die einzelnen Theorien der Translationswissenschaft, die diese Probleme angehen, weisen auf die zentrale Rolle von Angemessenheit, Kontext und Kontextwissen hin. In seinen unterschiedlichen Ausprägungen gehört das Letztere zu einzelnen Kompetenzen, aus denen die Übersetzungskompetenz nach Schäffner (2011: 483) besteht: sprachliche Kompetenz inkl. metalinguistische Kompetenz, kulturelle Kompetenz, Textkompetenz, Sachkompetenz, Recherchekompetenz und Transferkompetenz. So handelt es sich bspw. bei sprachlicher Kompetenz um die Fähigkeit, „sprachliche Mittel situations-, funktions- und adressatengerecht anzuwenden“ (ebd.), während Textkompetenz u. a. das Wissen über Textsortenkonventionen meint. Trotz seiner zentralen Bedeutung für die Translationswissenschaft werden Kontext oder Kontextwissen innerhalb dieser Disziplin kaum eigenständig behandelt und eher im Zusammenhang mit Äquivalenzdebatte thematisiert. Bei Diskussion rund um einzelne Übersetzungsprobleme wird in der Regel darauf hingewiesen, dass diese kontextabhängig zu lösen seien. Dabei geht man stillschweigend davon aus, dass es klar sei, was mit dem Begriff Kontext gemeint ist. In der Übersetzungspraxis wird eher der ‚fehlende‘ Kontext beklagt, der die angemessene Übersetzung von ‚kontextlosen‘, also isolierten Wortverbindungen oder Textelementen erschwert bzw. unmöglich

macht. Heine (2021: 30) erkennt, dass „vertiefte methodische Untersuchungen und theoretische Reflexionen“ zum Kontext in der Übersetzungswissenschaft immer noch ein Desiderat seien. Dies ist umso bemerkenswerter, wenn man mit Heine (2021: 25) bedenkt, dass der Kontext der „zentralste Einflussfaktor ein- und mehrsprachiger Textproduktion“ sei.

Um die Erkenntnisse rund um Kontext(e) zu systematisieren, unterschiedliche Kontextverständnisse zu bündeln und diese für interdisziplinäre Forschung zugänglich zu machen, erscheint es uns notwendig, eine bisher nicht vorhandene, dezidierte *Kontextlinguistik* in einem breiten Verständnis zu etablieren, die darauf abzielen sollte, Kontext in all seinen Erscheinungsformen, Lesarten und breiten Anknüpfungspunkten zum Objekt von Forschung zu erheben. Mit solch einem Verständnis wird die Hinzunahme einer kommunikationswissenschaftlichen Perspektive unabdingbar.

3.2 Kommunikationswissenschaftliche Einblicke

In der deutschsprachigen Kommunikationswissenschaft ist der Begriff Kontext oder dessen tiefergehende analytische Beschreibung kaum ein eigenständiges Forschungsobjekt oder zentrales Konzept theoretischer Überlegungen. Der Kontext wird in der Kommunikationswissenschaft vor allem als zentrale Größe innerhalb empirischer Studien verstanden. So definiert Brosius (2013: 169) im Lexikon für Kommunikations- und Medienwissenschaft: „Kontext, im weitesten Sinne Bezeichnung für alle Merkmale, die im räumlichen, zeitlichen oder sozialen Umfeld einer Botschaft angesiedelt sind und die für die Interpretation derselben herangezogen werden können. Die formal und inhaltlich gleiche Botschaft kann durch unterschiedliche K.e von Rezipienten unterschiedlich wahrgenommen und verarbeitet werden.“ Weiterhin verweist Brosius an derselben Stelle vor allem auf die Methode der Inhaltsanalyse, bei der im Zuge der Analyse und Datenauswertung bestimmte Kontextinformationen herangezogen werden. Der knappe Eintrag von Brosius im Lexikon kann als stellvertretend für die eher sekundäre Beschäftigung der deutschsprachigen Kommunikationswissenschaft mit dem Gegenstand Kontext verstanden werden. Bei der kommunikationswissenschaftlichen Betrachtung von Kontext muss zwischen quantitativen und qualitativen Ansätzen differenziert werden. Die deutschsprachige Kommunikationswissenschaft, die im Ursprung als Publizistik gegründet wurde und sich im 20. Jahrhundert zu einer empirisch, insbesondere quantitativ ausgerichteten Sozialwissenschaft entwickelte, ist hinsichtlich ihrer Interessensgebieten und Teildisziplinen mittlerweile zwar breiter (Koenen und Sanko 2017: 127), aber die kommunikationswissenschaftliche Forschung ist in ihrem

Mainstream (weiterhin) an standardisierten Verfahren ausgerichtet (Meyen und Averbek-Lietz 2016: 11–12). Empirische Forschungen zum Gegenstand Kontext verlangen jedoch eher nicht standardisierte Verfahren, da typischerweise ein bestimmtes Phänomen in seinen Kontextbezüge erfasst werden soll. Vor diesem Hintergrund ist es wenig verwunderlich, dass in der deutschsprachigen Kommunikationswissenschaft (noch) kein theoretisch ausdifferenziertes Forschungsfeld oder breit rezipierte und einschlägige Studien zum Gegenstand Kontext festgestellt werden können. Eine Ausnahme bildet die qualitativ ausgerichtete Kommunikationsforschung, und darunter speziell der Bereich der kulturwissenschaftlich geprägten Medienaneignungsforschung. Dass die qualitative Kommunikationsforschung hier die Ausnahme darstellt, ist erwartbar. So stellt Theunert (2008: 303) in Anlehnung an Bergmann fest: „Qualitative Sozialforschung zeichnet sich dadurch aus, dass sie soziale Phänomene nicht isoliert betrachtet, sondern in ihrer kontextuellen Einbettung.“ In der qualitativ ausgerichteten Kommunikationswissenschaft nimmt der Kontext des jeweiligen Forschungsobjekts also eine zentrale Rolle ein. Typischerweise stehen in dieser Forschungslogik Einzelfälle oder wenige zu untersuchende Fälle im Interesse, die möglichst aus verschiedenen Blickwinkeln und detailreich in ihren (natürlichen) Kontexten beschrieben und analysiert werden (Scholl 2014: 21–22).

Wesentlich geprägt ist diese Forschungsrichtung von den angelsächsischen Cultural Studies (Krotz 2009). In den Cultural Studies, insbesondere in der Tradition von Stuart Hall, wird medial vermittelte Kommunikation zuvorderst in seiner kulturellen Einbettung betrachtet. In Referenz auf Karl Marx versteht Hall Kultur in einer doppelten Beziehung, so ist Kultur sowohl mit naturgegebenen als auch mit sozial konstruierten Rahmenbedingungen verwoben (Hall 1977: 315). Stehen nun kommunikative Prozesse im Forschungsinteresse, so müssen diese stets im gesellschaftlichen und kulturellen Kontext ihrer Produktion und Rezeption beschrieben, analysiert und kritisiert werden. Traditionelle Kommunikationsmodelle bemängelt Hall als „kommunikatorzentriert, kontextlos und informationstechnisch definiert“ (Krotz 2009: 214). Stattdessen konzeptualisiert Hall mit dem Encoding-Decoding-Modell ein Kommunikationsmodell für öffentlich vermittelte Medienkommunikation, in dem die vermittelten Inhalte und Bedeutungen erst in ihrem Produktions- und Rezeptionszusammenhängen eine Bedeutung erfahren; dabei sind die Bedeutungskonstruktion der Produzierenden und Rezipierenden nicht deckungsgleich; vielmehr rekontextualisieren Rezipierenden die medial vermittelten Inhalte im Zuge der Decodierung, akzeptieren die Inhalte oder interpretieren sie in einer „oppositionellen Lesart“ (Hall 1999: 109–110). Der Kontext von Produktion und Rezeption medialer Botschaften und Symbole ist somit zentral für die Bedeutungszuschreibung auf beiden

Seiten des Kommunikationsprozesses: „Zeichen verweisen auf etwas, und ihre Bedeutung liegt dementsprechend nicht in ihnen selbst, sondern ergibt sich aus den Kontexten, in denen das Zeichen steht, in denen es von Kommunikatorinnen oder Kommunikatoren und von Rezipierenden verwendet und von denen aus es also interpretiert wird“ (Krotz 2009: 215). Die von den Cultural Studies geprägte Medienaneignungsforschung widmet sich der Frage, wie sich Rezipierende in einem spezifischen gesellschaftlichen und kulturellen Umfeld bestimmte Medieninhalte aneignen; dabei stehen vor allem Aneignungsprozesse im alltäglichen und häuslichen Kontext im Mittelpunkt (Ang 2008: 63). Medienkonsum und Alltagsleben seien schließlich auf vielfältigen und komplexen Weisen verwoben, sodass Rezeptionsprozesse nur unter Berücksichtigung ihrer Kontextreferenzen verstanden werden können. Ien Ang (2008: 68) plädiert in diesem Verständnis für einen „radikalen Kontextualismus“, der davon ausgeht, dass es unmöglich sei „jedwede soziale oder textuelle Bedeutung jenseits der komplexen Situation, in der sie entsteht, zu bestimmen.“ Die Einblicke in die kommunikationswissenschaftliche Aneignungsforschung und ihre dezidierte Beschäftigung mit dem Gegenstand Kontext zeigen Parallelen zur Soziolinguistik und sprachwissenschaftlichen Diskursanalyse (im Sinne Warnkes 2018). Kultur als ein Kontextmerkmal stellt dabei einen gemeinsamen Nenner der genannten Disziplinen dar, der für die Analyse und das Verstehen eines sozialen Phänomens in seinem Kontext zentral bedeutsam ist. Warnke (2008: XX, [Herv. i. O.]) verweist für die linguistische Diskursanalyse auf ethnographische Ansätze: „Dies bedeutet eine Verschiebung von der *close analysis of the text itself* zu einer Analyse der Produktion und Nutzung von Texten *in specific situations and contexts* bzw. eine Beachtung der Verschränkung von Textualität und Kontextualität.“ Damit wird die gemeinsame Grundhaltung der verschiedenen Ansätze bei der Analyse von Kontext deutlich: die Analyseperspektive weitet sich aus. Schließlich steht nicht mehr nur das Forschungsobjekt im Mittelpunkt der Betrachtung, sondern das Forschungsobjekt in seinen Relationen und Interaktionen mit dem Kontext.

3.3 Zwischenfazit

Die zuvor dargelegten Einblicke in linguistische sowie kommunikationswissenschaftliche Perspektiven auf Kontext legen sowohl Berührungspunkte als auch spezifische Blickwinkel der Disziplinen offen. In einem ersten Schritt wurden typische Kontextverständnisse ausgewählter linguistischer Teildisziplinen beleuchtet und deren Sichtweisen systematisiert. Dabei ist deutlich geworden, dass Kontext einerseits aufgrund seiner zentralen Bedeutung für die jeweilige Teildisziplin der Sprachwissenschaft als selbstverständlich erachtet und folglich

kaum hinterfragt wird, andererseits eine bereits als klassisch geltende ‚Dreiteilung‘ in einen sprachlichen, einen personal-sozialen sowie einen situativen Kontext erfährt. Während einige Teildisziplinen sich stärker auf den sprachlichen Kontext und folglich auf das Verhältnis zwischen Kontext und Text konzentrieren, fokussieren andere Teildisziplinen den außersprachlichen/nichtsprachlichen Kontext bzw. die gegenseitigen Beziehungen zwischen den drei ‚Kontexten‘. Aus der Sicht der interaktionalen Teildisziplinen kann Kontext nicht nur unsere Art und Weise der Kommunikation beeinflussen, sondern zugleich auch von ihr geprägt werden.

Dass soziale Phänomene nicht isoliert, sondern nur in ihrer kontextuellen Einbettung versteh- und interpretierbar sind, zeigt die qualitative Sozialforschung. Kultur wird dabei sowohl in den Cultural Studies als auch der Soziolinguistik und Diskursanalyse als ein zentraler Kontextfaktor hervorgehoben. Somit weitet sich die Analyseperspektive automatisch, denn schließlich steht nicht mehr nur das jeweilige Forschungsobjekt im Interesse, sondern das Forschungsobjekt in seinen vielfältigen Kontextbeziehungen. Geht es um massenmedial vermittelte Kommunikation, so greift die Analyse der medial vermittelten Inhalte zu kurz; vielmehr gilt es die Produktions- und Rezeptionszusammenhänge aufzudecken und zu analysieren. In der Tradition der Cultural Studies sind schließlich der Produktions- und Rezeptionskontext entscheidend für die Bedeutungskonstitution massenmedial vermittelter Inhalte. Die Vielschichtigkeit und Dynamik bei Bedeutungszuschreibungen in sozialen Kontexten stellt auch Erving Goffman fest.

Wenngleich eine Breite an unterschiedlichen Definitionen und Verständnissen des Begriffs besteht, so ist ein Merkmal über Fächergrenzen hinweg zu konstatieren: Der Kontext ist von zentraler Bedeutung für soziale Strukturen, Beziehungen, Bedeutungskonstruktion und Verständigung. Mit anderen Worten lässt sich vorläufig behaupten, dass der Kontext Macht hat, Macht darüber, wie menschliche Kommunikation verläuft und verstanden werden kann und darüber wie Sprache funktioniert und wirkt. Vergleichbar mit Schiewes Verständnis von der Macht der Sprache (1998) verstehen wir die Macht des Kontextes vor allem in seiner Unabdingbarkeit für das Gelingen menschlicher Kommunikation.

4 Synopse aller Beiträge

Die hier versammelten Beiträge werden in der folgenden Synopse zusammengeführt. Auf diese Weise sollen die unterschiedlichen Forschungsschwerpunkte,

die jeweils dominante Analyseebene sowie die These der einzelnen Beiträge systematisiert werden. Unter Analyseebene unterscheiden wir die drei Ebenen Mikro-, Meso- und Makroebene. Entsprechend des interdisziplinären Charakters des Bandes schließen wir uns einem sozialwissenschaftlichen Verständnis dieser Ebenen an: Die Mikroebene umfasst die Handlungsebene, hier stehen Individuen sowie Gruppen und damit Kommunikation auf Individualebene im Forschungsinteresse, die Mesoebene meint Organisationen sowie Institutionen und deren Kommunikationen, die Makroebene umfasst schließlich die Gesellschaft als Ganzes oder gesellschaftliche Teilbereiche und damit verbundene Kommunikation (Donges und Jarren 2017: 18). In der Zusammenschau wird deutlich, dass der Kontext zu der bestimmenden Größe jeder kommunikativen Aktivität wird und dadurch Macht auf Sprache, Sprachverwendung und die Interaktion ausübt.

Tabelle 1: Greifswalder Thesen zur Macht des Kontextes

Autor*in	Forschungsgegenstand	Ebene (Makro-, Meso-, Mikro), auf der der Kontext angesiedelt ist	These
Birte Arendt	Repetitionen in Gesprächen von Kindern	Mikroebene Gemeint ist der sequentielle Kontext im Gespräch.	Jede Äußerung im Gespräch ist kontextgebunden und kontextschaffend gleichermaßen.
Klaus Beck	Vermittlungskontexte öffentlicher Kommunikation, speziell von Onlinekommunikation; Normen- und Institutionskontexte sowie Organisations- und Verwertungskontexte	Meso-Makro-Link Im Zentrum stehen sozial-institutionelle Kontexte.	Digitale Plattformen erzeugen neuartige Kontexte der gesellschaftlichen Kommunikation: Die institutionellen Medienkontexte gemeinwohlorientierter journalistischer Texte werden in Frage gestellt; gesellschaftliche Kommunikation wird der Produktion eines „Schattentextes“ (Zuboff 2018) von Datenströmen unterordnet.

(wird fortgeführt auf nächster Seite)

Tabelle 1: Greifswalder Thesen zur Macht des Kontextes

Autor*in	Forschungsgegenstand	Ebene (Makro-, Meso-, Mikro), auf der der Kontext angesiedelt ist	These
Roman Dubasevych	Kulturtransfer am Beispiel des Filmmusicals <i>Stiljagi</i> (2008)	Makroebene Kontext wird mit Kultur gleichgesetzt. Zugleich wirkt der Kontext bis auf die Mikroebene, da er bis ins Unbewusste der menschlichen Psyche reicht.	Der Kontext wird in den Kulturwissenschaften immer häufiger als Synonym zur Kultur verwendet. Es vollzieht sich eine Verschiebung von einer linguistisch-textuellen Werkorientierung hin zum gesamtulturellen Rahmen, die auch die Entwicklung der Literaturwissenschaften charakterisiert. Dabei funktioniert der Kontext wie eine übermächtige, ja überdeterminierende Instanz, die, nicht unähnlich dem (kollektiven) Unbewussten, die manifesten Inhalte konterkarieren kann.
Christina Gansel	Textsorte <i>Traktat</i> im Bereich der Wissenschaft	Mikro-Makro-Link Die Textsorte <i>Traktat</i> wird auf Mikroebene angesiedelt. Die Textsorte wirkt reflexiv auf den Wissenschaftsbereich, der als gesellschaftlich ausdifferenziertes Teilsystem und damit auf der Makroebene zu verstehen ist.	Kontextualisierung in historischer Perspektive, auf Modernisierung im 18. Jahrhundert bezogen, bedeutet, dass sich modernisierende Systeme in der Selbstbeschreibung selbst konstituieren. Der in Kommunikation (unbewusst und bewusst) mit- und eingeführte Wissenskotext sowie der sprachliche Kotext generieren die Eigenlogik sozialer Systeme.
Jakob Jünger	Online-Plattformen, Verfügbarkeit bzw. Verhältnis zwischen API und wissenschaftlicher Forschung	Meso-Makro-Link Im Zentrum stehen Online-Plattformen und die Verfügbarkeit ihrer Daten für die wissenschaftliche Forschung.	Die Gestaltung der Plattformen begünstigt und behindert wissenschaftliche Forschung gleichermaßen und kann so dazu beitragen, wissenschaftliche Aufmerksamkeit und schließlich wissenschaftliche Relevanz zu formen.

Tabelle 1: Greifswalder Thesen zur Macht des Kontextes

Autor*in	Forschungsgegenstand	Ebene (Makro-, Meso-, Mikro), auf der der Kontext angesiedelt ist	These
Stephan Kessler	Kontext vor dem Hintergrund eines Interaktionsrituals als Teil einer kommunikativen Gattung	Mikro-Makro-Link Im Fokus stehen Interaktionsrituale, die mit Blick auf eine Typologie von kommunikativen Gattungen analysiert werden.	Ein Kontext ist die Apperzeption einer Äußerung im Hinblick auf die Generierung einer Redesituation, die für den Wahrnehmenden eine eindeutige Position in einem Interaktionsritual einnimmt.
Jana Kiesendahl	Kontextualisierungsverfahren in Online-Seminaren	Mikro-Meso-Link Gegenstand der Betrachtung sind konkrete Verfahren im Gesprächstyp Online-Seminar mit Bezug zum institutionellen Kontext.	Online-Seminare erfordern mehrdimensionale Kontextualisierungsverfahren, die einerseits auf die medialen Eigenschaften und andererseits auf die Funktion der kommunikativen Gattung „Online-Seminar“ zurückzuführen sind.
Holger Kuße	Kontext und Invarianz; Reformulierung von Inferenz- und Framesemantik	Mikro-Makro-Link Gegenstand der Analysen sind Lexeme und deren Bedeutungen auf der Mikroebene. Damit werden Rückschlüsse auf das Sprachsystem (Makroebene) ermöglicht.	Bedeutungen werden in der Kommunikation von den Partizipantinnen und den Partizipanten erzeugt und sind somit immer auch kontextuell. Lexikalische Grund- bzw. Kernbedeutungen sind dadurch aber nicht ausgeschlossen, sondern Mitspieler in der Bedeutungsgenese. Kommunikationssituationen bilden referentielle und kommunikative Ausschnitte für Bedeutungsinterpretationen im Bedeutungsverstehen.

(wird fortgeführt auf nächster Seite)

Tabelle 1: Greifswalder Thesen zur Macht des Kontextes

Autor*in	Forschungsgegenstand	Ebene (Makro-, Meso-, Mikro), auf der der Kontext angesiedelt ist	These
Andreas Ohme	Kontext(e) als Problem der Literaturwissenschaft	Mikro-Makro-Link Im Mittelpunkt steht die rezipientenorientierte Betrachtung, die am Beispiel eines literarischen Werkes erfolgt. Dies ermöglicht Rückschlüsse für die Makroebene speziell für die Produktions- und Rezeptionssituation von Texten.	Das Spezifikum der literarischen Kommunikation besteht darin, dass für das Textverständnis lediglich der Teilkontext des Empfängers von Bedeutung ist, da die Teilkontexte des Senders sowie des Referenten als Komponenten zur Sicherung des Textverständnisses im Bereich der Literatur ausfallen.
Kerstin Thummes	Wahrnehmung von Machtverhältnissen in öffentlichen Diskursen	Meso-Makro-Link Gegenstand des Beitrages ist die Frage, ob und wie mächtige Akteur*innen und Strukturen gesellschaftliche Diskurse determinieren.	Die Macht der Kontexte kann nicht durch rationale Diskurse, sondern nur durch eine agonistische Streitkultur sichtbar gemacht werden.

Kontext in all seinen Lesarten kann folglich auf allen Ebenen verortet werden, er manifestiert sich auf der sprachlichen Mikroebene ebenso wie in institutioneller oder gesellschaftlicher Kommunikation. Damit zeigt sich seine breite Anwendbarkeit für ganz unterschiedliche Fragestellungen und Kommunikationsformen. Trotz dieser Breite verwässert der Kontextbegriff nicht, sondern er behält ein hohes Erklärungspotenzial für ganz unterschiedliche Fragestellungen, Analyseperspektiven und Kommunikate. Der Kontextbegriff ist damit hochgradig produktiv. In der Zusammenschau der Beiträge (Tabelle 1) wird zudem offenkundig, dass sich auf einer abstrakten Ebene Merkmale bestimmen lassen, die dem Kontext disziplinenübergreifend zugeschrieben werden. Zunächst verfügt der Kontext stets über eine Doppelstruktur. Damit ist gemeint, dass es stets einen Gegenpart von Kontext gibt – Kontext steht stets in der Differenz zu etwas, was gleichsam wie der Kontext bedeutend für die Bedeutungskonstitution ist. In den Beiträgen von Stephan Kessler sowie Holger Kuße war dieser Gegenpart das

Merkmal der (Bedeutungs-)invarianz von Begriffen. Auf interaktionaler Ebene können verschiedene Teilkontexte als Quasi-Gegenpart oder Mitspieler bei der Bedeutungskonstitution analytisch differenziert werden. Im Beitrag von Birte Arendt bilden einzelne Gesprächssequenzen die Teilkontexte von Äußerungen, die in ihrer Gesamtheit die konkrete Bedeutung der Äußerung interaktiv gestalten. Ähnlich erkennt Christina Gansel für die Textsorte Traktat den kommunikativ vermittelten Wissenskontext sowie den sprachlichen Kotext als Teilkontexte, die wiederum die Eigenlogik und Selbstbeschreibung sozialer Systeme konstituieren. Für Kontextualisierungsverfahren in Online-Seminaren erkennt Jana Kiesendahl, dass diese von zwei Teilkontexten bestimmt werden: Diese sind einerseits das Medium mit seinen technischen Eigenschaften und andererseits die konkrete kommunikative Gattung.

In den Beiträgen lassen sich Grenzen der Macht des Kontextes feststellen. Diese Grenzen sind erkennbar, wenn der Kontext analytisch in seine Teilkontexte differenziert wird. So erkennt Andreas Ohme, dass bei literarischer Kommunikation lediglich der Teilkontext des/der Empfänger*in, also der Leser*in, bedeutend für die konkrete Bedeutungskonstitution und Werkinterpretation sei. Mit Blick auf die Verfügbarkeit von Daten für (speziell sozialwissenschaftliche) Forschung stellt Jakob Jünger eine ähnliche Dysbalance bezüglich der Macht verschiedener Teilkontexte fest. Dabei hebt Jünger vor allem die Übermacht von Online-Plattformen hervor, die diese bei der Zugänglichkeit forschungsrelevanter Daten haben. Im Umkehrschluss lässt sich fragen, welche Macht in Form von Datenkontrolle dann noch unabhängige Forscher*innen haben, die auf diese Daten angewiesen sind. Auch Klaus Beck kritisiert die Übermacht von Online-Medien und den damit verbundenen Datenkapitalismus, dem Nutzer*innen ausgesetzt seien. Für gesellschaftliche Diskurse stellt Kerstin Thummes aus stärker normativer Sicht fest, dass die Macht der (Teil-)Kontexte nur durch eine agonistische Streitkultur sichtbar gemacht werden könne. Entfällt eine Differenzierung in verschiedene Teilkontexte, erscheint die Macht des Kontextes umso stärker. So verfolgt Dubasevych ein breites Kontextverständnis, indem der Kontext zu einer übermächtigen Instanz wird; jedoch erkennt Dubasevych das Potenzial, sich dieser Übermacht zu widersetzen. Aus diesen komprimierten und spezifischen Perspektiven auf die Beiträge lässt sich die Behauptung von Teilkontexten begründen, die sich gegenseitig in ihrer Macht ausbalancieren. An solch ein Verständnis schließt sich dann die Frage an, ob bestimmte Teilkontexte mächtiger für die Bedeutungskonstitution oder den Kommunikationsprozess sind als andere. Diese Frage ist freilich nur mit Blick auf den konkreten Fall möglich.

5 Die Macht des Kontextes – eine Konklusion vor dem Desiderat einer Kontextlinguistik

Die hier versammelten Beiträge sowie der Forschungsüberblick zeigen letztendlich, dass der Kontext zwar auf die Interaktion und die Beteiligten wirkt, aber diese Wirkkraft keine unhintergehbare oder unsichtbare Einflussnahme ist. Die Interaktant*innen sind dem Kontext nicht alternativlos untergeben. Vielmehr interagieren die Beteiligten aktiv mit dem Kontext (so bei Arendt, Gansel, Kessler, Kiesendahl, Kuße, Ohme) oder kritisieren und widersetzen sich ihm (siehe bei Beck, Dubasevych, Jünger, Thummes; siehe auch die verschiedenen Lesarten von Medieninhalten bei Stuart Hall). Die Interagierenden können entscheiden, ob sie den gegebenen Rahmenbedingungen folgen oder sich ihnen widersetzen, damit besitzt der Kontext Macht, aber er ist keine einseitige Persuasion (vergleiche zur Differenz von Macht und Persuasion Eposito 1999: 84; siehe auch Hall 1999). Der Kontext, das wird deutlich, nimmt kultur- und sprachübergreifend Einfluss auf soziale Interaktion. Der Kontextbegriff hält viele Anknüpfungspunkte bereit und verspricht ein hohes Erklärungspotenzial für Formen und Funktionen ganz unterschiedlicher Kommunikationsprozesse. Diese zwei Merkmale, das Bereithalten zahlreicher Anknüpfungspunkte für jedwede Kommunikationsform und unterschiedliche Fachperspektiven sowie ein hohes Erklärungspotenzial für Formen und Funktionen von Kommunikation, rechtfertigen von der Macht des Kontextes zu sprechen.

Die Macht des einzelnen Kontextes ist insofern beschränkt, als in jedweder Kommunikationssituation nicht der eine monodimensionale Kontext vorliegt, sondern verschiedene Kontexte oder Teilkontexte miteinander, ineinander oder auch entgegen einander wirken. Anknüpfend an diese Feststellung schlagen wir folgende Überlegungen zur Macht des Kontextes vor:

Der Kontext umfasst sowohl das Zusammenführen als auch das Sich-Abgrenzen von Informationen. Es existiert stets mindestens ein Gegenpart zum Kontext und dieser Gegenpart ist wie der Kontext unabdingbar für die Bedeutungskonstitution. Kommunikation, Kommunikant*innen und Kontext stehen in wechselseitigen Dynamiken und Beziehungen, die als Machtverhältnisse zu verstehen sind. Zum einen wirkt der Kontext auf die Kommunikation sowie die Interagierenden, zum anderen beeinflussen die Interagierenden selbst den jeweiligen Kontext (Kontextualisierung). Der aktuell relevante Kontext kann in andere Zusammenhänge überführt, transkontextualisiert, rekontextualisiert und parodiert werden. Kommunikant*innen können dem jeweiligen Kontext in Gänze folgen, sich ihm ganz oder zum Teil widersetzen oder eben aktiv (und dies explizit oder implizit) gestalten. Der Kontext von Kommunikation gliedert sich in unterschiedliche Dimensionen und ist vielschichtig bzw. vielschichtiger als bisher angenommen. Die Dimensionen betreffen den sprachlichen/thematisch-sachlichen Kontext

(vorhergehende und anschließende Äußerungen, Inhalt der Kommunikation), den sozial-institutionellen Kontext (die Interagierenden und ihre Beziehungen zueinander sowie raum-zeitliche und kulturelle Aspekte) sowie den strukturell-technischen Kontext (technische Infrastruktur, über die die Kommunikation stattfindet). Diese Dimensionen oder auch Teilkontexte stehen wiederum in wechselseitigen Beziehungen. Die Machtanalyse eines jedweden Kontextes muss die verschiedenen Dimensionen entziffern und dahinterstehende Prozesse, Kräfte und Interessen diskutieren.

Solch eine differenzierte Perspektive auf die Macht des Kontextes verdeutlicht die Notwendigkeit einer eigenständigen Kontextlinguistik, mit der überhaupt erst die unterschiedlichen Dimensionen von Kontext systematisch analysiert werden können. Dabei erscheint es uns unabdingbar, dass diese Kontextlinguistik einen breiten Fokus hat und von sowohl sprach- als auch sozialwissenschaftlichen, insbesondere kommunikationswissenschaftlichen, Perspektiven und Verständnissen getragen ist.

Literatur

- Adamzik, Kirsten. 2016. *Textlinguistik. Grundlagen, Kontroversen, Perspektiven*. Berlin & Boston: de Gruyter.
- Androutsopoulos, Jannis. 2008. Cultural Studies und Sprachwissenschaft. In Andreas Hepp & Reiner Winter (Hgg.), *Kultur – Medien – Macht. Cultural Studies und Medienanalyse*, 237–253. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Androutsopoulos, Jannis, Yin Feng Hsieh, Joanna Kouzina & Reyhan Şahin. 2003. Vernetzte Mehrsprachigkeit auf Facebook: Drei Hamburger Fallstudien. In Angelika Redder, Julia Pauli, Roland Kießling, Kristin Bühlig, Bernhard Brehmer, Ingrid Breckner & Jannis Androutsopoulos (Hgg.), *Mehrsprachige Kommunikation in der Stadt: Das Beispiel Hamburg* (Mehrsprachigkeit 37), 161–197. Münster, New York, München & Berlin: Waxmann.
- Ang, Ien. 2008. Radikaler Kontextualismus und Ethnografie in der Rezeptionsforschung. In Andreas Hepp & Reiner Winter (Hgg.), *Kultur – Medien – Macht. Cultural Studies und Medienanalyse*, 61–79. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Aschenberg, Heidi. 1999. *Kontexte in Texten. Umfeldtheorie und literarischer Situationsaufbau*. Tübingen: Max Niemeyer. (Beihefte zur Zeitschrift für Romanische Philologie, Bd. 295).
- Auer, Peter. 1999. *Sprachliche Interaktion: Eine Einführung anhand von 22 Klassikern* (Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 60). Tübingen: Max Niemeyer.
- Beck, Klaus. 2020. *Kommunikationswissenschaft*. Stuttgart: UTB

- Bell, Allan. 2013. *Situated Language: The Guidebook to Sociolinguistics*. Chichester: Wiley Blackwell.
- Bonfadelli, Heinz, Otfried Jarren & Gabriele Siegert. 2010. *Einführung in die Publizistikwissenschaft*. Stuttgart: UTB.
- Brehmer, Bernhard & Grit Mehlhorn (Hgg.). 2018. *Potenziale von Herkunftssprachen. Sprachliche und außersprachliche Faktoren*. Tübingen: Stauffenburg.
- Brosius, Hans-Bernd. 2013. Kontext. In Günter Bentele, Hans-Bernd Brosius & Otfried Jarren (Hgg.), *Lexikon der Kommunikations- und Medienwissenschaft*, 169. Wiesbaden: Springer.
- Brown, Roger & Albert Gilman. 1960. The pronouns of power and solidarity. In Thomas A. Sebeok (ed.), *Style in Language*, 253–76. Cambridge: MIT Press.
- Bußmann, Hadomud. 1990. *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Stuttgart: Alfred Kröner.
- Dannerer, Monika. 2008. Die Macht der Kontexte: Tagungsbericht zur Interdisziplinären Tagung im Bildungszentrum Kloster Banz, 13. bis 15. April 2007. *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 36. 299–302.
- Dittmar, Norbert. 1997. *Grundlagen der Soziolinguistik: Ein Arbeitsbuch mit Aufgaben* (Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 57). Tübingen: Max Niemeyer.
- Donges, Patrick & Otfried Jarren. 2017. *Politische Kommunikation in der Mediengesellschaft: Eine Einführung*. Wiesbaden: Springer.
- Esposito, Elena. 1999. Macht als Persuasion oder Kritik der Macht. In Rudolf Maresch & Niels Werber (Hgg.), *Kommunikation – Medien – Macht*, 83–108. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Feilke, Helmuth. 2000. Die pragmatische Wende in der Textlinguistik. In Klaus Brinker, Gerd Antos, Wolfgang Heinemann & Sven F. Sager (Hgg.), *Text- und Gesprächslinguistik: Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*, 1. Halbband. 64–82. Berlin & New York: de Gruyter.
- Feilke, Helmuth. 2010. Kontexte und Kompetenzen – am Beispiel schriftlichen Argumentierens. In Peter Klotz, Paul R. Portmann-Tselikas & Georg Weidacher (Hgg.), *Kontexte und Texte: Soziokulturelle Konstellationen literalen Handelns*, 147–166. Tübingen: Narr.
- Ferguson, Charles A. 1966. National sociolinguistic profile formulas. In William Bright (Hg.), *Sociolinguistics. Proceedings of the UCLA Sociolinguistics Conference, 1964*. 309–324.
- Fillmore, Charles J. & Terence Langendoen (Hgg.) 1971. *Studies in linguistic semantics*.

- Fishman, Joshua A. 1965. Who speaks what language to whom and when. *La Linguistique* 2, S. 67–88.
- Fishman, Joshua A. 1972. The sociology of language. In Pier P. Giglioli (Hg.), *Language and social context*, 45–58.
- Fishman, Joshua A. 1975. *Soziologie der Sprache: Eine interdisziplinäre sozialwissenschaftliche Betrachtung der Sprache in der Gesellschaft*. München: Max Hueber.
- Fix, Ulla. 1996. Textstil und KonTextstile. Stil in der Kommunikation als umfassende Semiose von Sprachlichem, Parasprachlichem und Außersprachlichem. In Ulla Fix & Gotthard Lerchner (Hgg.), *Stil und Stilwandel. Bernhard Sowinski zum 65. Geburtstag gewidmet*, S. 111–128. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Fix, Ulla. 2008. Nichtsprachliches als Textfaktor: Medialität, Materialität, Lokalität. *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 36, S. 343–354.
- Franck, Dorothea. 1996. Kontext und Kotext. In Marcelo Dascal, Dietfried Gerhardus, Kuno Lorenz & Georg Meggle (Hgg.), *Sprachphilosophie: Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. 2. Halbband, 1323–1335. Berlin & New York: de Gruyter.
- Gansel, Christina. 2011. *Textsortenlinguistik*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Giles, Howard, Miles Hewstone, Ellen B. Ryan & Patricia Johnson. 1987. Research on Language Attitudes. In Ulrich Ammon, Norbert Dittmar & Klaus J. Mattheier (Hgg.), *Sociolinguistics / Soziolinguistik: An International Handbook of the Science of Language and Society / Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*, 585–597. Erster Halbband. Berlin & New York: de Gruyter.
- Goffman, Erving. 1959. *Presentation of Self in Everyday Life*. Garden City: Anchor Books.
- Goffman, Erving. 1977. *Rahmen-Analyse: Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Grossberg, Lawrence. 2008. Der Cross Road Blues der Cultural Studies. In Andreas Hepp & Reiner Winter (Hgg.), *Kultur – Medien – Macht. Cultural Studies und Medienanalyse*, 23–40. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Gumperz, John J. 1982. *Discourse strategies* (Studies in Interactional Sociolinguistics 1). Cambridge: Cambridge University Press.
- Hall, Stuart. 1999. Kodieren/Dekodieren. In Roger Bromley, Udo Göttlich & Carsten Winter (Hgg.), *Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung*, 92–10. Lüneburg: zu Klampen.

- Hall, Stuart. 1977. Culture, the media and the 'Ideological Effect'. In James Curran, Michael Gurevitch & Janet Woollacott (Hgg.), *Mass communication and society*, 315–348. London: Edward Arnold.
- Heine, Carmen. 2021. Einflussfaktor Kontext: Modelle und Methoden in Schreib- und Übersetzungswissenschaft. In Sandra Reitbrecht (Hg.), *Schreiben in Kontexten – soziokulturelle Dimensionen der Textproduktion in Deutsch als Fremdsprache: Studien Deutsch als Fremd- und Zweitsprache*, 15–33. Berlin: Erich Schmidt.
- Hepp, Andreas & Reiner Winter. 2008. Cultural Studies in der Gegenwart. In Andreas Hepp & Reiner Winter (Hgg.), *Kultur – Medien – Macht. Cultural Studies und Medienanalyse*, 9–20. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hjelmslev, Louis. 1974. *Prolegomena zu einer Sprachtheorie* (Linguistische Reihe, Band 9). München: Max Hueber.
- Kecskes, Istvan. 2014. Слово, контекст и коммуникативное значение. [Wort, Kontext und kommunikative Bedeutung]. In *Вестник РУДН, серия Лингвистика*, №1. 7–18.
- Kienpointner, Manfred. 2005. Dimensionen der Angemessenheit. Theoretische Fundierung und praktische Anwendung linguistischer Sprachkritik. *aptum* 2005/3. 193–219.
- Koenen, Erik & Christina Sanko. 2017. Die Mediengesellschaft und ihre Wissenschaft im Wandel: Disziplinäre Genese und Wandelprozesse der Kommunikationswissenschaft in Deutschland 1945–2015. In Stefanie Averbek-Lietz (Hg.), *Kommunikationswissenschaft im internationalen Vergleich: Transnationale Perspektiven*, 113–159. Wiesbaden: Springer.
- Kompa, Nikola, Henrike Moll, Regine Eckardt & Susanne Grassmann. 2013. Sprache, sprachliche Bedeutung, Sprachverstehen und Kontext. In Achim Stephan & Sven Walter (Hgg.), *Handbuch Kognitionswissenschaft*, 432–444. Stuttgart: Springer.
- Kostiučenko, Anastasija. 2016. *Sprachen und ihre Sprecher in Litauen: Eine soziolinguistische Untersuchung zum sozialen Status des Litauischen, Polnischen und Russischen*. Berlin: Logos.
- Kostiučenko, Anastasija. 2020. The Language Situation in Lithuania: Is There Anything to Worry About? In Stephan Kessler & Marko Pantermöller (Hgg.), *The Social Status of Languages in Finland and Lithuania: A Plurimethodological Empirical Survey on Language Climate Change*, 107–197. Berlin: Peter Lang.
- Krotz, Friedrich. 2009. Stuart Hall: Encoding/Decoding und Identität. In Andreas Hepp, Friedrich Krotz & Tanja Thomaß (Hgg.), *Schlüsselwerke der Cultural Studies*, 210–223. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Kuhnhenh, Martha. 2016. Vertrauen und Gespräch. In Pavla Schäfer (Hg.), *Linguistische Vertrauensforschung. Eine Einführung*, 157–177. Berlin & Boston: de Gruyter.
- Kuße, Holger. 2012. *Kulturwissenschaftliche Linguistik: Eine Einführung*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Labov, William. 1972. Das Studium der Sprache im sozialen Kontext. In Wolfgang Klein & Dieter Wunderlich (Hgg.), *Aspekte der Soziolinguistik*, 123–206. Frankfurt am Main: Athenäum Fischer Taschenbuch.
- Lambert, Wallace E., Richard C. Hodgson, Robert C. Gardner & Samuel Fillenbaum. 1960. Evaluational reactions to spoken language. In *Journal of Abnormal and Social Psychology* 60. 44–51.
- Lambert, Wallace E., Moshe Anisfeld & Grace Yeni-Komshian. 1965. Evaluational reactions of Jewish and Arab adolescents to dialect and language variations. In *Journal of Personal Social Psychology* 2. 84–90.
- Lambert, Wallace E. 1967. A social psychology of bilingualism. In *Journal of Social Issues: A Journal of the Society for the Psychological Study of Social Issues*. Vol. 23(2). 91–109.
- Levinson, Stephen. 1990. *Pragmatik*. Tübingen: Max Niemeyer.
- Linke, Angelika, Markus Nussbaumer & Paul R. Portmann. 2004. *Studienbuch Linguistik*. Tübingen: Max Niemeyer.
- Maresch, Rudolf & Niels Werber. 1999. Vorwort. In Rudolf Maresch & Niels Werber (Hgg.), *Kommunikation – Medien – Macht*, 7–18. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Meibauer, Jörg. 2006. *Pragmatik: Eine Einführung* (Stauffenburg-Einführungen 12) 2. Aufl. Tübingen: Stauffenburg.
- Meyen, Michael & Stefanie Averbeck-Lietz. 2016. Nicht standardisierte Methoden in der Kommunikationswissenschaft: Eine Entwicklungsgeschichte zur Einführung. In Stefanie Averbeck-Lietz & Michael Meyen (Hgg.), *Handbuch nicht standardisierte Methoden in der Kommunikationswissenschaft*, 1–14. Wiesbaden: Springer.
- Müller, Jürgen E. 2010. Kontexte, Macht und Medien: Zur geschichts- und identitätsbildenden Funktion intermedialer Praxen am Beispiel des Irakkriegs. In Peter Klotz, Paul R. Portmann-Tselikas & Georg Weidacher (Hgg.), *Kontexte und Texte: Soziokulturelle Konstellationen literalen Handelns*, 283–300. Tübingen: Narr.
- Pereverzeva, N. A. 2017. О разных подходах к изучению контекста в лингвистике. [Zu verschiedenen Ansätzen in der Erforschung des Kontextes in der Linguistik] In *Вестник Вятского государственного университета*. 52–56.

- Portmann-Tselikas, Paul R. & Georg Weidacher. 2010. Nicht nur zur Begrifflichkeit. Kontexte, Kommunikation und Kompetenzen. In Peter Klotz, Paul R. Portmann-Tselikas & Georg Weidacher (Hgg.), *Kontexte und Texte: Soziokulturelle Konstellationen literalen Handelns*, 9–57. Tübingen: Narr.
- Schäffner, Christina. 2011. Übersetzen. In Karlfried Knapp et al. (Hgg.), *Angewandte Linguistik*. 3. Auflage, 467–485. Tübingen: Narr Francke Attempto.
- Schiewe, Jürgen. 1998. *Die Macht der Sprache*. München: Ch. Beck.
- Schmidt, Siegfried J. 1999. Technik – Medien – Politik: Die Erwartbarkeit des Unerwarteten. In Rudolf Maresch, Niels Werber (Hgg.), *Kommunikation – Medien – Macht*, 108–132. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schmidt, Siegfried J. 1973. *Texttheorie*. München: Wilhelm Fink.
- Scholl, Armin. 2016. Die Logik qualitativer Methoden in der Kommunikationswissenschaft. In Stefanie Averbeck-Lietz & Michael Meyen (Hgg.), *Handbuch nicht standardisierte Methoden in der Kommunikationswissenschaft*, 17–32. Wiesbaden: Springer.
- Schwarz-Friesel, Monika & Manfred Consten. 2014. *Einführung in die Textlinguistik*. Darmstadt: WBG.
- Selting, Margret. 1997. Interaktionale Stilistik: Methodologische Aspekte der Analyse von Sprechstilen. In Margret Selting & Barbara Sandig (Hgg.), *Sprech- und Gesprächsstile*, 9–43. Berlin & New York: de Gruyter.
- Slama-Cazacu, Tatiana. 1974. Leistung und Grenzen des sozialen Kontexts sprachlichen Verhaltens. In Siegfried J. Schmidt (Hg.), *Pragmatik I: Interdisziplinäre Beiträge zur Erforschung der sprachlichen Kommunikation*, 118–131. München: Wilhelm Fink.
- Sowinski, Bernhard. 1983. *Textlinguistik: Eine Einführung*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Stalnaker, Robert C. 1999. *Context and Content. Essays on Intentionality in Speech and Thought*. Oxford: Oxford University Press.
- Theunert, Helga. 2008. Qualitative Medienforschung. In Uwe Sander, Friederike von Gross & Kai-Uwe Hugger (Hgg.), *Handbuch Medienpädagogik*, 301–306. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Vogt, Rüdiger. 2011. Gesprächsfähigkeit im Unterricht. In Karlfried Knapp et al. (Hgg.), *Angewandte Linguistik*. 3. Auflage, 78–103. Tübingen: Narr Francke Attempto.
- Warnke, Ingo H. 2008. Diskurslinguistik: Verdichtete Programmatik vor weitem Horizont. In Ingo H. Warnke, *Handbuch Diskurs*. Handbücher Sprachwissenschaft, Band 6 Herausgegeben von Ekkehard Felder und Andreas Gardt, IX–XXXIV. Berlin & Boston: de Gruyter.

Weber, Max. 2013. *Wirtschaft und Gesellschaft: Soziologie*. Unvollendet 1919–1920. Hrsg. von Knut Borchardt, Edith Hanke und Wolfgang Schluchter. Tübingen: Mohr Siebeck.

Autor*innenverzeichnis

Dr. habil. Birte Arendt ist Leiterin des Kompetenzzentrums für Niederdeutschdidaktik. Arbeitsbereich Germanistische Sprachwissenschaft, Institut für Deutsche Philologie, Universität Greifswald.

Prof. Dr. Klaus Beck ist Inhaber des Lehrstuhls für Kommunikationswissenschaft am Institut für Politik- und Kommunikationswissenschaften der Universität Greifswald.

Jun.-Prof. Dr. Roman Dubasevych ist Juniorprofessor für Ukrainische Kulturwissenschaft am Institut für Slawistik der Universität Greifswald.

Prof. Dr. Christina Gansel war wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Deutsche Philologie (Arbeitsbereich Germanistische Sprachwissenschaft) der Universität Greifswald.

Jun.-Prof. Dr. Jakob Jünger ist Juniorprofessor am Institut für Kommunikationswissenschaft der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster.

Prof. Dr. Stephan Kessler ist Inhaber des Lehrstuhls für Baltistik am Institut für Baltistik der Universität Greifswald.

Dr. Jana Kiesendahl ist Projektleiterin für die digitale Lehre an der Universität Greifswald.

Dr. Anastasija Kostiučenko ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an den Instituten für Slawistik (Lehrstuhl für Slawische Sprachwissenschaft) und Baltistik (Lehrstuhl für Baltistik) der Universität Greifswald.

Dr. Martha Kuhnhen ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Politik- und Kommunikationswissenschaften (Lehrstuhl für Kommunikationswissenschaft mit Schwerpunkt Organisationskommunikation) der Universität Greifswald.

Prof. Dr. Holger Kuße ist Inhaber der Professur für Slavische Sprachgeschichte und Sprachwissenschaft am Institut für Slavistik der TU Dresden.

Prof. Dr. Mathias Niendorf ist Inhaber des Lehrstuhls für Osteuropäische Geschichte am Historischen Institut der Universität Greifswald.

Prof. Dr. Andreas Ohme ist Inhaber des Lehrstuhls für Slawische Literaturwissenschaft am Institut für Slawistik der Universität Greifswald.

Prof. Dr. Kerstin Thummes ist Inhaberin des Lehrstuhls für Kommunikationswissenschaft mit Schwerpunkt Organisationskommunikation am Institut für Politik- und Kommunikationswissenschaften der Universität Greifswald.

Wissen – Kompetenz – Text

Herausgegeben von Christian Efing / Britta Hufeisen / Nina Janich

- Band 1 Nina Janich / Alfred Nordmann / Liselotte Schebek (Hrsg.): Nichtwissenskommunikation in den Wissenschaften. Interdisziplinäre Zugänge. 2012.
- Band 2 Markus Wiene: Lesart und Rezipienten-Text. Zur materialen Unsicherheit multimodaler und semiotisch komplexer Kommunikation. 2011.
- Band 3 Christiane Stumpf: Toilettengraffiti. Unterschiedliche Kommunikationsverhalten von Männern und Frauen. 2013.
- Band 4 Gabriele Klocke: Entschuldigung und Entschuldigungsannahme im Täter-Opfer-Ausgleich. Eine soziolinguistische Untersuchung zu Gesprächsstrukturen und Spracheinstellungen. 2013.
- Band 5 Christian Efing (Hrsg.): Ausbildungsvorbereitung im Deutschunterricht der Sekundarstufe I. Die sprachlich-kommunikativen Facetten von "Ausbildungsfähigkeit". 2013.
- Band 6 Zhouming Yu: Überlebenschancen der Kleinsprachen in der EU im Schatten nationalstaatlicher Interessen. 2013.
- Band 7 Karl-Hubert Kiefer / Christian Efing / Matthias Jung / Annegret Middeke (Hrsg.): Berufsfeld-Kommunikation: Deutsch. 2014.
- Band 8 Lisa Rhein: Selbstdarstellung in der Wissenschaft. Eine linguistische Untersuchung zum Diskussionsverhalten von Wissenschaftlern in interdisziplinären Kontexten. 2015.
- Band 9 Christian Efing (Hrsg.): Sprache und Kommunikation in der beruflichen Bildung. Modellierung – Anforderungen – Förderung. 2015.
- Band 10 Marcel Dräger / Martha Kuhnhenh (Hrsg.): Sprache in Rede, Gespräch und Kommunikation. Linguistisches Wissen in der Kommunikationsberatung. 2017.
- Band 11 Sandra Ballweg (Hrsg.): Schreibberatung und Schreibförderung: Impulse aus Theorie, Empirie und Praxis. 2016.
- Band 12 Christian Efing / Karl-Hubert Kiefer (Hrsg.): Sprachbezogene Curricula und Aufgaben in der beruflichen Bildung. Aktuelle Konzepte und Forschungsergebnisse. 2017.
- Band 13 Nina Janich / Lisa Rhein (Hrsg.): Unsicherheit als Herausforderung für die Wissenschaft. Reflexionen aus Natur-, Sozial- und Geisteswissenschaften. 2018.
- Band 14 Veronika Elisabeth Künkel: Kulturwissenschaftlich-interkulturelle Linguistik. Kommunikationstheoretische Grundlegungen, interkulturelle Dimensionen und fremdsprachendidaktische Perspektiven. 2021.
- Band 15 Katrin Burkhalter / Bernadette Rieder (Hrsg.): Schreibratgeber für die Hochschule. Eine Buchsorte zwischen Wissenschaft und Markt. 2022.
- Band 16 Anastasija Kostiučenko / Martha Kuhnhenh (Hrsg.): Die Macht des Kontextes: Sprache(n) und Kommunikation. 2022.

